

© Copyright Sauerländer Heimatbund

Gefördert durch

**Der Ministerpräsident
des Landes Nordrhein-Westfalen**



HSK

**KREIS
OLPE**



De Suerländer

1968

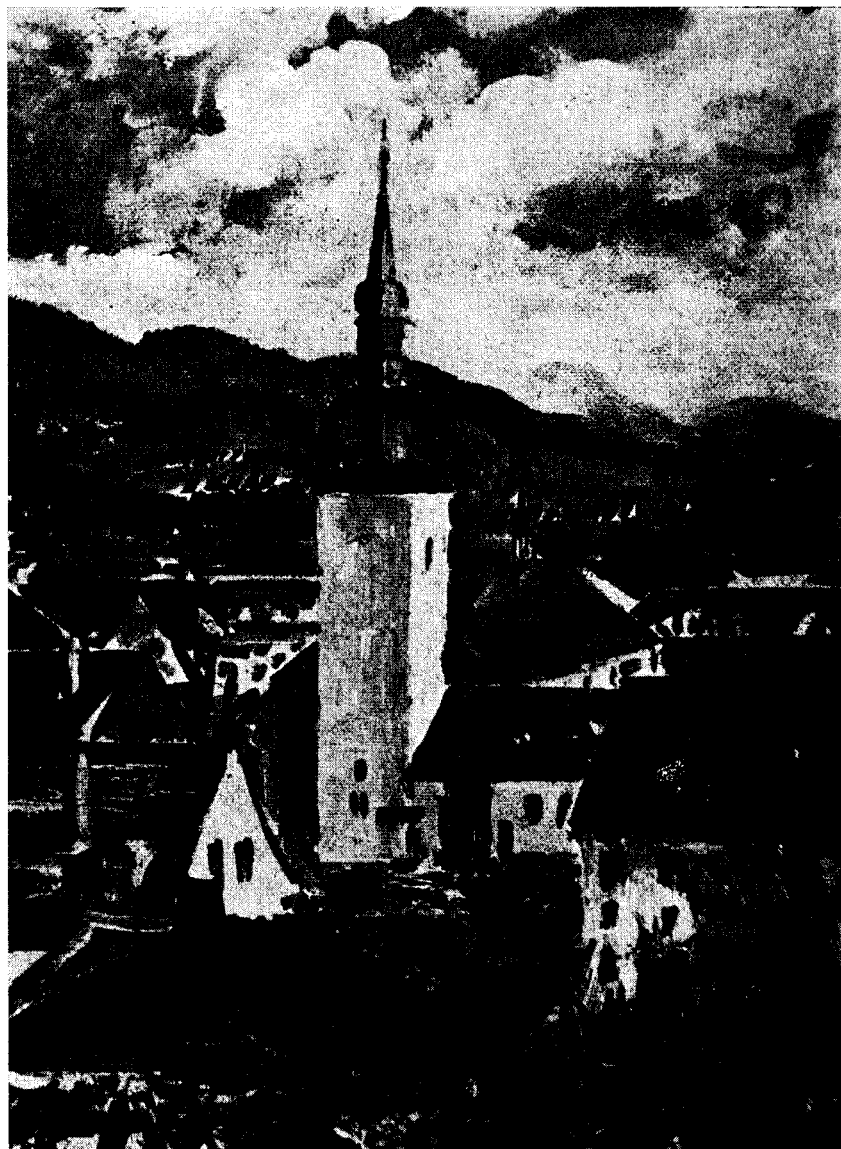
Zum Geleit

Der Sauerländer Heimatbund schickt seinen »Suerländer« zum siebzehnten Mal nach dem Krieg ins kurkölnische Land. Er ist gewiß, daß er bei allen sauerländischen Landsleuten auch in diesem Jahr wieder wie ein alter Freund freudig aufgenommen wird, wie er es sicher auch verdient. Allen Freunden in Stadt und Land unser Gruß: Guatt helpe!

WERNER BROERMANN

1. Vorsitzender des Sauerländer Heimatbundes

Fredeburg, im Oktober 1967



Meschede

Aquarell von Heinrich Kniffka



Datum	Fest- und Namenstage	Sonnen- Aufg.	Untg.	Tier- kreis
1 M	Neujahr	8.36	16.26	☾
2 D	Markarius	8.36	16.27	♏
3 M	Genoveva	8.36	16.28	♏
4 D	Rigobert	8.36	16.30	♏
5 F	Telesphorus	8.36	16.31	♏
6 S	Erscheinung des Herrn	8.36	16.32	♏
7 S	Fest der hl. Familie ☾	8.35	16.33	♏
8 M	Erhard	8.35	16.35	♏
9 D	Julian	8.34	16.36	♏
10 M	Agathon	8.34	16.39	♏
11 D	Theodosius	8.33	16.39	♏
12 F	Arkadius	8.33	16.40	♏
13 S	Ged. d. Taufe d. Herrn	8.32	16.42	♏
14 S	2. n. Erscheinung, Felix	8.31	16.43	♏
15 M	Paulus d. Einsiedler ☾	8.30	16.45	♏
16 D	Marcellus	8.30	16.46	♏
17 M	Antonius	8.29	16.48	♏
18 D	Priska	8.28	16.50	♏
19 F	Martha	8.27	16.51	♏
20 S	Sebastian	8.26	16.53	♏
21 S	3. n. Erscheinung, Agnes	8.25	16.54	♏
22 M	Meinrad ☾	8.24	16.56	♏
23 D	Raimund	8.22	16.58	♏
24 M	Timotheus	8.21	17.01	♏
25 D	Pauli Bekehrung	8.20	17.02	♏
26 F	Polycarp	8.18	17.03	♏
27 S	Johannes Chrysostomus	8.17	17.05	♏
28 S	4. n. Erscheinung, Manfred	8.16	17.07	♏
29 M	Franz von Sales ●	8.14	17.09	♏
30 D	Martina	8.13	17.10	♏
31 M	Johannes Bosco	8.11	17.12	♏

Wetterregeln

Ist der Januar lind, Lenz und Sommer fruchtbar sind / Tanzen im Januar die Mucken, muß der Bauer nach dem Futter gucken / Die Neujahrsnacht still und klar deutet auf ein gutes Jahr / Vincenzi (22.) Sannenschein bringt viel und Wein.

„Der Hundertjährige“

Januar

Der Monat fängt mit Kälte an, ab 20. Schnee bis zum 26., dann Schnee und Regen bis zum Ende.

Wunderstille Nacht der Sterne!
Tage sanken, die verstummen.
Aus des Aufgangs goldner Ferne
steigt das Heer der noch verummten.

Sag, was halten die Gestalten?
Freudenbecher, Tränenkrüge?
Strahlt die Wahrheit, höhnt die Lüge
aus den dunkel noch umwallten?

Rausch und Jubel übertönen
nicht der Seele banges Fragen,
bis der Glocke helles Dröhnen
Antwort läutet dem Verzagen.

Der du Anfang bist und Ende,
Herr der Jahre, Herr der Tage,
über uns in Lust und Klage
breite schützend du die Hände!

Anton Aulke



Dr. h. c. Wilhelm Arnoldi

Der Hohe-Bracht-Turm trägt seine Ehrentafel

Wer die „Hohe Bracht“ besucht, von deren Turm man sicher einen der schönsten Rundblicke über die Berge des Sauerlandes bewundern kann, sieht draußen eine große Ehrentafel, die von der Bildhauerin Anneliese Schmidt-Elkeringhausen geschaffen ist und dem Andenken an Wilhelm Arnoldi gilt. „Dr. Dr. h. c. Wilhelm Arnoldi, Ministerialdirektor a. D. / Dem treuen Sohn und Förderer der Sauerländer Heimat“ steht in Bronzeuß geschrieben. Am 30. Dezember 1964 war er 80 Jahre alt geworden; an diesem Geburtstag bereitete ihm die Heimat diese schöne Ehrung. Einige Monate später ist er bereits gestorben. Wilhelm Arnoldi ist in Altenhündem geboren; in Attendorf, wo er mit dem späteren Prof. Dr. Börger aus Grevenbrück, einem Bahnbrecher der Getreidewirtschaft in Uruguay, die Schulbank drückte, bestand er das Abitur, studierte dann zunächst Philosophie und Theologie und wechselte zur Landwirtschaft über, obschon er in den anderen Fächern bereits glänzende Examina bestanden hatte. Das Landwirtschaftliche Staatsexamen legte er an der Königsberger Universität ab und promovierte hier auch zum Dr. agr. mit Auszeichnung. Mit Ostpreußen blieb er dadurch immer verbunden; er erhielt seine praktische Ausbildung auf einem landwirtschaftlichen Versuchsgut, heiratete auch eine Tochter des Landes und wurde nach Rückkehr aus dem ersten Weltkrieg, bei dem er an der Westfront mit dem heutigen Bundespräsidenten Heinrich Lübke zusammen war, Geschäftsführer der Landwirtschaftskammer für die Provinz Ostpreußen. Von hier aus wurde er ins Landwirtschaftsministerium nach Berlin berufen, war 1920 Regierungs- und Landesökonomierat, 1921 Ministerialrat, 1923 Ministerialdirektor, seit 1927 stellvertretendes Mitglied des Reichsrates und Leiter der Hauptabteilung und des Personalamtes. In diesen Jahren schuf er die Dämme auf der Nordseeinsel Sylt und ließ große Kultivierungen von Mooren durchführen. Seiner sauerländischen Heimat blieb Wilhelm Arnoldi immer verbunden; er ist der Initiator und Förderer des Baues der Hohen Bracht, deren Turm nun seine Ehrentafel trägt, auch die Vogelschutzwarte von Altenhündem wie auch die Staatliche Fischanstalt in Album haben in ihm den Anreger und ständigen Förderer zu ehren. Die Landwirtschaftliche Hochschule Berlin verlieh im 1929 den Dr. e. h. und das Ehrenbürgerrecht. Die NS-Machthaber entfernten den Mann, der als entschiedener Demokrat und Christ bekannt war, aus seinen Ämtern, aber er kämpfte hart gegen sie um seine Anerkennung als Beamter. Im Bombenkrieg wurde seine Wohnung in Berlin zerstört; einige Zeit war er nach dem Krieg als Ministerialdirektor und Landesgüterdirektor in der Zone tätig, dann siedelte er in die Heimat über, wo er sich noch eine Reihe Jahre schriftstellerisch betätigte und jedes Jahr den Besuch von Heinrich Lübke und Gattin erwarten durfte. Als Ministerialdirektor Arnoldi 1930 den Turm auf der Hohen Bracht einweihte, sagte er: „Sei dieses Bauwerk jedem Sauerländer heilig!“ Es war nämlich allen im Weltkrieg gefallenen Söhnen des Sauerlandes gewidmet. Wilhelm Arnoldi hat sich um das Sauerland verdient gemacht. (FS)



Datum	Fest- und Namenstage	Sonnen- Aufg.	Untg.	Tier- kreis
1 D	Ignatius	8.10	17.14	☿
2 F	Mariä Lichtmeß	8.08	17.16	♈
3 S	Blasius	8.07	17.18	♉
4 S	5. n. Ersch., Andreas	8.05	17.20	♊
5 M	Agatha	8.04	17.22	♋
6 D	Dorothea ☾	8.02	17.23	♌
7 M	Richard	8.00	17.25	♍
8 D	Johannes von Matha	7.58	17.27	♎
9 F	Cyryllus von Alexandrien	7.56	17.29	♏
10 S	Scholastika	7.55	17.31	♐
11 S	Septuagesima, Adolf	7.53	17.33	♑
12 M	7 Stifter d. Servitenordens	7.51	17.35	♒
13 D	Kastor	7.49	17.36	♓
14 M	Valentin ☼	7.47	17.38	♈
15 D	Faustinus	7.45	17.40	♉
16 F	Juliana	7.43	17.42	♊
17 S	Donatus	7.42	17.44	♋
18 S	Sexagesima, Simeon	7.40	17.46	♌
19 M	Gablnus	7.38	17.48	♍
20 D	Eleutherius	7.35	17.50	♎
21 M	Eleonore ☾	7.33	17.51	♏
22 D	Petri Stuhlfeier	7.31	17.53	♐
23 F	Petrus Damiani	7.29	17.55	♑
24 S	Matthias	7.27	17.57	♒
25 S	Quinquagesima, Walburga	7.25	17.59	♓
26 M	Alexander	7.23	18.00	♈
27 D	Fastnacht, Margareta	7.21	18.02	♉
28 M	Aschermittwoch ●	7.19	18.04	♊
29 D	Hilarius	7.17	18.05	♋

Wetterregeln

Februar Schnee und Regen deutet an den göttlich Segen / Wenn's der Hornung gnädig macht, bringt der Lenz den Frost bei Nacht / Wenn im Februar die Mücken geigen, müssen sie im März schweigen / Sannt sich der Dachs in der Lichtmeßwache, geht er auf vier Wochen wieder zu Loche.

**„Der Hundertjährige“
Februar**

Trüb und regnerisch zu Beginn, vom 9. bis 12. „schön liebliches Wetter“, sodonn drei Tage Schnee und wieder Frost, am 11. regnet es, dann schneit es bis zum 18., donoch setzt Regenwetter ein.

Et glt op Guarres Eeren
En Land met gurem Klank,
Dat hall ik haug in Ehren
Meyn ganße Liäwen lank.

All in der Walge liusket
Heww' ik diäm hallgen Lald,
Bat do de Blärgwald riukset
In stiller Einsamkalt.

Niu mag ik nit vertlusken,
Uem kainen Preys der Welt,
Dät Baum- un Quellenrlusken
Un bat dal Stäln verteilt.

Ik mochte nirgens bleywen
Ob meyner Wanderfohrt;
De Jomer deh mik dreynen,
Bit ik wler häime kohrt.

August Beule

Dr. Heinrich Kleine

Bedeutender Orthopäde und Chirurg



Ein Arzt, der sich in der orthopädischen und chirurgischen Krüppelfürsorge einen Namen gemacht hat, ist Dr. Heinrich Kleine, geboren am 16. Dezember 1887 in Förde. Nach dem Medizinstudium in Würzburg, München, Berlin und Kiel war er als Praktikant bei Geheimrat Dr. Oberst in Halle und dann bei Prof. Dr. Huismanns und Prof. Dr. Cramer in Halle tätig und wurde 1914 Assistenzarzt bei Prof. Dr. Cramer in der Universitätsklinik in Köln. Während des Krieges wurde er Oberarzt d.R. und 1921 berief man ihn als Krüppelarzt und Orthopäde zur Einrichtung der Krüppelfürsorge im Vest Recklinghausen, eine Fürsorge, die sich in den nächsten Jahren auf eine Reihe von Städten ausdehnte und zur Gründung der Vestischen Klinik für Orthopädie im Elisabethhospital in Herten führte, dessen Bettenzahl sich dadurch von 20 auf 150 erhöhte. Damals trat Dr. Kleine mit der Josefs-gesellschaft für Krüppelfürsorge in Köln-Deutz in Verbindung zwecks Übernahme der Berufsausbildung der von ihm operierten und behandelten Kranken, die im „Benediktushof“ in Maria Veen erfolgte. Auch dort blieb dann der Patient in seiner ärztlichen und fürsorgerischen Beobachtung. Fast 30 Jahre war Dr. Kleine als Berater der Josefs-gesellschaft tätig. Alle Krüppelsprechstunden wurden von ihm selbst wahrgenommen und zwar in sieben verschiedenen Orten. Es war eine große Freude für ihn, als sein Plan, in der Nähe von Recklinghausen eine Heilstätte für Knochen-Gelenktuberkulose zu errichten, und zwar im Waldgebiet „die Haard“, von den zuständigen Stellen aufgegriffen und durchgeführt wurde. Diese Heilstätte „Haardheim“ wurde im Oktober 1928 ihrer Bestimmung übergeben und stand wie die Klinik in Herten unter seiner Leitung. Am 1. Januar 1952 ging Dr. Kleine wegen Krankheit vorzeitig in den Ruhestand und starb am 28. September 1952, erst 64 Jahre alt. In vielen Nachrufen wurde unterstrichen, was die Kranken und was das ganze Vest Recklinghausen an diesem Arzt aus dem Sauerland verloren hatten, der als Chirurg wie als Orthopäde und Organisator gleichermaßen befähigt und erfolgreich war. Er blieb ärztlich-praktisch wie wissenschaftlich stets den neuesten Erkenntnissen auf der Spur und war auch sehr früh bestrebt, die neuzeitliche Sonnen- und Lichttherapie auszunutzen. Er hat, sagt einer der Nachrufe, in 23jähriger Arbeit die Ansicht widerlegt, daß Knochen- und Gelenktuberkulose nur im Hochgebirge zu heilen sei. Schon im Augenblick der Operation begann Dr. Kleine die sozialberufliche Betreuung des Kranken, die darauf abzielte, sie als möglichst vollwertige und durchaus nützliche Glieder in die Gemeinschaft hineinzuführen. Über den Arzt und bedeutenden orthopädischen Spezialisten, dessen Name weit über die deutschen Grenzen hinaus bekannt war, kann nichts Schöneres gesagt werden, als es geschah: er hat seine Kräfte für sein Lebenswerk im Dienste der leidenden Menschheit buchstäblich verzehrt.



Datum	Fest- und Namenstage	Sonnen- Aufg.	Untg.	Tier- kreis
1 F	Agnes	7.16	18.06	
2 S	Heinrich Suso	7.14	18.06	
3 S	1. Fastens., Kunigunde	7.12	18.10	
4 M	Kasimir	7.10	18.11	
5 D	Friedrich	7.08	18.13	
6 M	Victor	7.05	18.15	
7 D	Thomas von Aquin ☾	7.03	18.17	
8 F	Beate	7.01	18.18	
9 S	Franziska	6.58	18.20	
10 S	2. Fastens., 40 Märtyrer	6.56	18.22	
11 M	Rufina	6.54	18.24	
12 D	Gregor der Große	6.52	18.25	
13 M	Gerald	6.49	18.27	
14 D	Mathilde ☽	6.47	18.29	
15 F	Klemens Maria Hofbauer	6.45	18.31	
16 S	Heribert	6.43	18.32	
17 S	3. Fastens., Gertrud	6.40	18.34	
18 M	Cyrillus von Jerusalem	6.38	18.36	
19 D	Josef	6.36	18.38	
20 M	Frühlingsanf., Joachim	6.33	18.39	
21 D	Benedikt ☾	6.31	18.41	
22 F	Nikolaus von der Flüe	6.29	18.43	
23 S	Otto	6.26	18.44	
24 S	4. Fastens., Gabriel	6.24	18.46	
25 M	Mariä Verkündigung	6.22	18.48	
26 D	Ludger	6.20	18.50	
27 M	Rupert	6.17	18.51	
28 D	Joh. von Capistran ☽	6.15	18.53	
29 F	Eustasius	6.12	18.55	
30 S	Quirinus	6.10	18.56	
31 S	Passionssonntag, Guido	6.08	18.58	

Wetterregeln

Trockener März, nasser April, kühler Mai, füllt Scheuern und Keller und bringt viel Heu / Gertraud (17.) mit dem frammen Sinn ist die erste Gärtnerin / Ist Mariä Verkündigung (25.) ganze Jahr sehr fruchtbar schön und rein, so soll das sein.

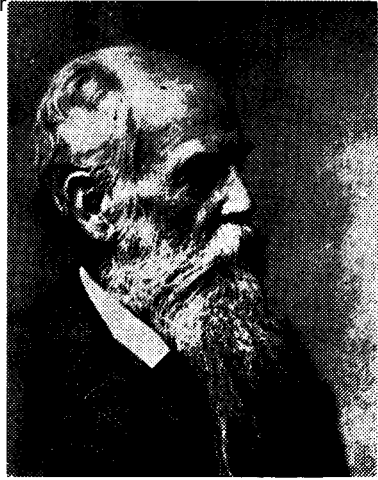
„Der Hundertjährige“

März

Beginnt mit „hartem Wetter“ bis zum 20., am 22. und 23. sehr kalt, vom 25. ab früh Eis, am Tag Tauwetter. Der Frühling ist anfangs ziemlich feucht.

Der Acker weilt sich von der Höhe her
Bis an den Wald, der leise dunkelt,
Wenn man, die Sonne auf der Stirn,
Zu ihm herniederblickt.
Der Winter schlug die Kälte tief
In seine Erde ein.
Nun bricht der Pflug die Schollen,
Und die Pferde dampfen.
Ihr Fell glänzt seidig auf im Sonnenlicht.
Die Erde atmet. —

Scholle hebt auf Scholle
Sich nun empor.
Bald wird die Saat
Im Frühlingslicht
Die Sonne suchen.
Der Bauer nickt.
Und „Hüh“ und „Hott“
Zieht er gelassen hinterm Pflug
Den Pferden nach,
Die Furch' um Furche reißen.
Hans Bahrs



Prof. Dr. Josef Plaßmann

Astronom aus dem Sauerland

In Arnsberg wurde am 24. Juni 1859 Josef Plaßmann geboren, Sohn des Ernst Plaßmann, Staatsanwalt zu Arnsberg, dann Rechtsanwalt und Notar in Hamm, 1862/63 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. Die Mutter Ottilie geb. Sommer war eine Tochter des bekannten Hofgerichtsadvokaten Johann Friedrich Joseph Sommer vom Arnsberger Brückenplatz (geboren in Kirchhundem), der 1848 Mitglied der preußischen Nationalversammlung war und als Schriftsteller unter dem Namen „Westphalus Eremita“ bekannt ist. Josef Plaßmann promovierte zum Dr. phil., war Professor am Gymnasium Paulinum in Münster, wurde 1899 Lektor und 1913 ordentlicher Honorarprofessor für Astronomie an der Universität Münster, von 1921 bis 1930 Vorsteher der Universitätssternwarte; Er starb in der Provinzhauptstadt am 23. August 1940. Einer seiner Söhne, Dr. jur. et rer. pol. Clemens Plaßmann, Düsseldorf, hat ihm in dem Buch „Ahnen und Enkel des Astronomen Josef Plaßmann – ein Gedenkblatt zum hundertsten Jahrestag seiner Geburt“ ein Denkmal gesetzt, das über den Kreis der Familie und Freunde hinaus Interesse findet. Der Name des Astronomen aus dem Sauerland war und ist in wissenschaftlichen Kreisen, besonders in der Astronomie, bestens bekannt. „Aus der Schule Argelanders und Schönfelds in Bonn hervorgegangen, hat Plaßmann in der Pionierzeit des wichtigen Forschungsgebietes der Veränderlichen Sterne mit den ihm zur Verfügung stehenden bescheidenen Hilfsmitteln viele Tausende von Beobachtungen angestellt und manchen nützlichen Hinweis zur Methodik des Beobachtens und Rechnens gegeben. Methoden und Erkenntnisse haben sich seitdem längst gewandelt, aber die Früchte dieser Arbeit sind in die Fundamente eingegangen, auf denen die Wissenschaft heute weiterbaut“, schreibt Friedrich Becker in dem genannten Buch. Die Schriften Plaßmanns fanden nicht nur in Fachkreisen Beachtung, sie haben auch viele Laien angeregt, sich mit der Himmelskunde zu befassen; man lobt an seinen Schriften die Verbindung von naturwissenschaftlichem Denken und humanistischer Kultur. Eine große Anzahl von Schriften und Aufsätzen kennzeichnen das Lebenswerk von Prof. Dr. Plaßmann; hier seien nur einige erwähnt: Versuch, das Rotationsgesetz und die Fleckenperiode der Sonne zu erklären – Selenlogische Fragmente – Verzeichnis von Meteorbahnen – Darstellung der wichtigsten Beobachtungsergebnisse und Erklärungsversuche – Beobachtungen veränderlicher Sterne – Vademecum astronomie: Vollständige Sternkarte für das nördliche und mittlere Europa – Lichtwechsel von Alpha Cassiopeiae im Jahre 1889 – Meteore und Feuerkugeln – Der Planet Jupiter – Himmelskunde / Einführung in die Hauptlehre der Astronomie – Weltentod – Die Fixsterne – Ostern und die Reform des Kalenders – Die Kometen / Darstellung der wichtigsten Beobachtungen, Ergebnisse und Erklärungsversuche – Der Mond – Beobachtungen der neutralen Punkte der atmosphärischen Polarisation – Der gestirnte Himmel – Das Geheimnis des Mars – Das Sternenzelt und seine Wunder, die unsere Jugend kennen sollten – Johannes Kepler und seine Werke – Plaßmann war Mitherausgeber und Mitarbeiter einer Reihe von Schulbüchern im Bereich dieses Fachs. Eine zweiunddreißigstellige Ahnentafel des Astronomen Plaßmann weist weit zurück in eine interessante sauerländische Familiengeschichte. (FS)



April



Datum	Fest- und Namenstage	Sonnen- Aufg. Untg.	Tier- kreis
1 M	Hugo	6.06 19.00	♈
2 D	Franz von Paula	6.03 19.02	♈
3 M	Richard	6.01 19.03	♈
4 D	Isidor	5.56 19.05	♈
5 F	Vincenz Ferrerius	5.56 19.07	♈
6 S	Notker ☾	5.54 19.08	♈
7 S	Palmsonntag , Herm.-Josef	5.52 19.10	♈
8 M	Walter	5.50 19.12	♈
9 D	Waltraud	5.47 19.14	♈
10 M	Ezechiel	5.45 19.15	♈
11 D	Gründonnerst., Leo d. Gr.	5.43 19.17	♈
12 F	Karfreitag , Julius	5.40 19.19	♈
13 S	Karsamstag ☉	5.38 19.20	♈
14 S	Ostersonntag , Justinus	5.34 19.24	♈
15 M	Ostermontag , Anastasia	5.34 19.24	♈
16 D	Bernadette	5.32 19.26	♈
17 M	Rudolf	5.29 19.27	♈
18 D	Werner	5.27 19.29	♈
19 F	Leo IX. ☾	5.25 19.31	♈
20 S	Viktor	5.23 19.32	♈
21 S	Weißer Sonntag , Konrad	5.21 19.34	♈
22 M	Soter und Cajus	5.19 19.36	♈
23 D	Georg	5.17 19.37	♈
24 M	Adalbert	5.14 19.39	♈
25 D	Markus	5.12 19.41	♈
26 F	Kletus und Marcellinus	5.10 19.42	♈
27 S	Petrus Canisius ●	5.08 19.44	♈
28 S	2. n. Ostern , Paul v. Kreuz	5.06 19.47	♈
29 M	Petrus, Märtyrer	5.04 19.47	♈
30 D	Katharina von Siena	5.02 19.49	♈

Wetterregeln

Ist April schön und rein,
wird der Mai dann wilder
sein / Sei der April nach sa
gut, er schneit dem Bauern
auf den Hut / Die Saat, die
dir St. Markus weiht, zu rei-
cher Ernte stets gedeiht / So
lange die Frösche var Mar-
kus geigen, sa lange sie
nach Markus schweigen.

„Der Hundernjährige“

April

Vam Anfang an kalt, am
4. schön und warm, 8. win-
dig und Platzregen, 9. bis
11. warm, 12. Gewitter, 19.
schön, dann Ungewitter mit
Danner bis zum 23., wa-
rauf rauhe Luft, ab 26. sehr
kalt und trübe.

**Kleine rote Feuerzungen
hüpfen über Rain und Hügel;
kommen auf mich zugesprungen
wie die Füllen ohne Zügel.**

**Jagen sich in warmen Atem,
daß es wabert, daß es glüht
und als wolkenweißer Schwaden
ob gestürzten Äckern flüht.**

**Flüht in die blauen Räume,
wo des Frühlings Flügel fächein
und die schönsten Engelräume
leise überm Lande lächeln.**

**Weht mir wohlilig in die Lunge,
in die Augen, in die Nase,
kost das Herz und löst die Zunge:
baide träume ich im Grase.**

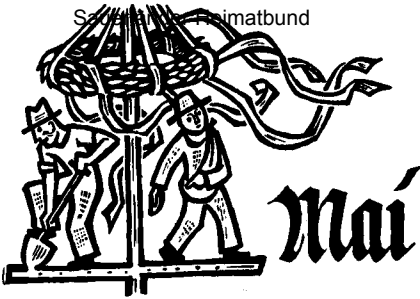
Manfred H. Ruhrmann

Dr. Caspar Klein

Erzbischof aus dem Sauerland



Die Zahl der Bischöfe, Missionsbischöfe und Äbte, die aus dem Sauerland gekommen sind, und hier besonders aus dem Kreis Olpe, ist recht groß. Einer von ihnen ist Dr. Caspar Klein, Erzbischof von Paderborn, vor hundert Jahren, am 28. August 1867, in Elben, Kreis Olpe, geboren und am 26. Januar 1941 gestorben, ein Priester, der in den Jahrzehnten sozialer Auseinandersetzungen bei denen war, die Rat und Hilfe brauchten und im NS-Machtstaat sein Hirtenamt auch im geistigen Widerstand gegen die Machthaber verwaltete, ein Vater der ihm anvertrauten Gläubigen, zu denen er auch außerhalb der Kirchenräume in vielen Kundgebungen gesprochen hat. Am 21. 3. 1890 wurde Caspar Klein in Paderborn zum Priester geweiht. Von 1890 bis 1912 stand er in der Seelsorge dort, wo die wirtschaftlichen Neuordnungen und Umwälzungen am schnellsten und deutlichsten sichtbar wurden: im Industriegebiet, in Bochum und in Röhlinghausen bei Wanne, wo der sauerländische Bauernsohn einen Platz unter den Menschen der Industrielandschaft fand und sich hier wohlfühlte, so daß er Diözesanpräses der katholischen Arbeitervereine wurde und als sozialer Priester Anteil hatte an der Schaffung einer neuen sozialen Ordnung, Seite an Seite mit seinen berühmten Landsmännern Prof. Dr. Franz Hitze und Dr. August Pleper. Leo Lohmiller schreibt einmal: „An diese drei großen sozialen Priester gestalten aus dem Sauerland denken, heißt danken jenen katholischen Priestern der Erzdiözese, die in der Industrie-seelsorge mit feinsten sozialer Einfühlung und ganzer Aufgeschlossenheit und Hingabe das Kunststück fertig brachten, katholisches Arbeitertum zu bester Ausprägung seines Menschentums und zu Heimat in Kirche wie Volkstum zu verhelfen“. Dr. Caspar Klein wurde 1912 nach Paderborn berufen, war zuerst Domkapitular, dann Generalvikar und wurde am 30. April 1920 zum Bischof geweiht. 1930 wurde die Diözese gemäß dem 1929 geschlossenen Konkordat zur Erzdiözese erhoben. In den Jahren des sog. Dritten Reiches und in den Zeiten des Krieges ist dem Erzbischof der Hirtenstab sicher nicht leicht gewesen; auch in seiner Erzdiözese gab es Klosterschließungen und Christenverfolgungen unter den verschiedensten Decknamen. Dr. Caspar Klein hat sich der Zeit gestellt und mannhaft die Rechte Gottes und der Kirche vertreten. Sein Wirken hat in der Diözese sichtbare Spuren hinterlassen. Bei der Erzbistumsfeier 1930 hatte er seiner Ansprache die Worte des Apostels Johannes zugrunde gelegt (und damit ist auch sein Wesen gekennzeichnet): „Eine größere Freude kann es für mich nicht geben, als die, daß ich höre, ihr wandelt alle in der Wahrheit.“



Datum	Fest- und Namenstage	Sonnen- Aufg.	Untg.	Tier- kreis
1 M	Malfeiertag , Josef d. W.	5.00	19.51	AA
2 D	Athanasius	5.58	19.52	AA
3 F	Theodulus	4.57	19.54	AA
4 S	Monika	4.55	19.56	AA
5 S	3. n. Ostern , Irene ☾	4.53	19.58	AA
6 M	Dietrich	4.51	19.59	AA
7 D	Stanislaus	4.49	20.01	AA
8 M	Wiro	4.47	20.02	AA
9 D	Gregor	4.46	20.04	AA
10 F	Antonius	4.44	20.06	AA
11 S	Philippus	4.42	20.07	AA
12 S	4. n. Ostern , Pankrat. ☉	4.40	20.09	AA
13 M	Servatius	4.39	20.10	AA
14 D	Bonifatius	4.37	20.12	AA
15 M	Sophie	4.36	20.14	AA
16 D	Johannes Nepomuk	4.34	20.15	AA
17 F	Paschalis	4.33	20.17	AA
18 S	Venantius	4.31	20.18	AA
19 S	5. n. Ostern , Ulrich ☾	4.30	20.20	AA
20 M	Elfriede	4.28	20.21	AA
21 D	Konstantin	4.27	20.23	AA
22 M	Rita	4.26	20.24	AA
23 D	Christl Himmelfahrt	4.24	20.25	AA
24 F	Susanna	4.23	20.27	AA
25 S	Gregor VII	4.22	20.28	AA
26 S	So. n. Christi Himmelfahrt	4.21	20.30	AA
27 M	Beda ☉	4.20	20.31	AA
28 D	August	4.19	20.32	AA
29 M	Magdalene von Pazzi	4.18	20.33	AA
30 D	Felix I.	4.17	20.34	AA
31 F	Maria Königin	4.16	20.36	AA

Wetterregeln

Mai drüpe, Juni natt, git
Koor in Sack / Is't Koor
Maidag in Aehren, is't Ja-
kobi nich riep.

„Der Hunderjährige“

Mai

Am 1. und 2. rauh, windig
und kalt, 4. und 5. schön,
aber Regen und Gewitter,
am 24. früh Eis, den 27.
schön, 28. und 29. kalt und
regnerisch, am 30. reiff's
und frierf's, dann Regen
und Schnee den ganzen
Tag.

Die alten Mauern sind im Grün ertrunken;
Das Lila lächelt süß aus Fliederlauben,
Goldregen neigt sich hold mit schlanken Trauben,
Die Gärten sind in Blütenrausch versunken.
Beschwingter Bogen eines weißen Tores
Lehnt tief im Schatten von Kastanlenbäumen,
Die an der Schieferwand behäbig träumen

Wie eingelullt vom Lied des Amselchores.
Der graue Kirchturm nur, vergangner Tage
Und toter Sage einsam schwer gedenkend,
Entrelßt sich aller zarten Blühepracht.
Und doch ruht über selner fremden Klage
Mit goldnem Strahle reich seln Grau beschenkend
Die Frühlingssonne, morgendlich erwacht.

Maria Kahle



Wilhelm Lienenkämper

Getreuer Anwalt der Natur

Am 2. April 1965 starb im Alter von 65 Jahren in Lüdenscheid Wilhelm Lienenkämper, der hervorragende Naturschützer des Sauerlandes. Als Beauftragter für Naturschutz und Landschaftspflege im Regierungsbezirk Arnsberg, als Kreisbeauftragter für den Landkreis Altena (dem er entstammte), aber auch als Kreisheimatpfleger des Westfälischen Heimatbundes hat er mehr als 30 Jahre hindurch für den Schutz der heimatlichen Landschaft gestritten und wegweisend gewirkt. Seine Tätigkeit ging über den Bereich des Regierungsbezirks jedoch weit hinaus. Im ganzen Lande Nordrhein-Westfalen und auf den Deutschen Naturschutztagen fanden seine Vorträge und Ratschläge immer große Beachtung. Wilhelm Lienenkämper ist in zahlreichen und namhaften Veröffentlichungen, so zuletzt in dem weitverbreiteten Buch „Grüne Welt zu treuen Händen“ für die Sache des Natur- und Landschaftsschutzes eingetreten. Zahlreiche Publikationen, die zum Teil bis in die Jugendzeit des gesetzlichen Naturschutzes zurückreichen, beweisen, daß Wilhelm Lienenkämper sich auf Öffentlichkeitsarbeit verstand und sich ihrer auch zu bedienen wußte. Vermerkt seien hier folgende schriftstellerischen Arbeiten: „Naturschutz und Jugend“ (1931), „Naturschutz ist Volkssache“ (1935), „Schützt die Natur – pflegt die Landschaft!“ (1956), „Die grüne Lebensversicherung“ (1958) und die Naturschutzbeilage in den „Lüdenscheider Nachrichten“, die er 35 Jahre hindurch redigierte. Mit liebevoller Hingabe und in zäher Kleinarbeit hat er den Schutz zahlreicher Naturdenkmale und Naturschutzgebiete durchgesetzt und durchgekämpft, es dabei aber nicht an Verständnis für die Belange der Landwirtschaft und Waldeigentümer fehlen lassen. Die enge Verbundenheit mit den Kreisbeauftragten für Naturschutz und Landschaftspflege, die er bei gemeinsamen Beratungen, im Briefwechsel und auf gemeinsamen Wanderungen immer wieder pflegte und erstrebte, war dabei eine wichtige Voraussetzung seiner so erfolgreichen Arbeit als Naturschützer des Sauerlandes. Seine ganz besondere Liebe und Zuneigung galt der Landschaft des Hochsauerlandes, die er zu allen Jahreszeiten immer wieder aufsuchte. Die Erhaltung der Wacholderheiden schenkte er sein besonderes Bemühen. Seine Mitwirkung bei dem Bestreben, die Niedersfelder Hochheide gesetzlich zu schützen und dadurch zu erhalten, ist ein bleibendes Verdienst. Bundespräsident Heinrich Lübke ehrte das reiche und gesegnete Wirken Wilhelm Lienenkämpers durch Verleihung des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse. Außerdem wurde er mit der Alexander von Humboldt-Medaille und der goldenen Ehrennadel der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald ausgezeichnet. (Wilhelm Lienenkämper ist nicht kurkölnischer Sauerländer. Aber der „Suerländer“ hat geglaubt, ihn in seine Galerie bedeutender Sauerländer aus seinem Gebiet aufnehmen zu können, da sein Wirken jahrzehntelang auch dem Gebiet des alten Herzogtums Westfalen galt.) T. T.



Juni



Datum	Fest- und Namenstage	Sonnen- Aufg.	Untg.	Tier- kreis
1 S	Angela	4.15	20.37	♏
2 S	Pfingstsonntag	4.14	20.38	♏
3 M	Pfingstmontag, Klothilde	4.13	20.39	♏
4 D	Franz Caracciolo	4.12	20.41	♏
5 M	Bonifatius	4.12	20.41	♏
6 D	Norbert	4.11	20.42	♏
7 F	Robert	4.10	20.43	♏
8 S	Godard	4.10	20.44	♏
9 S	Dreifaltigkeitsfest	4.09	20.45	♏
10 M	Margarethe	4.09	20.46	♏
11 D	Barnabas	4.08	20.46	♏
12 M	Johannes von S. Facundo	4.08	20.47	♏
13 D	Fronleichnam, Ant. v. P.	4.08	20.48	♏
14 F	Basilius	4.08	20.48	♏
15 S	Vitus	4.07	20.49	♏
16 S	2. n. Pfingsten, Benno	4.07	20.50	♏
17 M	Tag d. dt. Einheit	4.07	20.50	♏
18 D	Ephrem	4.07	20.50	♏
19 M	Jullana von Falconieri	4.07	20.51	♏
20 D	Florentina	4.07	20.51	♏
21 F	Sommeran., Aloisius	4.07	20.52	♏
22 S	Eberhard	4.07	20.52	♏
23 S	3. n. Pfingsten, Edeltraud	4.08	20.52	♏
24 M	Johannes der Täufer	4.08	20.52	♏
25 D	Wilhelm	4.08	20.52	♏
26 M	Johannes und Paulus	4.09	20.52	♏
27 D	Ladisiaus	4.09	20.52	♏
28 F	Serenus	4.10	20.52	♏
29 S	Peter und Paul	4.10	20.52	♏
30 S	4. n. Pfingsten, Pauli Ged.	4.11	20.52	♏

Wetterregeln

Stellt der Juni mild sich ein,
wird mild auch der Dezember sein / Juni trocken mehr
als naß, füllt mit gutem Wein
das Faß / St. Vit (15.) bringt
Fliegen mit / Fronleichnam
schön und klar, sagt an ein
gutes Jahr / Wann Johan-
nes doipet, dann doipet hei
acht Doge long.

„Der Hundertjährige“

Juni

Am 2. schön, om 3. großer
Regen bis 8., 9. schöner
warmer Tag, 10. unbestän-
dig, vom 11. bis 14. kühl,
abends wärmer, 20. früh
sehr kalt, 22. und 23. sehr
warm, 24. Regengüsse, am
25. kalt.

Nun muß Ich wandern,
denn die Sonne lacht,
und tausend Rosen
sind schon aufgewacht
in dieser Nacht.

Nun muß Ich wandern,
denn der Morgen singt,
und meine Seele,
die mir Lieder bringt,
sie geigt und klingt.

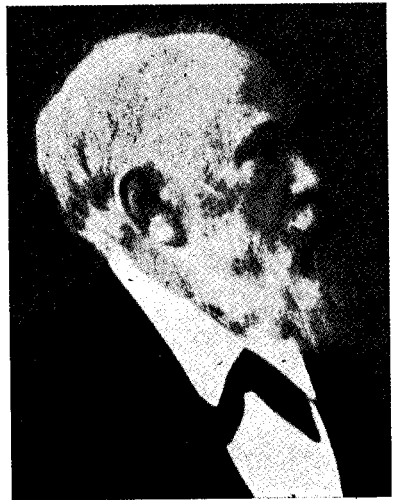
Nun muß Ich wandern,
weil der Schöpfer rief,
weil er nun weckte,
was so abgrundtief
und lange schlief.

Nun muß Ich wandern,
denn die Sonne lacht,
der Morgen singt,
mein Herz ist aufgewacht
in dieser Nacht.

Ferdinand Tönne

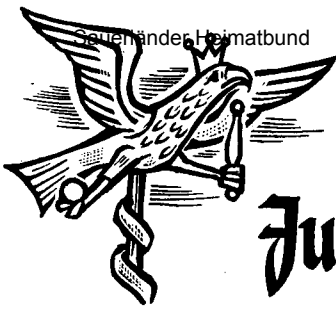
Prof. Dr. Wilhelm Storck

Von Portugal geehrt



Am Arnberger Laurentianum bestand 1850 der junge Wilhelm Storck, Sohn eines aus Soest stammenden Lehrers, Küsters und Organisten in Letmathe, mit Auszeichnung die Reifeprüfung; 1845 war er auf die Untertertia gekommen. Er studierte dann Philologie in München, Münster und Bonn und bestand in Münster das Staatsexamen. „Aus diesem ging er mit Glanz und einer für unsere Zeit unerhörten Anzahl von Fakultäten hervor, was die Prüfungskommission bewog, ihn für ein Stipendium zur Fortsetzung der Studien vorzuschlagen.“ Er ging zur Universität Berlin, wo er drei Jahre Indisch und Germanisch studierte und 1858 zum Doktor der Philosophie promovierte. Im Herbst 1859 wurde er außerordentlicher Professor für die deutsche Sprache und Literatur an der philosophischen Fakultät der Akademie Münster, wo er sich auch als Ordinarius habilitierte, mehreremal Rektor und Dekan war. 1860 heiratete er Antonie Kenter, eine Tochter des Musiklehrers Theodor Kenter zu Arnberg. 1887 wurde Storck zum Geheimen Regierungsrat ernannt und ausgezeichnet mit dem Roten Adler-Orden und dem Kronenorden. Wegen seiner Verdienste um die portugiesische Literatur verlieh ihm der König von Portugal das Ritterkreuz des Sao Thiago-Ordens, später das Kommandeurekreuz und den Stern des Christus-Ordens. Er erlebte noch die Freude, daß die Akademie in Münster zur Universität erhoben wurde. Trotz seiner großen und vielseitigen Gelehrsamkeit ist Storck „als einfacher, schlichter Mann durchs Leben gegangen, von vielen geliebt, von allen hochgeachtet und als einer der Besten betrauert“.

Am 16. Juli 1905 erlag er einem Leberleiden. Seine Doktorarbeit und Habilitationsschrift hatten Fragen des Pali, der heiligen Sprache des Buddhismus, behandelt. In Münster hatte er die Gedichte des portugiesischen Dichters Ponce de Leon herausgegeben, ferner Dichtungen des hl. Johannes vom Kreuz und der hl. Theresia und Dichtungen des Jacopone da Todis und die Idyllen des Luis de Camoens. Außerdem veröffentlichte er hunderte von portugiesischen Liedern und Sonette unter dem Titel „Aus Portugal und Brasilien“. Aus Storcks Feder stammen auch Übertragungen des altrömischen Dichters Catull, altgermanische Dichtungen, Psalmen und Lieder des Alten Testaments. Storck hat die Länder, deren Dichtungen er übersetzte und herausgab, selbst nie kennen gelernt. Der gelehrte Mann, der als erster Professor in Münster seine Ankündigungen in deutscher Sprache ans schwarze Brett schlug, war (so Wilh. Schulte in „Westfälische Köpfe“) „eine in sich geschlossene Persönlichkeit, lauterer Gemütes wie ein Kind und von einer unaussprechlichen Milde der Gesinnung.“



Juli

Datum	Fest- und Namenstage	Sonnen- Aufg.	Untg.	Tier- kreis
1 M	Fest d. kostb. Blutes	4.11	20.51	♄
2 D	Mariä Heimsuchung	4.12	20.51	♄
3 M	Otto	4.13	20.51	♄♃
4 D	Ulrich	4.13	20.50	♄♃
5 F	Antonius Maria Zaccharia	4.14	20.50	♄♃
6 S	Goar	4.15	20.49	♄♃
7 S	5. n. Pfingsten , Willibald	4.16	20.49	♄
8 M	Kilian	4.17	20.48	♄
9 D	Veronika	4.18	20.47	♄♃
10 M	Sieben Brüder	4.19	20.47	♄♃
11 D	Pius I.	4.20	20.46	♄♃
12 F	Ansbold	4.21	20.45	♄♃
13 S	Eugen	4.22	20.44	♄♃
14 S	6. n. Pf. , Bonaventura	4.23	20.43	♄♃
15 M	Heinrich	4.24	20.42	♄♃
16 D	Maria v. Berge Karmel	4.26	20.41	♄♃
17 M	Alexius	4.27	20.40	♄♃
18 D	Arnold	4.28	20.39	♄♃
19 F	Vincenc von Paul	4.29	20.38	♄♃
20 S	Margaretha	4.30	20.37	♄♃
21 S	7. n. Pf. , Laurentius	4.32	20.36	♄♃
22 M	Maria Magdalene	4.33	20.34	♄♃
23 D	Liborius	4.35	20.33	♄♃
24 M	Christine	4.36	20.32	♄♃
25 D	Jakobus, Apostell	4.37	20.30	♄♃
26 F	Anna	4.39	20.29	♄♃
27 S	Pantaleon	4.40	20.28	♄♃
28 S	8. n. Pfingsten , Arnulf	4.42	20.26	♄
29 M	Martha	4.43	20.24	♄
30 D	Ingeborg	4.45	20.23	♄♃
31 M	Ignatius	4.46	20.22	♄♃

Wetterregeln

August ohne Feuer macht das Brat teuer / Ist's in der ersten Augustwoche heiß, so bleibt der Winter lange weiß / Zu Oswald (5.) wachsen die Rüben bald / Laurentius (10.) heiter und gut, einen schönen Herbst verheißen tut / Krägget de Hahne ümm' niegen Uhr, Krit't Wiär ne andere Natur / Wat de August nit kuaket, weert im September nit brahn.

„Der Hundertjährige“

Juli

Beginnt trüb, bis 2., am 4. warm, 5. kalt, vom 7. bis 18. schön warm, vom 19. bis 21. Regen, den 22. bis zum Ende warm und heiß.

Die Stirnen glänzen. – Pulse hämmern, jagen, und müde sind die Glieder, ganz entkräftet. Nach kühlem Tranke durstige Zungen lecken; die Strahlenbündel sind wie Peitschenhiebe. Von Stirnen tropft der Schweiß, der bittersüße, und wie auf Glut und Bränden gehn die Füße, den Schatten suchend, mit erschlaffter Eile, zur Mittagsrast für eine kurze Weile. – Die Erde seufzt. – Denkt sie an jenen Fluch, der auf ihr lastet, wenn Hände sich an Dornen blutig reißen? –

Ist sie beschwert durch überreiche Fülle, wenn reife Ährenfelder golden wogen und Sonnenlicht in breitem Strome flutet? – Die Erde seufzt und träumt in schwüler Stille vom harten Leben – Reifen – und Vergehen. Das Land voll Glanz strahlt seinen Reichtum wider, den ihm beschert des Himmels Sommersegen. – Verstummt im Sonnenbrand sind nun die Lieder. Die Erde wartet auf den Abendregen. –

Theodor Pröpfer



Auguste Liese

Genealogin des Sauerlandes

Wenn man Auguste Liese gesagt hätte, sie sei eine bedeutende Persönlichkeit, so hätte sie als echtes Olper Kind bestimmt ein entsetztes „O Herre nee!“ ausgestoßen. Und unsere fortschrittsgläubigen Zeitgenossen werden erklären: „Genealogin? Wie nutzlos!“ Ja selbst ein heutiger Familienforscher wird vielleicht sagen: „Auguste Liese? Ja, aber sie hat viele Fehler gemacht!“ Und doch, Auguste Liese gebührt gerade hier im „Suerländer“ ein ehrender Platz, denn sie war die erste, die im Sauerland systematisch Familienforschung betrieb, und sie ist die einzige, die, von dem längst zum Erliegen gekommenen „Sauerländisches Familienarchiv“ abgesehen, eine größere Anzahl von Genealogien veröffentlicht hat. Worin aber dokumentiert sich Geschichte und Menschen unserer Heimat – auch noch die heutige Generation – stärker, als in den Leistungen und Geschicken ihrer alteinsässigen Familien?

Auguste Klara Franziska Liese entstammt einer alten Olper Familie. Sie wurde am 12. August 1865 in Olpe geboren. Ihr Vater war Gerbereibesitzer und sehr begütert. Er ließ seinen sieben Kindern eine gute Erziehung angedeihen; Auguste lernte, zeitweise sogar in Berlin und Holland, was eine gute Hausfrau einmal gebraucht.

Wann Auguste Liese die familienkundliche Arbeit begonnen hat, wissen wir nicht. Schon vor 1890 hat sie gemeinsam mit dem Vater einen Stammbaum ihrer Familie erarbeitet und gestaltet. Nach dem Tod des Vaters hat sie dann – vielleicht durch Alexander Schnütgen angeregt – aus Liebhaberei einen Beruf gemacht. In der Folge erarbeitete sie zunächst zahlreiche Ahnenfolgen für Olper Familien und bald darüberhinaus aus dem gesamten Sauerland. 1911 erschien ihre erste größere Veröffentlichung „Genealogische und andere Nachrichten über Personen und Familien der Stadt bzw. des Kreises Olpe“. 1922 erschien als 38. Band des Deutschen Geschlechterbuches der Band I des Sauerländer Geschlechterbuches mit 20 Ahnenfolgen. Band II folgte 1927 (Dt. GB. Bd. 53). 1929 kam die Schrift „Welschen-Ennest und seine Geschichte“ heraus und 1937 Band III des Sauerländer Geschlechterbuches (Dt. GB. Bd. 97). Daneben veröffentlichte sie zahlreiche Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften, so in den Blättern der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde und natürlich auch in den Olper Heimatblättern. Am 8. November 1941 starb Auguste Liese in Köln.

Auguste Liese ist nicht die einzige, die im Sauerland auf dem Gebiet der Familienkunde gearbeitet hat; auch andere haben zahlreiche Ahnentafeln und Stammbäume geschaffen. Ihr einmaliger Vorrang besteht jedoch darin, daß sie viele ihrer Genealogien veröffentlichte und andere zur Veröffentlichung veranlaßt hat. Ihr danken wir, daß drei Bände des Sauerländischen Geschlechterbuches mit mehr als 50 umfangreichen Ahnenfolgen vorliegen, die jedem Sauerländer zugänglich sind, und das ist ihr unbestreitbares und bedeutendes Verdienst. Seitdem wurde, trotz der Bemühung des Verlages, aus dem Sauerland kein weiterer Band des Dt. GB. mehr herausgebracht. Selbst wenn ihr auch Fehler und Irrtümer unterlaufen sind, welcher Forscher könnte sich davon freisprechen? Zu allem aber ist Auguste Liese auch noch ein Beispiel dafür, daß auch „Töchter aus gutem Hause“ damals schon mit Energie und Mut sich den Weg ins Leben bahnten, wobei sie auch noch vier unmündige Geschwister ernähren und den Weg zum Beruf finden half.



August



Datum	Fest- und Namenstage	Sonnen- Aufg.	Untg.	Tier- kreis
1 D	Makkabäische Brüder ☾	4.48	20.20	♏
2 F	Alfons	4.49	20.18	♏
3 S	Lydia	4.51	20.16	♏
4 S	9. n. Pf., Dominikus	4.52	20.15	♏
5 M	Alfred	4.54	20.13	♏
6 D	Verklärung Christi	4.56	20.11	♏
7 M	Albertus	4.57	20.09	♏
8 D	Cyriakus ☽	4.59	20.08	♏
9 F	Romanus	5.00	20.06	♏
10 S	Laurentius	5.02	20.04	♏
11 S	10. n. Pflingsten, Susanna	5.04	20.02	♏
12 M	Klara	5.05	20.00	♏
13 D	Ludolf	5.07	19.58	♏
14 M	Eusebius	5.08	19.56	♏
15 D	Mariä Himmelfahrt	5.10	19.54	♏
16 F	Joachim ☾	5.12	19.52	♏
17 S	Hyacinth	5.13	19.50	♏
18 S	11. n. Pflingsten, Helene	5.15	19.48	♏
19 M	Sebald	5.16	19.46	♏
20 D	Bernhard	5.18	19.44	♏
21 M	Johanna	5.20	19.42	♏
22 D	Thimotheus	5.21	19.40	♏
23 F	Philippus Benetius	5.23	19.38	♏
24 S	Bartholomäus ●	5.25	19.36	♏
25 S	12. n. Pflingsten, Ludwig	5.26	19.33	♏
26 M	Alexander	5.28	19.31	♏
27 D	Gebhard	5.30	19.29	♏
28 M	Augustinus	5.31	19.27	♏
29 D	Johannes Enthauptung	5.33	19.24	♏
30 F	Rosa	5.34	19.22	♏
31 S	Raimund ☾	5.36	19.20	♏

Wetterregeln

Wenn auf Michaeli gut Wetter ist, gibf's einen guten Vorwinter / Op Maria Geburt hät de Buer luert / Maria Geburt sind de Nütte qued.

„Der Hunderjtährige“

August

Vam 1. bis 6. warm, am 8. Regen, 9. bis 11. trüb und ein wenig Regen, den 13. schön, den 15. nochts Reif, am 16. Donner und Blitz, 17. kalter Regen, 18. bis 25. schön, worm, vam 26. bis 28. täglich Donner mit starkem Regen, am 30. und 31. Regen.

Immer in den heißen Tropenstädten
Mußt ich an die grüne Wiese denken,
An die Blumenwiese hoch im Walde,
Wo die Tannen schwarz die Zwege senken.
Im Gewühl der menschenbunten Straßen
Hielt ich meine Stirne dumpf verschlossen,
Schmerzlich spürte Ich ein fernes Duften,
Schlüsselblumen, feucht und gelb entsprossen.

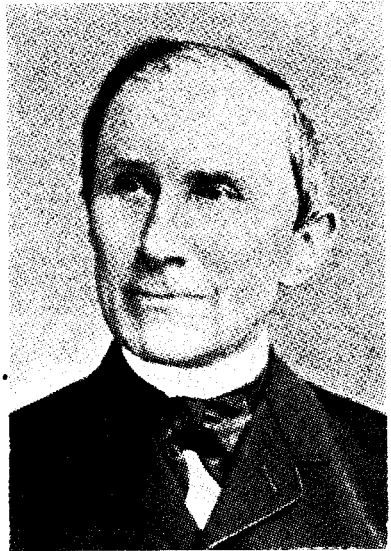
Stolzer Prunk der hohen Königspalmen
Baute schlank um mich die Säulenhallen,
Doch ich träumte von den Drosselledern,
Die wie Blüten auf die Wiese fallen.

Abends Im Entschlummern, tief und tiefer
Trug mich Traum und bettete mich linde
Auf der Wiese in den Frühlingsgräsern,
Eingewiegt vom reinen Abendwinde.

Maria Kahle

Josef Linhoff

Vermittler zwischen Kirche und Staat



Der katholischen Abteilung des preußischen Kultusministeriums in Berlin gehörten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit einer Ausnahme nur Westfalen an, weil bei ihnen in den unruhigen Zeiten des Kulturkampfes eine stärkere konservative Gesinnung vorausgesetzt wurde. Einer dieser Westfalen war der Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Josef Linhoff, in Arnsberg geboren am 12. März 1819. Er blieb als einziger Katholik auch nach Auflösung der katholischen Abteilung (1871) im Kultusministerium, weil man seine außerordentlichen juristischen Kenntnisse wie auch seine Erfahrung in der Verwaltung schätzte. Josef Linhoff war das vorletzte der acht Kinder des Hotel- und Eisenwerkbesitzers Linhoff am Neumarkt. Er studierte, während vier seiner Brüder sich in gewerblichen Unternehmen umtaten, nach dem Besuch des Laurentianums — hier nannten ihn seine Mitschüler den „Bürgermeister“ — Rechte und Kameralwissenschaften in Bonn und Berlin, war Referendar am Landgericht in Arnsberg und kam als junger Assessor an die Regierung in Minden mit einem Kommissorium in Paderborn. 1849/51 war er Abgeordneter für Höxter/Warburg und schloß sich hier der von Harkort geführten Deutschen Fraktion an. Aus dem Oberpräsidium in Münster folgte er 1859 dem Ruf ins Kultusministeriums, „um dem Staat und der Kirche einen Dienst zu erweisen.“ 1866 wurde er Vortragender Rat und war sich des Vertrauens beider Seiten, des Staates wie der Kirche, sicher. Beamter von altem Schrot und Korn glaubte er den ihm anvertrauten Posten halten zu müssen, um — des Vertrauens aller Bischöfe sicher, falls nötig die Vertreter der Kirche zu Mäßigung und Entgegenkommen mahnend — weiterhin zwischen den weltlichen und kirchlichen Behörden zu vermitteln. „Jede rechtmäßige Autorität, jede Art von Legitimität war ihm heilig.“ Ein schöner Zug in seinem Wesen ist seine Hilfsbereitschaft; er besuchte als Mitglied des Vinzenzvereins selber die Armen und stellte das Rauchen ein, um mehr geben zu können. Verheiratet war er seit 1853 mit Aurelia geb. Freiin von Exsterde-Haselünne. Befreundet war er in Münster mit der Familie von Mallinckrodt und später mit Friedrich Stieve, Peter Cornelius, Friedrich Wilhelm Weber, Ludwig Windthorst und Erzbischof Melchers von Köln. Erst 1890 trat er, obschon seit 1886 erkrankt, in den Ruhestand. Er starb in Münster am 27. September 1893.

(Quellenhinweis: „Westfälische Köpfe“ von Dr. Wilh. Schulte-Ahlen)



September

Datum	Fest- und Namenstage	Sonnen- Aufg.	Untg.	Tier- kreis
1 S	13. n. Pfingsten , Ägidius	5.38	19.18	♄
2 M	Stephan	5.39	19.16	♄
3 D	Pius X.	5.41	19.13	♄
4 M	Irmgard	5.42	19.11	♄
5 D	Berti	5.44	19.09	♄
6 F	Magnus ☾	5.46	19.06	♄
7 S	Regina	5.47	19.04	♄
8 S	14. n. Pf. , Mariä Geburt	5.49	19.02	♄
9 M	Bruno	5.51	18.59	♄
10 D	Nikolaus	5.52	18.57	♄
11 M	Helga	5.54	18.54	♄
12 D	Mariä Namen	5.56	18.52	♄
13 F	Notburga	5.57	18.50	♄
14 S	Kalistus ☾	5.59	18.48	♄
15 S	15. nach Pfingsten	6.00	18.46	♄
16 M	Edith	6.02	18.43	♄
17 D	Hildegard	6.04	18.41	♄
18 M	Richardis	6.06	18.38	♄
19 D	Arnulf	6.07	18.36	♄
20 F	Eustachius	6.09	18.34	♄
21 S	Matthäus	6.10	18.31	♄
22 S	16. n. Pf. , Moritz ☽	6.12	18.29	♄
23 M	Herbstanfang, Linus	6.14	18.27	♄
24 D	Gerhard	6.15	18.24	♄
25 M	Kleophas	6.17	18.22	♄
26 D	Meinhard	6.18	18.20	♄
27 F	Kosmas und Damian	6.20	18.17	♄
28 S	Wenzeslaus	6.22	18.15	♄
29 S	17. n. Pf. , Michael ☾	6.23	18.13	♄
30 M	Hieronimus	6.25	18.10	♄

Wetterregeln

Nichts kann mehr vor Roupen schützen, als wenn der Oktober erscheint mit Pfützen / Sitzt dos Loub on den Bäumen fest, sich strenger Winter erwarten läßt. Oktoberhimmel voll Sterne hot warme Ofen gerne. Fette Vögel und Dochse, pfeift im Winter die Achse. Fängt der Winter zu früh an zu toben, wird man ihn im Jonuor loben.

„Der Hundertjährige“

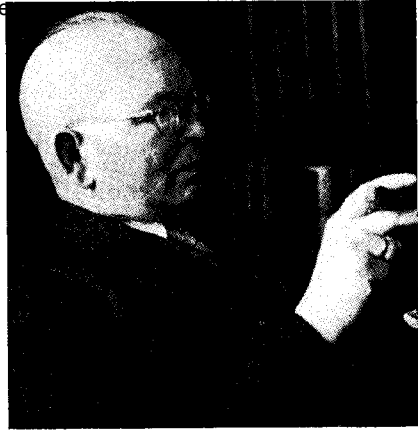
September

Anfangs worm, om 4. Gewitterregen, 5. und 9. hell, schön, den 11. wenig Regen, vom 18. bis 25. unbeständig, windig, den 26. schön und worm, den 29. bis zum Enge Regen.

Mejn Duarp, en Hius,
En Linnenbäum,
Iut allen Görens en Blumenstrüß
Stäiht Dag fiär Dag
In mejnem Dräom:
O, wör lek wier terhäime!
En Kinneriaid,
En Mutterwort,
Dat küemmet fake mej in de Mait:
Wiu lange hiät
Me't nit mehr hort!
O, wör lek wier terhäime!

De Klocken lütt
Diän Sunndag in.
Iek saih, wejtloftige Strotten tütt
Dohlän, bo iek
Terhäime sin.
O, wör lek wier terhäime!
Un mäkest diu mej
De Äogen tau,
Guatt, glewe, dät iek viärhiär näo frej
Un glücklich bej
Mej spriäken dau:
Niu sin iek wier terhäime.

Franz Anton Henke (gefallen 1917).



Dr. Hans Hümmeler
Schriftsteller und Verleger

Am 4. März 1966 ist in Ittenbach im Siebengebirge der Schriftsteller und Verleger Hans Hümmeler plötzlich an einem Herzinfarkt gestorben, 67 Jahre alt. Aber viele, die seine Bücher kennen, wissen nicht, daß er ein Sauerländer war, am 1. Januar 1899 in Oberelspe geboren; allerdings wuchs er im Industriegebiet auf, nahm am ersten Weltkrieg teil und studierte dann in Bonn Philosophie und promovierte im Jahre 1924. Er war dann in einigen Verlagen tätig, bis er 1947 einen eigenen Verlag „Haus Michaelsberg“ gründen konnte. In einem engen Freundschaftskreise bemühte man sich jahrelang um die Fragen: Wie können wir unserer Kirche zum Aufbruch verhelfen, wie die Massen wieder zur Kirche gewinnen, wie die alte Ordnung der Werte in die moderne Zeit übertragen? Im Sinne der katholischen Erneuerung erschien sein erstes Buch „Helden und Heilige“, das allgemein aufhorchen ließ. Hier sind die Heiligen dargestellt als Menschen wie wir und dennoch grade und ehrliche Gottsucher. Die ansprechenden Lebensbilder sind biographische Musterskizzen. Hier braucht man sich nicht zu wundern, daß dies umfassende und schön ausgestattete Werk heute eine Auflage von rund 600 000 erreicht hat. Außer diesem vielbeachteten Werke hat Hümmeler u. a. veröffentlicht: „Die Glocken von Braunsberg“, „Eines Menschen Weg zu Gott“, die Biographie des Pater Friedhoff. Dem modernen Leben stand Hümmeler aufgeschlossen und praktisch gegenüber, als Vorsitzender des Rheinisch-westfälischen Buchhändler-Verbandes und im eigenen Verlag „Haus Michaelsberg“ ist er als Köhner und Schrittmacher bekannt geworden. Zu früh für seine Freunde und die aufrechten Christen wurde dem rastlos tätigen Manne durch den Tod die Feder aus der Hand gerissen, nachdem er sich von einer Herzkrise, die Folge dauernder Überanstrengung, erholt zu haben schien. Die Saat, die Hans Hümmeler ausstreute, wird noch in Jahrzehnten seine Früchte tragen.

N. Sch.



Oktober



Datum	Fest- und Namenstage	Sonnen- Aufg.	Untg.	Tier- kreis
1 D	Remigius	6.27	18.08	♏
2 M	Luitgar	6.28	18.06	♏
3 D	Theresia vom Jesuskind	6.30	18.03	♏
4 F	Franz von Assisi	6.32	18.01	♏
5 S	Placidus	6.34	17.59	♏
6 S	Erntedankfest	☉ 6.35	17.56	♏
7 M	Rosenkranzfest	6.37	17.54	♏
8 D	Brigitta	6.39	17.52	♏
9 M	Günther	6.40	17.50	♏
10 D	Franz Borgia	6.42	17.48	♏
11 F	Burghard	6.44	17.45	♏
12 S	Maximilian	6.46	17.43	♏
13 S	19. n. Pf., Eduard	6.47	17.41	♏
14 M	Callistus	☾ 6.49	17.39	♏
15 D	Theresia von Avila	6.51	17.36	♏
16 M	Hedwig	6.52	17.34	♏
17 D	Margareta	6.54	17.32	♏
18 F	Lukas	6.56	17.30	♏
19 S	Petrus von Alcantara	6.58	17.28	♏
20 S	20. n. Pf., Wendelin	6.59	17.26	♏
21 M	Ursula	● 7.01	17.24	♏
22 D	Kordula	7.03	17.21	♏
23 M	Severin	7.05	17.19	♏
24 D	Raphael	7.06	17.17	♏
25 F	Chrysantus und Daria	7.08	17.15	♏
26 S	Amandus	7.10	17.13	♏
27 S	Christkönigsfest	7.12	17.11	♏
28 M	Simon und Judas	☾ 7.14	17.09	♏
29 D	Narzissus	7.15	17.07	♏
30 M	Dorothea	7.17	17.06	♏
31 D	Reformationstag	7.19	17.04	♏

Wetterregeln

Juli voller Sonnenschein
mocht die Früchte reif und
rein / Mutter Anna hell und
klar, gitt Roggen und Ha-
wer, dätt is wohr / Wennis
im Juli gibt hohe Ameisen-
houfen, so magst du noch
Holz für den Winter loufen.

„Der Hundertjährige“

Oktober

Am 1. schön, 2. und 3.
früh gefroren und hell, 4.
und 5. schön worm, den 7.
Regen, 10. bis 14. trüb,
kalt und bisweilen Rieseln,
15. trüb, windig, Regen, 16.
großer Wind und Schnee,
19. unbeständig, vom 21. bis
27. Schnee und Regen, am
29. ziemlich schön, 30. trüb
und kalt.

Wir danken Dir, Du Herr der Welt,
für alle Früchte auf dem Feld,
für Deinen reichen Ernteseegen.
Wir streuten Saat in Flur und Au.
Du schenkest Wachstum, Wind und Tau,
den hellen Sonnenschein und Regen.
Du Herr allein, Du gabst Gedelh'n.
Wir wollen froh und dankbar sein.

Die Sensen singen auf auf dem Feld,
der Schnitter Tod geht durch die Welt
zu sammeln, Herr, der Menschen Seelen. —
O Gott, laß elnst am Erntetag,
wenn schlägt der letzte Uhrenschlag,
uns nicht den Erntekranz verfehlen.
Nimm auf uns in die Scheuern Dein!
Hol uns als relfe Garben ein!

Theodor Pröpfer



Matthias Beule

Bildhauer im Sauerland und in Schlesien

In Grevenbrück-Förde wurde Matthias Beule am 26. September 1877 geboren. Seine Eltern waren der Maurermeister Josef Beule aus Förde und Anna geb. Rüßmann aus Arpe. Schon früh zeigte Matthias Neigungen und Fähigkeiten zum Bilden und Gestalten; das veranlaßte den Vater, seinen Sohn zu einem Bildhauer nach Lippstadt in die Lehre zu geben. Nach Abschluß seiner Lehrzeit ging Matthias Beule nach Köln, wo er einige Jahre als Geselle in der Werkstatt eines Bildhauers arbeitete. Hier kam seine Begabung zum Durchbruch; schon bald wurde man auf die eigenwilligen Arbeiten des jungen Künstlers aufmerksam. Die Düsseldorfer Akademie nahm ihn als Schüler auf. Nachdem er seine Studien an der Akademie mit sehr gutem Erfolg abgeschlossen hatte, wurde er selbständiger Bildhauer und arbeitete in Rheinbach und Erkelenz. Bewußt wandte er sich der kirchlichen Kunst zu. Nach seiner Verheiratung mit Käthe Marx aus Erkelenz zog es ihn wieder in die sauerländische Heimat; er ließ sich 1906 in Olpe nieder. Hier schuf er die Kreuzigungsgruppe mit Madonna über dem Hauptportal der Martinuskirche und die Plastiken über den Seiteneingängen. Die Pietà und der Hubertusaltar in Kirchveischede und der Hochaltar in Iseringhausen entstanden ebenfalls in dieser Zeit. Auch die Ornamentik in der Kuppel der Balver Kirche und die figürliche Ausstattung der Kirche in Gerthe sind von Matthias Beule geschaffen. 1911 erhielt er einen Auftrag für die Gesamtausstattung der neuen Kirche in Friedenshütte in Oberschlesien. Die Statuen des St. Florian und der hl. Barbara, der Hauptaltar und die vier Nebenaltäre sind Werke seiner Hand. Mit diesen Arbeiten wurde er im oberschlesischen Raum bekannt. Seine Heiligenfiguren, zu denen ihm die bäuerlichen und werktätigen Menschen Oberschlesiens Modell standen, fanden in weiten Kreisen Zuspruch und Anerkennung. Als ihm weitere größere Aufträge in Aussicht gestellt wurden, nahm Matthias Beule 1912 seinen Wohnsitz in Beuthen. In den Kirchen Oberschlesiens fand er ein reiches Betätigungsfeld. Nachdem er die innere Ausgestaltung der katholischen Kirche in Schlesiengrube vollendet hatte, lobten Kunstkritiker die plastische Linienführung und die farbige Harmonie der Gesamtkonzeption. In der Kirche zu Roßberg schuf er die Ölberggruppe; hier paßte er sich dem romanischen Stil der Kirche an. Die Franziskusfigur und der Marienaltar in der Kirche zu Rokittnitz zeigten, daß Beule auch für die Heiterkeit und Lebensfülle barocker Gestaltungskraft aufgeschlossen war. Weitere Arbeiten entstanden in den Kirchen von Schoffschütz, Antonienhütte, Schlesiengrube und Godullahütte. Während des ersten Weltkrieges war Matthias Beule als Sanitätssoldat eingezogen. Im Reservelazarett Kreuzburg nahm er sich mit besonderer Liebe der Schwerbeschädigten an; in Kursen versuchte er, sie zu kunstgewerblichen Arbeiten anzuleiten. 1919 erkrankte er schwer an Lungentuberkulose. Mehrere Monate hielt er sich in den Allgäuer Bergen auf und suchte dort Heilung von seinem Leiden. Vom Tode schon gezeichnet kehrte er nach Schlesien zurück und fand liebevolle Aufnahme und Pflege im Hause Kotzur in Kreuzburg. Ein Blutsturz setzte am 24. August 1921 seinem Leben ein Ende. Auf dem Friedhof in Kreuzburg hat er seine letzte Ruhestätte gefunden.

H. Mieses



November

Datum	Fest- und Namenstage	Sonnen- Aufg.	Untg.	Tier- kreis
1 F	Allerheiligen	7.21	17.02	IIII
2 S	Allerseelen	7.23	17.00	IIII
3 S	22. n. Pf., Hubert	7.24	16.58	IIII
4 M	Karl Borromäus	7.26	16.56	IIII
5 D	Florian ☾	7.28	16.54	IIII
6 M	Leonhard	7.30	16.53	IIII
7 D	Engelbert	7.32	16.51	IIII
8 F	Gottfried	7.34	16.49	IIII
9 S	Theodor	7.35	16.48	IIII
10 S	23. n. Pf., Andreas	7.37	16.46	IIII
11 M	Martin	7.39	16.44	IIII
12 D	Kunibert	7.41	16.43	IIII
13 M	Stanislaus ☾	7.42	16.41	IIII
14 D	Josaphat	7.44	16.40	IIII
15 F	Albertus	7.46	16.38	IIII
16 S	Gertrud	7.48	16.37	IIII
17 S	24. n. Pf., Edmund	7.50	16.35	IIII
18 M	Kirchweihfest	7.51	16.34	IIII
19 D	Elisabeth	7.53	16.33	IIII
20 M	Felix von Valois ●	7.55	16.32	IIII
21 D	Mariä Opferung	7.56	16.30	IIII
22 F	Cäcilia	7.58	16.29	IIII
23 S	Clemens	8.00	16.28	IIII
24 S	25. n. Pf., Joh. v. Kreuz	8.01	16.27	IIII
25 M	Katharina	8.03	16.26	IIII
26 D	Konrad	8.05	16.25	IIII
27 M	Gustav ☾	8.06	16.24	IIII
28 D	Sosthenes	8.08	16.23	IIII
29 F	Eberhard	8.09	16.22	IIII
30 S	Andreas	8.11	16.22	IIII

Wetterregeln

Wenn auf Huberti Nebel sind, wird der ganze Winter gelind / Wenn die Gänse Martini auf dem Eise stehn, müssen sie Weihnachten im Kate gehn / Katharinenwinter – Plackwinter / Im November viel Naß, auf den Wiesen viel Gras.

„Der Hundertjährige“

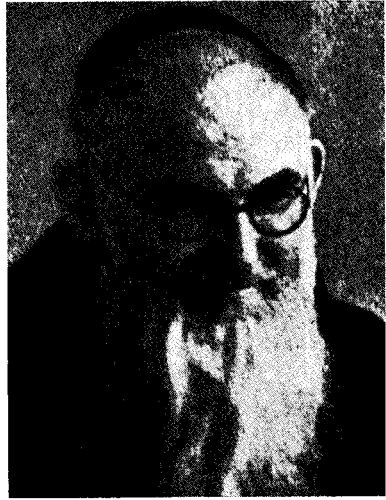
November

Vom 1. bis 14. Regenwetter u. ziemlich kalt, 16. nachts schneit es, 17. bis 20. Regen, vom 21. bis 26. schön warm, wie im Sommer.

Ich sah den Wald sich färben,
Die Luft war grau und stumm,
Mir war betrübt zum Sterben
Und wußt es kaum, warum.
Dein Lenz, der blütenvolle,
Dein reicher Sommer schwand,
An die gefrorene Scholle
bist du nun festgebannt.

Da plötzlich floß ein klares
Getön in Lüften hoch;
Ein Wandervogel war es,
Der nach dem Süden zog.
Es mahnt aus heller Kehle,
mich ja der flüchtige Gast:
Vergiß, o Menschenseele,
Nicht, daß du Flügel hast,

Emmanuel Geibel



Dr. Chrysostomus Schulte

„Zwischen zwei geistigen Welten“

Ich habe ihn noch gut in Erinnerung, wenn der bärtige Kapuzinerpater bei Versammlungen des Westfälischen Bauernvereins in den Saal rief: „Und wäre nicht der Bauer, so hättet ihr kein Brot!“ Hier hatte Dr. Johannes Chrysostomus Schulte als Kulturbeirat eine seiner vielen Aufgaben gefunden, denen er sich im Laufe seines Lebens mit Hingabe gewidmet hat. Was dieses Leben ausfüllte, hat er in seinem Buch „Zwischen zwei geistigen Welten“ (Münster, 1940) geschildert, und er selbst gesteht in dem Vorwort: „Manchmal wird man sich wundern, was ein Mönch alles „erleben und beleben“ kann. Aber im Hintergrund steht doch ein tiefer, heiliger Ernst. Mehr denn eine Seite ist mit meinem Herzblut geschrieben!“ Hier seien wesentlich nur sein Leben und Werk in seinen äußeren Erscheinungen kurz skizziert. Johannes (später Chrysostomus) Schulte wurde als sechstes Kind der bäuerlichen Familie Schulte-Eickhoff in Herdringen geboren. Hier wuchs er in einem echt sauerländischen Dorf auf und erlebte heimatliches Brauchtum in Kirche und Welt mit inniger Anteilnahme.

„Alles Denken und jedes Tun war eingebettet in ein reiches religiöses Brauchtum, im Anschluß an das Kirchenjahr und in Verbindung mit bestimmten Familien- und dörflichen Ereignissen.“ Er besuchte (zu Fuß) die Rektorschule in Neheim, dann die Klosterschule der Kapuziner in Königshofen bei Straßburg, erhielt seine philosophische und theologische Ausbildung in verschiedenen Schulen seines Ordens und wurde 1905 zum Priester geweiht. Nach kurzer Seelsorgearbeit bestimmte ihn der Orden zum Universitätsstudium (Promotion in Freiburg mit einer Arbeit über den Volksschriftsteller Pater Martin von Cochem) und in den nächsten Jahren lag sein Arbeitsfeld wesentlich im Lektorat für Apologetik und für Kirchengeschichte. Daneben zog es ihn immer wieder auf die Kanzel; P. Schulte wurde ein gesuchter und erfolgreicher Volksmissionar, dessen Arbeitsgebiet ganz Deutschland war. Bekannt wurde sein Name aber besonders durch seine pastoral-theologischen Schriften, bei denen er sich eifrig bemühte, „Anschluß an die Zeit“ zu bekommen und damit auch häufig genug auf Widerspruch derer stieß, die allzu konservativ auch in der Pastoraltheologie dachten.

Von seiner Arbeit in der Landseelsorge her kam er zum eingangs erwähnten Amt eines Kulturbeirates des Bauernvereins, eines Bauernkapuziners. P. Schulte hat sich auch besonders um die moderne Seelsorge für Psychopaten bemüht, sich mit der Psychoanalyse auseinandergesetzt und in Vorträgen und Kursen neue Wege gewiesen.

Das Verzeichnis seiner literarischen Arbeiten (selbständige Schriften und Aufsätze in Zeitschriften und Sammelwerken) füllt fünf Druckseiten. Wenn von bedeutenden Männern des Sauerlandes die Rede ist, muß auch der Bauernsohn Johannes (Chrysostomus) Schulte aus der Grafengemeinde Herdringen genannt werden, der auch längere Zeit Provinzial seines Ordens war.



Dezember

Datum	Fest- und Namenstage	Sonnen- Aufg.	Untg.	Tier- kreis
1 S	1. Adventssonntag	8.12	16.21	♈
2 M	Edmund	8.14	16.20	♈
3 D	Franz Xaver	8.15	16.20	♈
4 M	Barbara	8.16	16.19	♈
5 D	Sabbas ☾	8.18	16.19	♈
6 F	Nikolaus	8.19	16.18	♈
7 S	Ambrosius	8.20	16.18	♈
8 S	2. Adventssonntag	8.22	16.17	♈
9 M	Leokarda	8.23	16.17	♈
10 D	Judith	8.24	16.17	♈
11 M	Wilburgis	8.25	16.17	♈
12 D	Synesius	8.26	16.16	♈
13 F	Lucia ☾	8.27	16.16	♈
14 S	Berthold	8.28	16.16	♈
15 S	3. Adventssonntag	8.29	16.16	♈
16 M	Adelheid	8.30	16.17	♈
17 D	Sturmias	8.31	16.17	♈
18 M	Wunibald	8.32	16.17	♈
19 D	Thea ●	8.32	16.17	♈
20 F	Gottlieb	8.33	16.18	♈
21 S	Thomas	8.34	16.18	♈
22 S	4. Advents., Winteranf.	8.34	16.18	♈
23 M	Viktoria	8.35	16.19	♈
24 D	Adam und Eva	8.35	16.20	♈
25 M	Tag der Geburt des Herrn	8.35	16.20	♈
26 D	Stephanus ☾	8.36	16.21	♈
27 F	Johannes, Apostel	8.36	16.22	♈
28 S	Unschuldige Kinder	8.36	16.22	♈
29 S	Sonntag n. Weihnachten	8.36	16.23	♈
30 M	Reiner	8.36	16.24	♈
31 D	Silvester	8.36	16.25	♈

Wetterregeln

Dezember kalt mit Schnee gibt Karn auf jeder Häh / Dezemberlich veränderlich und lind, ist der ganze Winder ein Kind / Wenn in erster Adventswach' wir Kälte han, hält sie zehn volle Wache an / Ist die Christnacht hell und klar, folgt ein höchst gesegnet Jahr / Gait Bärkben imme Schnai, gait Christkinneken imme Kläi.

„Der Hundertjährige“

Dezember

1. und 2. Schnee, den 3. bis 8. beständig, den 10. graße Kälte und Schnee, 11. und 12. grimmige Kälte, 13. und 14. Schnee und gelinde, den 16. hell und sehr kalt bis zum 20., zum Ende unbeständig mit Wind, Schnee und Nebel.

Nie war unsre Stube so feierlich
Wie heute im heillgen Advent,
Da hell auf dem duftenden grünen Kranz
Das Lichtlein der Liebe brennt.

Der Liebe, die ausgeschaut nach Gott dem
und sehnsuchtsvoll zittert und fieht, [Herrn,
Die seufzt ob der Schuld und leise nur fragt:
„Ob er wohl vorübergeht?“

Es rinnt von der Kerze ein Tropfen rot
Und heiß in das dunkle Gezweig.

Die Seele erschauert in tiefer Not:
„O Herr, zu uns komme Dein Reich!“

Und langsam verzehrt sich das kleine Licht,
Die Stube im Dunkel ertrinkt;
Jedoch in der Seele wird's sternenhell,
Und Lieder der Hoffnung singt.

Karoline Keßler

Hanns Busse

Weltweites Wirken eines sauerländischen Unternehmers



Einer der ersten deutschen Verbände, der sich in Deutschlands schwerster Zeit, als Wirtschaft und Handel völlig darniederlagen, neu konstituierte, war der VDE (Verband Deutscher Elektrotechniker). Gleich in der ersten Versammlung der Experten der Elektro-Industrie wurde Hanns Busse, noch nicht vierzigjährig, zum Vorsitzenden des Ausschusses „Fassungen“ gewählt.

Von Anfang an besaß Hanns Busse das volle Vertrauen aller Kommissionsmitglieder und zwar besonders deshalb, weil er seine großen Kenntnisse auf dem Gebiet der Glühlampensockel und -fassungen unermüdlich in den Dienst der Sache gestellt hatte.

Die Bemühungen Deutschlands, wieder Anschluß an die internationale Entwicklung zu bekommen, erforderten die Einschaltung in die zuständige „Internationale Elektrotechnische Kommission“ und die Mitarbeit bei dem internationalen Expertenausschuß. Hanns Busses Berufung in diese Kommission erfolgte 1952. Deutschland wurde erstmalig 1953 eingeladen, an der offiziellen IEC-Tagung in Opatija (Jugoslawien) teilzunehmen. Busse wurde als Delegierter entsandt, und Deutschland erhielt den Auftrag, „Berührungsschutz- und Kontaktlehren für Fassungen auf internationaler Basis“ zu entwickeln. Die mühevollen Arbeiten erstreckten sich auf einen Zeitraum von etwa zehn Jahren. Sie zwangen Hanns Busse und Dr. Hans-Joachim Lindner, Bamberg, dem Verfasser dieser Angaben verdankt, alljährlich an internationalen Tagungen und Kongressen teilzunehmen: Paris, Prag, London, Mailand, Madrid, Zürich, Eindhoven, Nizza, Moskau, Tokio, Lausanne, Venedig, Straßburg, Santa Margarita (Kalifornien), von denen die bedeutsamsten die Kongresse in Moskau und Tokio waren. Den hervorragenden Fachkenntnissen Busses ist es zuzuschreiben, daß die Durchsetzung deutscher Überlegungen im internationalen Rahmen dazu beigetragen haben, daß alle nationalen CDE-Sicherheitsvorschriften weitgehend mit den internationalen Bestimmungen in Einklang gebracht worden sind und diese naturgemäß im gleichen Umfange auf den „Zentralverband der Elektrotechnischen Industrie“ ausstrahlten. Dipl.-Wirt.-Ing. Hanns Busse, zu Neheim geboren am 10. Oktober 1906, entstammt dem alteingesessenen Geschlecht „von dem Busche“ in Werl bei Schötmar (Lippe), das 1300 erstmals urkundlich faßbar ist. Die jüngere Linie kam durch den Großvater Busses, Gustav, von Solingen, wo dieser 1835 geboren ist,

Hanns Busse, der 1936 ins väterliche Geschäft eintrat, gründete die erste betriebseigene Lehrwerkstatt im südöstlichen Westfalen und 1940 den ersten Refa-Verband, dessen Vorsitzender er viele Jahre war. 1948 Mitbegründer des Arbeitgeberverbandes für das südöstliche Westfalen, war er seither dessen bewährter Vorsitzender, der bei aller Härte in der Sache auch das Vertrauen der Gewerkschaften gewann und stets um sozialen Ausgleich bemüht war.

Im eigenen Betrieb führte er bereits 1951 ein freiwillig vom Unternehmer gezahltes Kindergeld im südöstlichen Westfalen ein, was nicht ohne Einfluß auf die spätere bundeseinheitliche Regelung blieb. Auch die Gründung der Technikerschule in Neheim-Hüsten geht auf seine Initiative zurück. Unermüdlich hat Hanns Busse seine ganze Kraft eingesetzt. Sie schien ungebrochen, bis ihn kurz nach der Rückkehr von einer Spanienreise eine schwere Krankheit nach wenigen Tagen am 12. April 1967 dahinraffte. B. B.

Das Ohr an das Herz der Dinge legen

Von Theodor Tochtrop

„De Suerländer“ begibt sich seit dem Kriegsgeschehen zum siebzehnten Mal auf seinen Wanderweg. Er tut es gewiß frohen, wenn auch nicht ganz sorglosen Herzens. Vielen tausend Landsleuten, auch den Stammesbrüdern jenseits unserer Grenzen, wie denen, die bei uns eine neue Heimat fanden, ist er durch rechte Begegnung längst zum Freunde geworden; er weiß darum, daß wir ja alle unser Leben und Dasein aus den Kräften der Heimat gestalten.

Kein Mensch – weder Eltern und Erzieher, Politiker, Kaufleute oder Techniker, ganz sicher auch nicht die Wetterpropheten – kann ernsthaft die bedingenden und formenden Kräfte des heimatlichen Lebens in ihren mannigfaltigen Erscheinungsformen ignorieren oder in infrage stellen. Alle bejahen sie – bewußt oder unbewußt – täglich, sie stellen sie in Rechnung, sofern sie gewissenhaft und verantwortungsbewußt handeln. Aber die Sicht für diese Tatsache könnte leicht vernebelt sein.

Das weiß unser „Suerländer“!

Deshalb will er zunächst einmal **Zeuge und Bote des sauerländischen Lebens** sein. Er berichtet uns aus der Feder bewährter sachkundiger Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus reicher Vergangenheit und lebendiger Gegenwart. Er bemüht sich durch das Vermittelnde des Künstlers, des Dichters, der Dichterin, das „**Ohr an das Herz der Dinge zu legen**“, durch Lebensbilder berühmter Sauerländer, die auf dem fruchtbaren Boden mütterlicher Heimateerde herangewachsen sind, Leitsterne aufleuchten zu lassen. Er will das geprägte Bild einer beglückend natürlichen Landschaft in all ihren Erscheinungsformen verdeutlichen und dadurch das Wertbewußtsein heimatlicher Zugehörigkeit stärken. Dieses heimatliche Wertbewußtsein soll Freude wecken, tiefe, echte Lebensfreude, die der kurze Tag nicht auslöscht.

Solche Lebensfreude, entsprungen und geweckt aus heimatlichem Erleben, heimatlichem Finden und Forschen, aus heimatlicher Begegnung, erfüllt auch heute noch

die ^{Sauerländer Heimatbund} **junge Generation**. Die Erfahrung bestätigt ^{De Suerländer} es. Deshalb ist es der liebste Wunsch des „Suerlänners“, daß er in **zahlreiche junge Hände kommt**, in die Jugendbünde, in Familien mit heranwachsenden Kindern, in die älteren Jahrgänge der Schulen. Wie dankenswert wäre es, wenn Jugendführung, Schulleitung, Lehrer und Eltern die Verbreitung des Kalenders unterstützen würden!

Das, was der „Suerlänner“ anbietet, findet sich nur selten in den konzessionierten Schul- und Lehrbüchern, denen der heimatliche Raum zu eng sein muß.

Der „Suerlänner“ will aber nicht nur Zeuge und Bote heimatlichen Lebens sein, vielmehr **seine Aufgabe, an der Gestaltung und Entwicklung teilzunehmen**, auch recht kritisch auffassen. Das betrifft alle Bereiche des heimatlichen Lebens. Er ist sich z. B. bewußt, daß die strukturelle Entwicklung des Landes in ganz besonderer Weise die Förderung des Fremdenverkehrs einschließen muß, daß eine Förderung von wirtschaftlichen Bereichen mit den berechtigten Ansprüchen des Fremdenverkehrs einer harmonischen Abstimmung bedarf. Die Förderung und Pflege des Fremdenverkehrs erhalten heute ihr **besonderes Gewicht**. Das Sauerland ist noch näher an das Industrieviertel herangerückt, es hat sozusagen mit ihm einen **Lebensbund** geschlossen. Nachdem es im Zeitalter der aufblühenden Industrie Zehntausende ins Ruhrgebiet abwandern ließ, kehren jetzt Tausende von dort als Erholungssuchenden zu uns zurück. Überall erblicken wir Erholungs- und Heilstätten der freien Wohlfahrtsverbände (Caritas, Innere Mission, Arbeiterwohlfahrt, Rotes Kreuz), Jugendherbergen, Landschulheime, Familien-Wohnheime, Blindenheime. Große Industrie-Unternehmen und Gewerkschaften haben für ihre Betriebsangehörigen im Sauerland vorbildliche Erholungsstätten geschaffen. All diesen Gästen das Sauerland vertraut zu machen, ist eine ernst zu nehmende Aufgabe der Heimatpflege.

Fruchtbare Heimarbeit aber ist auch ein Mühen um die Erhaltung und Pflege des **Gemeinschaftslebens** in vielfältigen bewährten oder neuen Formen, im letzten aber ist es ein Mühen um die Aktivierung einer christlichen Wert- und Lebensordnung. Auf echte menschliche Begegnung kommt es an! „Die Welt ist leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt“, sagte Goethe. „Aber hier und da jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem gewohnten Garten.“

Heimatliebe und Heimattreue – so meint der „Suerlänner“ – bewährt sich durch Aktivität und frohe Einsatzbereitschaft. Er hält es mit Johannes Hatzfeld:

„Heimat ist nicht nur etwas, das uns der Herrgott gegeben hat, daß wir uns sollen wohl sein lassen, daß wir bloß als Schlemmer am wohlgedeckten Tisch der Heimat sitzen, als Schlemmer, die sich nach getaner Mahlzeit den Mund abwischen und verschwinden, ohne Dank und Gruß. Was not tut, das ist jener Schlag Menschen, die sich für die Heimat und ihr geistiges Gesicht verantwortlich fühlen, denen alles, was recht ist in ihrem Herzen eine persönliche Freude, und alles, was schlecht ist darin ein persönliches Leid und eine persönliche Scham ist.“

In diesen Dienst großer Mitverantwortung für den Heimatraum und seine Lebensgemeinschaft fühlt sich der „Suerlänner“ Jahr für Jahr gestellt. Er will Zeuge und Bote sauerländischer Art und Arbeit sein. Er will zu tatkräftiger Mitarbeit anspornen und die „geheimen Kräfte des inneren Daseins“ wecken und beleben.



Der Mensch ist wieder unterwegs - -

Von Regierungspräsident Ernst Schlensker

Der Arnberger Wald ist eines der wenigen in Deutschland noch vorhandenen geschlossenen Waldgebiete von beachtlicher Größe. Die Täler der Ruhr und Möhne umschließen 447,6 Quadratkilometer reinen Waldes, der in früheren Jahren ein geschlossener Buchenwald mit Eichen- und Ahornbeständen in den tieferen Lagen und Erlen und Weiden in den Tälern war. Vor gut hundert Jahren setzte die Umwandlung vom Laub- zum Nadelwald ein, so daß auch hier die Fichte zum Charakterbaum des Waldes geworden ist. In die Fläche teilen sich die Kreise Arnberg mit 195, Soest mit 100, Lippstadt mit 61, Meschede mit 58 und Brilon mit 34 qkm.

Neben den drei Waldarbeitersiedlungen Breitenbruch, Neuhaus und Lattenberg befinden sich in diesem Gebiet nur die Bergstädte Hirschberg, Eversberg und Kallenhardt und hier und da ein Forsthaus oder ein Gehöft. Sonst ist der Wald unbesiedelt. Der Wanderer kann deshalb stundenlang gehen, ohne den Wald zu verlassen, und je nach Ausdauer und Vermögen braucht er dazu in einer Richtung zwei oder drei volle Tage.

Vom April an bis in den hohen Sommer hinein ist dieser Wald voller Vogelgesang. Hoch über den Gipfeln schweben Habicht, Bussard und Milan und im Bereich der Möhne auch der Reiher. Im Dickicht der Uferwinkel des Sees nisten alle Arten von Wasservögeln, die es in unseren Bereichen überhaupt noch gibt. Im Wald selbst aber ist jegliches Wild daheim, Rot- und Sikahirsch und natürlich auch Rehwild, Schwarzkittel und Fuchs und an den Rändern Hasen, Rebhühner und Fasane. Sichtbar werden sie nur dem, der die Geheimnisse des Waldes kennt.

Die Entfernung zwischen den beiden Flüssen Ruhr und Möhne beträgt quer durch den Wald 12 bis 15 km, in der Längsrichtung sind es gut 40 km. Für die aus dem Tal der Möhne aufsteigenden nur selten die 350 Meter-Marke überragenden Berge ist die langgewölbte Kuppe charakteristisch, ein Bild harmonischer Gleichmäßigkeit vermittelnd. Ganz anders dagegen das zur Ruhr hin abfallende Gelände: die Berge überspringen durchweg die 500 Meterhöhe und vermitteln den Eindruck bizarrer Eigenwilligkeit.

Tief fallen die Täler zur Ruhr hin ab und so bieten die Hangwege weite Ausblicke in eine malerische und abwechslungsreiche Landschaft.

Aber wohin auch die immer eiligen und quirlenden Gewässer ihren Weg nehmen, zur Ruhr oder zur Möhne hin, sie sind das eigentlich belebende Element der Waldlandschaft. Die Täler sind es, durch die der Wald aufgelockert wird und die Landschaft ihre Konturen erhält, ob es nun das Tal der Heve, der Schmalenau, der Giesmecke, der Biber oder eines der vielen Bachtäler ist, sie sind es, die den Blick der Weite öffnen.

Dieses Gebiet in seiner ganzen Vielfältigkeit dem Naturparkprogramm einzuordnen, erschien natürlich. Natürlich, um es der Natur zu erhalten, natürlich, weil ihm unmittelbar das größte Ballungsgebiet Deutschlands, das Ruhrgebiet, vorgelagert ist, in dem fünf Millionen Menschen zu Hause sind. Basierend auf der Landschaftsschutzverordnung vom 30. 7. 1960 und einer Nachtragsverordnung gilt der Arnsberger Wald als Naturpark. Ihn als solchen nutzbar zu gestalten und

einzurichten, haben sich die fünf beteiligten Landkreise gegen Ende des Jahres 1961 zu einem Zweckverband zusammengeschlossen, um die erforderlichen Einrichtungen zu schaffen. Hierfür wurden in den ersten vier Jahren 1,6 Millionen Mark aufgewandt.

An den 34 Parkplätzen weisen Orientierungs- und Wanderwegetafeln auf die angelegten Rundwanderweg hin. Sie werden angenommen. Die Parkplätze sind auch an Wochentagen belegt; der Automensch wandert.

Der ihm unendlich scheinende Wald mit seinen Geheimnissen ist für ihn überschaubar geworden. Er hat den Weg zur Natur, der verloren schien, wiedergefunden.

Der Mensch ist wieder unterwegs, die Natur zu entdecken und zu erleben.

Aus dem Buch „150 Jahre Regierungsbezirk Arnsberg“ von Ernst Schlensker.



Hamorsbruch - der letzte Urwald Westfalens am Stimmstamm im Arnsberger Wald

Von Bernhard Bahnschulte*)

Kein Schulgeschichtsbuch berichtet uns etwas über den Kreuzzug von 1217/21. Selbst im „Lehrbuch für den Geschichtsunterricht an Lehrerbildungsanstalten“ von Beck und Dahmen (1905), das den Kreuzzügen über sieben Seiten widmet, steht nur der Satz: „Auch der Kreuzzug des Königs Andreas von Ungarn scheiterte vollständig“, ohne nähere Angabe von Zeit und Verlauf. Er ist auch nicht einer von den bekannten „sieben“, über die wir in der Schule hörten.

Weil aber gerade an diesem Kreuzzug sauerländische und westfälische Ritter maßgeblich beteiligt gewesen sind, dürfte er unser besonderes Interesse beanspruchen, auch noch deshalb, weil der Organisator und Hauptprediger Oliver ein Sauerländer war. Er stammte aus dem ritterbürtigen Geschlecht „von Ole“ (nach Seibertz) vermutlich Ohle bei Plettenberg; es saß aber auch ein adeliges Geschlecht „von Ole“ bei Iserlohn! Etwa um 1170 geboren, war er Dominikaner in Köln und Paderborn; nach seiner Rückkehr aus dem Kreuzzug wurde er 1223 zum Bischof von Paderborn gewählt und 1225 vom Papste zum Kardinalbischof von Sabina ernannt, als welcher er 1227 starb und in italienischer Erde sein Grab fand. Er ist der einzige westfälische Kardinal des Mittelalters. Dank seiner „Historia Damiatina“, die von allen Fachkennern als objektiv bezeichnet wird, sind wir über diesen Kreuzzug, selbst in Einzelheiten, gut unterrichtet, vor allem über die Eroberung von Damiette, an der Westfalen maßgeblich beteiligt gewesen sind.

Vorbereitung des Kreuzzuges

Der Vorbereitung dieses Kreuzzuges diente das glanzvolle Laterankonzil in Rom (Nov. 1215), einberufen durch Papst Innozenz III., den gewaltigsten Papst des Mittelalters. Zum Protektor der Kreuzfahrer aus Niederdeutschland hatte er u. a. Oliver bestimmt. Dank seiner großartigen Redegebe errang dieser als Kreuzprediger staunenswerte Erfolge, vor allem in Westfalen, Friesland

*) Der nachfolgende Aufsatz ist eine Ergänzung zu des Verfassers Veröffentlichung über die „Drüggelter Kapelle“ in der Zeitschrift des SHB „Sauerlandruf“, Juli 1967 — Die Ausführungen über den Verlauf des Kreuzzuges, insbesondere über den Kampf um Damiette und das unglückliche Ende stützen sich, oft wörtlich, auf Helmut Lahrkamp „Mittelalterliche Jerusalemfahrten und Orientreisen westfälischer Ritter und Pilger“ in der „Westf. Zeitschrift“, Band 106, Münster, 1956.

und am Niederrhein. Der mächtige Graf Gottfried II. von Arnberg (geb. 1157, reg. 1185 bis 1235) nahm noch im Alter von 60 Jahren das Kreuz. — Innozenz selbst bestimmte Ort und Zeit des Aufbruches; er wollte bei der Einschiffung in italienischen Häfen zugegen sein und die Streiter des Herrn segnen. Aber er starb am 16. Juli 1216, erst 54 Jahre alt, in Perugia während einer Reise. Dadurch erlitt die Sache des Kreuzzuges unermeßlichen Schaden; denn gar mancher, der den Kreuzzug gelobt hatte, hielt sein Versprechen nicht wie z. B. König Johann von England oder schob es Jahre hinaus wie z. B. der deutsche König Friedrich II., der am 25. Juli 1215 zu Aachen das Pilgergelübde abgelegt hatte, es aber erst als deutscher Kaiser 1228 erfüllte.“

Weil staunenswerte Erfolge Oliver trotzdem gehabt hat, geht daraus hervor, daß allein die westdeutsche Kirchenprovinz für diesen Kreuzzug mehr Streiter, Geld- und Sachspenden zur Verfügung gestellt hat als das ganze übrige Deutschland zusammen! Sie stellte mehr als 300 Schiffe zusammen, und außer den Westfalen haben über fünfzigtausend Friesen das Kreuz genommen!

Versammlung der Kreuzfahrer in Drüggelte

Graf Gottfried hatte als Sammelort für die aus seiner großen Grafschaft kommenden Kreuzzugsteilnehmer Drüggelte bestimmt und hier, offenbar bei oder in der Heiliggrabkapelle, jene aufschlußreiche Urkunde ausgestellt, die uns ein gültiges Geschick erhalten und überliefert hat. Hiernach verabschiedete der Graf am Pfingstfest 1217, das damals wie 1967 auf den 14. Mai fiel, „viele mit dem Kreuz Gezeichnete, die ins heilige Land aufbrechen müssen“ wie es wörtlich heißt. Er selbst folgte erst acht Wochen später auf dem Landwege, vermutlich über Regensburg und Italien.

Die Verabschiedung der Kreuzritter vollzog sich immer recht feierlich und in eindrucksvollen kirchlichen Formen, in der sog. „Benedictio peregrinorum“, d. h. der Segnung der Person und der Überreichung der Pilgerzeichen: Pilgerstab und Pilgertasche sowie der Anheftung des roten Kreuzes. Da die Urkunde ausdrücklich sagt „mit dem Kreuz Gezeichnete“, muß gefolgert werden, daß die feierliche Überreichung des Kreuzes in der dem „heiligen Kreuze geweihten Heiliggrabkapelle“ zu Drüggelte geschehen ist, nicht etwa im Herkunftsort der Teilnehmer. Die gemeinsame feierliche Verabschiedung spricht dafür, daß die Kapelle, die urkundlich erstmals 1226/27 genannt wird, schon vorhanden gewesen ist, wie Verfasser es im „Sauerlandruf“ (1967) auch ausführlich begründet hat.

32 Ritter werden mit Namen und Herkunftsort genannt:

„Jonathas von Arthei (Ardey); Heinrich der Schwarze von Arnsberg und sein Sohn Heinrich; Hermann von Ruthenberg (Rüdenberg); Walther, Advocatus von Soest; Hermann, Schulte von Soest und sein Bruder Goßwin; Timo, Ritter von Soest und sein Bruder Theoderich; Everhard von Erwitte (Erwitte) und sein Bruder Johannes; Boymundus und seine Brüder Gottschalk und Rudolf von Erwitte; Rutger von Burbenne (Burbecke bei Elspe?) und sein Bruder Friedrich; Theodorich von Odenke (Oedingen?); Gerhard von Brule (von oder bei Werl?, wo nachmals ein Brulius als Burgmann genannt wird); Kone von Hemmerde; Hermann von Rüthen und sein Bruder Heinrich; Wilhelm von Nehem (Neheim) und seine Brüder Hermann und Bruno; Gervasius von Buderich (bei Werl); Heinfried von Schorlemer; Hermann von Elspe und seine Brüder Rudolf und Antonius; Hermann, canonicus (Stiftsherr) von Soest; Ambrosius, Notarius; Albert von Störmede – und viele andere“ sagt die Urkunde.

Lahrkamp hält die Genannten für die „Kampfberreiten“, die ausziehen, denen die „vielen anderen“, wohl Verwandte, Freunde und Bekannte das Geleit bis Drüggelte gegeben haben. Doch finden wir drei der Genannten als Urkundenzeugen des Grafen am 3. Juli 1217, vielleicht sind sie erst im Juli mit dem Grafen ausgezogen. Bei Heinrich dem Schwarzen wird es sich um den Sohn handeln; denn der Vater ist nicht heimgekehrt. Für ihn stiftet sein Sohn Heinrich 1222 im Kloster Clarholz ein Familiengedächtnis (Lahrkamp, S. 300).

Aufbruch und Fahrt ins heilige Land

Graf Gottfried, dem als Landesherrn die Pflicht oblag, einen Teil der Kriegskosten (z. T. Ausrüstung und Reise) zu tragen, verfügte nicht über genügend Barmittel – einige Ritter hatten Lehnsabgaben verweigert – und deshalb das Kloster Wedinghausen veranlaßt, ihm gegen Verkauf des Hofes Rithem bei Werl die notwendige Geldsumme zu geben. Dieses zahlte ihm „angesichts des guten Zweckes 150,- Mark, obschon das Gut nicht soviel wert war“. Vor dem Hauptaltar der Klosterkirche (heutige Propsteikirche in Arnsberg) übergibt er den Hof in Gegenwart seiner Gemahlin Agnes und seiner Tochter Adelheid und des gesamten Konventes dem Kloster als Eigentum. Doch mit dieser mündlichen Übereignung begnügt er sich nicht, sondern wiederholt sie feierlich in Drüggelte in „Gegenwart vieler Zeugen“, ein Beweis mehr, daß Drüggelte eine ganz besondere Bedeutung gehabt haben muß, eben durch jene Wallfahrtskapelle, die sein Großvater Gottfried I. vermutlich als Ersatz für eine Pilgerfahrt ins heilige Land um 1150 hat erbauen lassen. Ein erhebendes Bild mag sich beim Aufbruch ge-

zeigt haben, ähnlich jenem, wie es Augenzeugen – nach den „Würzburger Annalen“ – 1189 berichteten: „Zum Kampf gerüstete, mit dem roten Kreuz gezeichnete Ritter und große Herren mit ihrer Schar: sie führen Schilde, Schwerter, Harnische und anderes Kriegsgerät sowie reichlichen Vorrat an Proviant, Gepäck und Zelten mit sich und schaffen es auf Wagen und zahlreichen Pferden fort.“

Die Zeit drängte; denn man mußte in wenigen Tagen – über Köln – den Hafen Vlaardinghen bei Rotterdam erreichen. Von hier aus stachen am 29. Mai 1217 112 Schiffe mit „zahlreichen Westfalen und Friesen“ in See, um auf dem Wasserwege durch Kanal und Mittelmeer das heilige Land zu erreichen. Insgesamt lichteten, nachdem auch englische Kreuzritter hinzugestoßen waren, über 400 Schiffe die Segel. –

Als die niederdeutschen Kreuzritter Portugal erreichten, folgten sie unter der Führung des Grafen Wilhelm von Holland und des Grafen von Wied dem Rufe des Bischofs von Lissabon, diese Stadt von den Mauren zu befreien. Es wird berichtet, daß die „Westfalen und Sachsen hier mit besonderer Tapferkeit gekämpft und die Stadt eingenommen haben“. Sie überwinterten in Lissabon. – Eine zweite Gruppe der Friesen eroberte Cadix, plünderte und brannte es nieder und überwinterte in italienischen Häfen.

Erfolg und Niederlage im heiligen Lande

Der Aufbruch der Westfalen von Portugal erfolgte im März 1218; sie erreichten mit dreißig Schiffen Akkon, wo im April auch die Friesen ankamen. Sie trafen dort die ungarischen Kreuzfahrer unter König Andreas von Ungarn, dem Vater der hl. Elisabeth, und die Oesterreicher unter der Führung des Herzogs Leopold von Oesterreich, die dort im September 1217 gelandet sind. Es wird angenommen, daß Graf Gottfried II. von Arnsberg sich diesen in Italien angeschlossen hat.

Zu den Vorgenannten stießen noch die Truppen des Königs von Cypern und die des Königs Johann von Jerusalem, so daß nun in und bei Akkon „mehr Kreuzritter lagerten als im dritten Kreuzzug unter Barbarossa“ (nach Lahrkamp). – Unter der Beteiligung des Bischofs Otto von Münster wurden Burg und Befestigung von Caesarea erobert, Beutezüge an den See Genesareth und an den Jordan unternommen.

Nach zweimaligem Sturm auf die Festung Berg Tabor (Nov. 1217 und am 5. Dez. 1217), die bei nebligem, unsichtigem Wetter stattfanden und unter schweren Verlusten abgeschlagen waren, endete der Kampf unglücklich. Im Februar 1218 stirbt Otto, der Bischof von Münster, an den erlittenen Strapazen. Seine Leiche nahmen die Kreuzritter mit in die Heimat, wo sie in der Kreuzkapelle zu Stromberg beigesetzt wurde. Die

aus der Diözese Münster im heiligen Lande verbliebenen Teilnehmer schließen sich dem Grafen Adolf von Berg an, dem Bruder des (1225 ermordeten) Erzbischofs Engelbert von Köln. — König Andreas von Ungarn ist nach dem unglücklichen Kampf um den Berg Tabor im Januar 1218 heimgekehrt.

Angriff gegen Ägypten — Belagerung und Eroberung von Damiette

Die bedeutende Verstärkung, die die Kreuzfahrer durch die Ankunft der Friesenflotte erhielten, stellte den Mut der Krieger wieder her. Im Kriegsrat wurde unter dem Eindruck der hinreißenden Beredsamkeit Olivers, der an den bisherigen erfolglosen Unternehmungen teilgenommen hatte, beschlossen, einen großangelegten Angriff gegen Ägypten zu unternehmen, da sich die Meinung gebildet hatte, dort sei die Wurzel der mohammedanischen Macht am ehesten zu treffen.

So landeten im Mai 1218 die ersten christlichen Schiffe vor dem stark befestigten Damiette, dem Schlüssel des Niltales. Der Zugang zur Stadt war durch einen mächtigen Turm gesperrt, der auf einer kleinen, vielleicht künstlich geschaffenen Insel mitten im Nil erbaut war. Vor ihm ankerten feindliche Wachtschiffe, die durch Ketten das Fahrwasser des Flusses sperrten, so daß die Christenflotte nicht passieren konnte. Ihre ersten Angriffe schlugen fehl, bis Oliver auf den Plan trat.

Unter seiner Leitung erbauten die seeerfahrenen Friesen eine gewaltige Belagerungsmaschine, wie sie selbst die kriegskundigsten Männer noch nicht gesehen hatten. Sie verbanden nämlich zwei Schiffe (Koggen) durch Schienen und Gebälk zu einem Ganzen, dann die vier Mastbäume in der oberen Hälfte durch vier mächtige Balken und stellten so ein hoch und frei schwebendes kleines Kastell her, das mit starker Holzverkleidung und Flechtwerk versehen und zum Schutze gegen das gefürchtete griechische Feuer mit Fellen überdeckt wurde. Außerdem zimmerten die Friesen eine Leiterbrücke, die durch starke Tauen gehalten wurde und 30 Ellen über das Vorderteil des Doppelschiffes hinausragte. Die Mittel dazu hatte Oliver durch Almosen zusammengebracht.

Mit dieser Maschine wurde nach hartem Kampf der Kettenturm am **24. August 1218** erobert, worüber sich im Christenlager brausender Jubel erhob. Dem Sultan Al-Adil von Ägypten brach angeblich der Kummer über den Fall des für unbezwingbar gehaltenen Bollwerks das Herz.

Nach der Eroberung des Kettenturmes versäumten die Kreuzfahrer, diesen Erfolg voll auszunutzen. Manche ihrer besten Kämpfer kehrten in die Heimat zurück, darunter der überwiegende Teil der Friesen, den Oliver, der sich für sie verantwortlich fühlte, ein Empfehlungsschreiben an die

heimische Geistlichkeit mitgab, um sie vor dem Vorwurf zu eifertiger Rückkehr in Schutz zu nehmen. Sie betrachteten sich gleichsam als abgelöst, da neue Verstärkungen, vornehmlich aus Frankreich, England und Italien, eingetroffen waren.

In den Reihen des Christenheeres hatte der Tod reiche Ernte gehalten. **Einer schrecklichen Lagerseuche soll ein Sechstel des Heeres erlegen sein.** Am 7. August 1218 war Graf Adolf III. von Berg den Kreuzfahrtod gestorben, ebenso um jene Zeit, der Tag steht nicht fest, der Edelherr Heinrich der Schwarze von Arnberg sowie der rheinische Graf Wilhelm von Jülich. Mancher Westfale wird zu Anfang des Winters 1218/19 sein Grab in Ägypten gefunden haben, als die Pilger durch eine **Nilüberschwemmung** heimgesucht wurden.

Infolge einer Verschwörung im Sarazenenheer, die den neuen Sultan Al-Kamil vorübergehend zur Flucht ins Innere Ägyptens nötigte, gelang den Christen der kampflose Übergang auf das östliche Nilufer, worauf Damiette vollständig eingeschlossen wurde. Die Not der moslemischen Besatzung stieg aufs Höchste, so daß der Sultan ausgeweidete und mit Speise gefüllte Kamele den Nil hinabtreiben ließ; doch diese wurden entdeckt und dienten den Christen als Labung. Durch einen Handstreich des päpstlichen Legaten Pelagius fiel endlich Damiette am **5. November 1219** in die Hände der Kreuzfahrer. Die Beute war beträchtlich; 400 000 Goldstücke wurden öffentlich verteilt. Oliver schrieb einen begeisterten Brief nach Hause. Er konnte nicht ahnen, daß die Macht der Christen durch Zerwürfnisse und Zügellosigkeit im Heere so geschwächt werden sollte, daß alle Erfolge zunichte wurden. Das Kreuzheer versagte sich den Bestrebungen des Legaten, nilaufwärts zu marschieren und bis Kairo vorzustoßen und beschränkte seine Tätigkeit das ganze Jahr 1220 hindurch auf geringfügige Streifzüge.

Unglückliches Ende — Helmkehr der Überlebenden

In der Hoffnung auf Verstärkungen gelang es dem Legaten dennoch, das Kreuzheer achzig Kilometer nilaufwärts fortzureißen. Er begann im Juli 1221. Aber die Moslems hatten bei Mansurah am Nil eine starke Stellung bezogen und die Nildämme durchstochen, die die Fluten zwischen Damiette und Mansurah bisher zurückhielten. So saßen die Kreuzfahrer nun in der Falle: vor sich den überlegenen Feind, hinter sich das Wasser. Nach anfänglichem Widerstand, der schreckliche Verluste zur Folge hatte, entschlossen sich die Kreuzfahrer, nachdem ihnen freier Abzug zugesichert worden war, Ägypten zu verlassen. **Damiette wurde am 7. September 1221 aufgegeben**, und die Christen verließen das

Land, was in Europa große Erbitterung und Trauer auslöste.

Die überlebenden Kreuzritter erhielten durch den besonderen Schutz des Sultans noch auf ein volles Jahr freies Geleit zugesichert, vor allem jene, die ihre Habe nicht sogleich fortbringen konnten. Viele zogen unter moslemischem Schutz nach Akkon. — Über die Heimkehr westfälischer Kreuzritter erfahren wir kaum etwas. Graf Gottfried II. von Arnsberg wird wegen seines Alters früh zurückgekommen sein; denn er erscheint bereits am 1. Juni 1219 am Hoflager Friedrichs II. in Nürnberg. Graf Wilhelm von Holland rüstete am 15. September 1219 zur Heimreise. Von den drei Brüdern der Familie von Neheim treten Hermann und Wilhelm 1223 als Urkundszeugen des Grafen Gottfried auf.

Wegen seiner außergewöhnlichen Lebensbahn sei eines sauerländischen Kreuzzugsteilnehmers besonders gedacht, des **Heinrich von Marsberg**, Sohn eines Bürgers aus dem Städtchen Obermarsberg. Nachdem er in seiner Jugend in Paris studiert hatte, entschloß er sich auf Grund einer Erscheinung zur Teilnahme am Kreuzzug von 1217. Er ist der erste Deutsche, der sich dem neugegründeten Dominikanerorden anschloß und 1228 der erste Provinzialprior der Dominikaner in Palästina wurde. 1233 kehrte er wieder nach Europa zurück, wirkte zunächst in Köln und wurde — angeblich auf Wunsch des französischen Königs Ludwigs IX. — nach Frankreich berufen. Hier wurde er Beichtvater des später heiliggesprochenen Königs, den er auch auf dessen unglücklichen Kreuzzug nach Cypern und Damiette begleitete. Heinrich starb um das Jahr 1254; er galt als einer der hervorragendsten Prediger des Dominikanerordens (nach Lahrkamp). Sein Nachfolger in der Leitung des Ordens wurde wiederum ein Westfale, Jordan der Sachse, wahrscheinlich aus dem Ministerialengeschlecht der Grafen von Dassel stammend. Er unternahm 1236 anläßlich einer Visitation der Ordensniederlassungen in Palästina eine Pilgerfahrt nach Jerusalem. Auf der Rückreise geriet sein Schiff in der Bucht von Attalia in einen wütenden Sturm und wurde zerschmettert auf ein Felsenriff geschleudert, wobei Jordan und seine beiden Begleiter, ein deutscher Kleriker Gerhard und der Laienbruder Iwan, sowie 99 Mitreisende ertranken. Jordans Leiche wurde an den Strand gespült und im Konvent von Akkon bestattet, wo man ihn als Heiligen verehrte (Lahrkamp). — Der vierte Ordensgeneral der Dominikaner war ebenfalls ein Westfale, Johannes Teutonicus aus Wildeshausen. —

Wie nach jedem verlorenen Krieg, fragt man hinterher nach den Schuldigen. Einen Teil der Schuld gab man den Königen von England und Deutschland, die ihr Gelöbnis, sich zu beteiligen, nicht gehalten haben. „Die Hauptschuld aber trug der päpstliche Legat, der bei dem strategisch

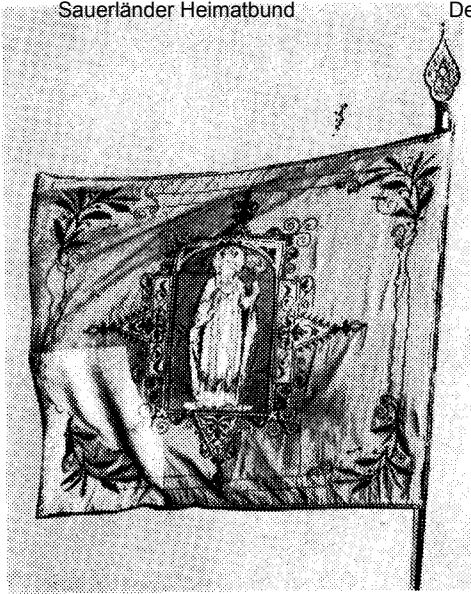
sehr gewagten Vorstoß, den er nicht zur rechten Zeit befohlen hatte, die Warnungen erfahrener militärischer Führer unbeachtet gelassen hatte. Unser Landsmann Oliver, Augenzeuge und Mithandelnder im Drama hat uns auf Grund von gleichzeitigen, vielfach tagebuchartig ins Einzelne gehende Aufzeichnungen ein vorzügliches Bild des Kampfes um Damiette geboten. Oliver, der die Großmut des Sultans Al-Kamil zu schätzen wußte, faßte sogar den kühnen Plan, ihn und die ägyptischen Schriftgelehrten durch Briefe vom falschen Glauben abzubringen und der christlichen Religion zuzuführen. Beide Briefe sind uns überliefert; Oliver versucht darin, den Mohammedanern Beweise für die Göttlichkeit Christi und seiner Lehre vor Augen zu stellen“. (Lahrkamp, S. 302/3).

Lahrkamp nennt den Kreuzzug gegen Damiette den **letzten allgemeinen des Abendlandes**, zugleich als letzten, der in Westfalen stärkeren Widerhall gefunden hat. „Man zählt in der Folge noch den Kreuzzug, den Kaiser Friedrich als Gebannter unternahm; aber es beteiligten sich daran meist Süddeutsche und Italiener. Die beiden letzten Kreuzzüge wurden hauptsächlich von der französischen Ritterschaft allein getragen.

Die kulturellen Errungenschaften der Kreuzzüge können kaum überschätzt werden, sie wirkten auch in Westfalen nach. Neue Kampf- und Lebensformen, Kultwanderungen und Frömmigkeitswellen ergriffen das Land. Das schließliche Scheitern der Kreuzzüge tat den Fahrten nach Palästina wenig Abbruch. Immer wieder stoßen wir auf Pilger aus dem westfälischen Raum. Im Jahre 1309 setzte sich eine große Zahl des niederen Volkes in Bewegung, um in einem **letzten Aufblitzen** der Kreuzzugsbegeisterung den Versuch zu machen, das heilige Land den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Daß sich aus den westfälischen Städten zahlreiche Bürger auf den Weg machten, um die Sarazenen zu bekämpfen, steht fest durch eine Eintragung im ältesten **Soester Bürgerbuch**, wo nicht weniger als **vierzig Pilger** namhaft gemacht werden, wie auch durch zwei Geleitbriefe, die erhalten sind“ (Lahrkamp S. 313) — Auch aus **Menden** erfahren wir, daß die Witwe des „auf der Fahrt ins heilige Land verstorbenen Schultheißen Heinrich von Menden für das Seelenheil desselben im Jahre 1234 dem Kloster Oelinghausen einen Zehnten überweist“. (Lahrkamp).

*Ein gespannter Bogen ist gefürchteter
als ein abgeschossener Pfeil.*

Fernöstliche Weisheit



Demokratie heißt: Verantwortung tragen!

Sauerländische Schützen und die Heimat

Beim 550jährigen Jubelfest der Briloner Schützenbruderschaft hielt der Bundespräsident des Sauerländer Schützenbundes, Propst Dünnebacke, eine Ansprache, die allgemein Gültigkeit für das ganze Sauerland, für alle sauerländischen Schützen, hat.

550 Jahre haben die Schützen die Geschicke der Stadt Brilon mitgestaltet! Die Schützenbruderschaft war immer eine Gemeinschaft dieser Stadt, eine Gemeinschaft der Bürger und für die Bürger. Es konnte gar nicht anders sein. Sonst würde der Name nicht passen.

Schützen: Sie wollten schützen die Stadt, ihre Grenzen, ihren Besitz, das Hab und Gut der Bürger gegenüber der Habgier benachbarter Herren und Fürsten, aber auch gegenüber Horden von Menschen, die raubend und plündernd sich den Lebensunterhalt zu verschaffen suchten. Wie oft mögen die Schützen gerufen worden sein und ihre Waffen ergriffen haben? Die Propsteikirche könnte uns erzählen, wie oft die Schützen an den Sandsteinquadern des Nordportals und des Turmes ihre Waffen für den Kampf geschärft haben.

Bruderschaft: Sie wollten eine Gemeinschaft sein von Männern, die dienen, die helfen, die Sorge trugen: bei Bränden, bei Unwettern, bei Krankheit und Not. Heute haben wir es leicht, uns zu sichern, gegen Schaden zu versichern, in früheren Zeiten half vielfach nur die Selbsthilfe in brüderlicher, nachbarlicher Verbindung. Die Schützenbruderschaft war eine Ordnungsmacht im öffentlichen, sozialen Leben der Stadt.

Wenn Brilon heute ein gesundes, blühendes Gemeinwesen ist, dann müssen wir Anerkennung zollen der Schützenbruderschaft, die 550 Jahre lang bis heute die Geschicke dieser Stadt tatkräftig mitgestaltet hat und auch heute mitgestaltet.

Was unsere Schützenbruderschaft bedeutet, wird uns vielleicht am besten klar, wenn wir uns Gedanken machen über die Briloner Art, von der man heute gern spricht, die aber nicht einfach da ist, sondern geworden ist. Die wohl nur erklärt werden kann durch die Kräfte und Mächte in der Geschichte dieser Stadt, die vielleicht auch nur zu erklären ist durch das Bestehen und Wirken unserer Schützenbruderschaft.

Drei Züge dieser Briloner Art möchte ich herausheben, die, wenn sie genannt werden, ein wenig kritisch, ja spöttisch gesagt werden, aber doch im Grunde von einer Achtung gegenüber der Besonderheit der Briloner künden.

1. Man spricht „van diän Breylsken“. Etwa wenn man sagt „de Breylsken Isels“; oder wenn man meint: Es gibt Westfalen, es gibt Sauerländer un et giet Breylske, oder wenn man erzählt, in Brilon lernten die Kinder eher „Hucke“ oder „Drache“ – oder „Hückelchen“ und „Drächelken“ – sagen als das „Vater-unser“ beten. Was wird da ausgesprochen? Die einzigartig rauhe Art der Briloner. Sie ist sicher auch zu erklären aus der Kargheit des Bodens, dem man nur mit großer Mühe das tägliche Brot abgewinnen konnte, mehr aber noch aus der Not und Drangsal der Geschichte dieser Stadt. Man mußte sich

wehren die Bürger dieser Stadt mußten wehrhafte Männer sein. Der Ausdruck wurde grob, die ganze Art wurde hart und grob. Jeder konnte und sollte und mußte es merken, daß die Briloner nicht mit sich spassen ließen, daß mit einem Briloner nicht gut Kirschenessen war. Sind nicht für diese Briloner „Untugend“ die Schützen ein gut Teil verantwortlich?

2. Man spricht vom Briloner Selbstbewußtsein. „Düt is alles use“. Das leitet sich einmal her von dem großen Besitz der Stadt Brilon (der ja nach der Sage auf Karl den Großen zurückgehen soll). Ich möchte es aber noch mehr erklären durch die Tatsache, daß Brilon im Mittelalter ein blühendes, freiheitlich geordnetes Gemeinwesen war. Brilon bekam schon im 13. Jahrhundert Stadtrechte. Stadtrechte besagt Freiheit von unangenehmen Lasten und Verpflichtungen, es besagt aber ebenso Verantwortung und Sorge der Bürger für ihre Stadt. „Düt is alles use“. Das heißt also: Das ist unsere Stadt. Hier haben wir zu sagen, hier tragen wir die Verantwortung. Wir wollen aus eigener Kraft etwas aus unserer Stadt machen. Und die Briloner haben ihre Stadt zur Blüte gebracht, so sehr, daß nach der Soester Fehde Brilon die Hauptstadt des kurkölnischen Sauerlandes wurde und bei Beratungen und Abstimmungen der Stände abgestimmt wurde mit dem Spruch: „Vey stemmet ase Breylen“. Briloner Bürgerstolz war immer echt, er beruhte auf echter Verantwortung und Mitsorge der Bürger für ihre Stadt.
3. Man nennt die Briloner s t u r. Stur-sein fasse ich vornehmlich auf als ein starres Festhalten an alten Erfahrungen, an alten Gebräuchen und Formen. Sicher kann Sturheit zu weit gehen, aber diese sogenannte Dickköpfigkeit hat auch ihr Gutes. Der Briloner ist wie der Sauerländer überhaupt fest verbunden mit allem, was Heimat heißt. Er hängt an der Landschaft, freut sich an der Schönheit der Natur. Er kennt Tradition und Sitte, feiert die

Feste, wie die Väter es taten. Er ist in alter Weise treu und bieder, pflegt das Althergebrachte, ich nenne nur als Besonderheit das Schneeläuten. Das Leben der Briloner wird im Wechsel der Jahreszeiten von vielen Bräuchen begleitet, auch im Religiösen. Heimat, Sitte, Glaube, das gehört zusammen. Das wird hochgeschätzt, daran hält man wie selbstverständlich fest, ohne viel davon zu sprechen. Treue zur Heimat bedeutet auch Treue zum ererbten Glauben, Treue zur Kirche. Wenn man diese Treue der Briloner als Sturheit versteht, dann möchte ich diese Art als echte Briloner „Tugend“ bezeichnen. Und die Schützenbruderschaft kann stolz darauf sein, daß sie in den langen Jahren ihres Bestehens diese echte Treue bewahrt hat und auch heute festhält.

Die Stadt Brilon hat eine Straße benannt nach der Sauerländer Dichterin Christine Koch. Das war Erfüllung einer Dankespflicht. Denn Christine Koch hat die Briloner Art gekannt und verstanden. In dem Gedicht: „De Siuerlänner“ erzählt sie, wie der Reiseengel Rafael vom Erdenurlaub aus der Stadt Brilon in den Himmel zurückkommt. Er weiß viel Gutes zu berichten, aber dann – hai schurre am Koppe – kommt er auf die Sauerländer Art zu sprechen: De gröttesten Dickköppe hiärt Siuerland. – Rafael kam von Brilon: – „Wat se wellt, dat wellt se. Jähr Sinn is twiäs, de Köppe sind rund!“ Der Herrgott lächelte wissend und verstehend bei dieser Schilderung und sagte: „Meyne Siuerlänner sollt grad bleywen ase sind.“

„Meyne Siuerlänner sollt grad bleywen ase sind.“ Use Breylsken sollt bleywen ase sind. Use Schützen sollt grad bleywen ase sind. Use Schützen in Breylen sollt grad bleywen ase sind. Schützenwesen ist nicht nur Historie, nicht nur etwas, an das man stolz zurückdenkt. Schützenwirken ist wichtig auch und gerade in unserer Zeit.

Wir haben eine gesellschaftliche, soziale und politische Ordnung auf demokratischer Grundlage. Von Demokratie reden ist leicht, Demokratie



leben ist schwer. Viele verstehen Demokratie als ein Beanspruchen von Rechten, als ein Wahrnehmen von persönlichen Vorteilen. Demokratie besteht aber nicht darin, daß man andere für sich denken läßt, andere für sich arbeiten und sorgen läßt. Demokratie heißt Verantwortung tragen, heißt der Gemeinschaft dienen. Unsere Schützen haben bewiesen, daß sie diese Bereitschaft haben. Zur Demokratie gehören Idealisten, unsere Schützen sind es. Zur Demokratie ge-

hört Mut zum stillen Arbeiten und Wirken, ohne mit Lob und Anerkennung zu rechnen. Unsere Schützenbrüder, besonders die Vorstandsmitglieder, zeigen diese demokratische Gesinnung Tag für Tag. Demokratie will gelernt sein, in unsern Schützengemeinschaften übt sich von unten her ein, was demokratische Verantwortung bedeutet. Darum sind unsere Schützengemeinschaften gemeindetragende und staatstragende Kräfte auch in der Zukunft.

Der eingegrünte Hof

Aber keine landschaftsfremden Bäume pflanzen

Da steht nun der neue Aussiedlerhof, herausgelöst aus der Enge des westfälischen Dorfes, verlegt in die freie weite Feldmark. Aber wie steht er oft da? Es ist manchmal gar nicht so abwegig, wenn gelegentlich von der „nackten Pracht“ gesprochen wird. Muß es dabei bleiben? Kann nicht wirklich erst das Grün das Bild abrunden? Selbst eine schlechte Baulösung, die äußerlich gut gestaltet und eingegrünt ist, spricht immer noch besser an als die beste Baulösung, bei der das Grün fehlt.

Also eingrünen! Und warum? Schon einmal aus Gründen des Landschaftsschutzes. Eine Eingrünung beeinflusst Leben und Wirtschaftsvorgänge auf dem Hof in jeder Weise günstig: Baum und Strauch schützen Menschen und Vieh vor Sonne, Wind und Regen. Hecken um Hof und Haus geben Windschutz, dienen der Einfriedung, ermöglichen ein Anbinden an vorhandene Wald- und Feldgehölze, befestigen oder verkleiden Böschungen und bieten Nistmöglichkeiten für Vögel, die zum Dank wieder Millionen von Schädlingen vertilgen. Schattenbäume an der Dungelege können Austrocknen und Nährstoffverluste vermindern. Höhere Bäume verdecken auffallende Hausgiebel oder Siloanlagen. Das alles sind rein zweckmäßige Gründe, die für eine Eingrünung sprechen – von der Wirkung auf das Auge gar nicht zu reden.

Doch womit soll man eingrünen? Mit standortgemäßen Bäumen und Sträuchern! Einzelbäume können als zentraler Hofbaum wirken, können an der Dungstätte verdecken, am Viehauflauf stehen oder Schattenbaum an der Sitzbank sein. Aber es sollen nicht nur Einzelbäume sein – auch eine lockere Pflanzung von Einzelgehölzen oder Gehölzgruppen kann viel zur Auflockerung beitragen. Wie schön wirken ein- bis dreireihige freiwachsende Hecken aus Sträuchern mit eingesprengten Baumarten! Zier- und Blütensträucher sollten eigentlich nur am Wohnhaus stehen. Obstbäume kann man für den Eigenbedarf pflan-

zen, gelegentlich auch für den Erwerbssobstbau. Man sollte sich im allgemeinen davor hüten, landschaftsfremde Bäume, die nicht in die Gegend passen, zu verwenden, etwa Modearten wie Trauerweide, Blutbuche, Blaufichte oder andere buntlaubige Gehölze.

Vielleicht sollte man es nicht bei allgemeinen Empfehlungen belassen, man müßte schon einige Gehölzarten nennen, die sich zur Eingrünung von Aussiedlerhöfen eignen. Will man freiwachsende Hecken haben, wähle man sommergrüne Gehölze, etwa Feldahorn, Weißdorn und Haselnuß. Entschließt man sich für wintergrüne Gehölze, so denke man an Linguster. Es gibt auch Bäume und Sträucher, die im Winter ihr Laub behalten, z. B. die Rot- und die Hainbuche, auch die Eiche. Mischpflanzen wirken immer lebendig, ob sie nun ein- oder mehrreihig sind. Beispiele dafür seien Haselnuß, Weißdorn, Wildrose, Schneeball oder Hartriegel. Als Einzelbäume eignen sich Ahorn, Birke, Eberesche, Ulme und Erle. Als Baumgruppen die gleichen Bäume, dazu aber Eiche, Kastanie und Walnuß. Möchte man Obsthecken anlegen, sollte man an Kirsche, Pflaume oder Brombeere denken. Unzählig ist die Zahl der Ziergehölze, die uns im Frühjahr durch ihre herrlichen Blüten erfreuen und uns zum Teil auch im Herbst im Schmuck der Beeren noch viel Freude bereiten. Ich denke an Flieder, Goldregen oder Deutzie, an die Weigelle, Spiräe oder Forsythie, an Jasmin, Schneebeere und Berberitze, von der Blutjohannisbeere und der Vielzahl der Hagebuttenrosen gar nicht zu reden.

Man sollte es wirklich überlegen; Will man seine nackte Aussiedlung stehen lassen, vielleicht noch in einer Gegend ohne natürliche Landschaft, so daß das Gebäude, der neue Hof, wirklich – wie gehässige Leute sagen – als Baracke wirkt? Man sollte eingrünen – aus Gründen der Zweckmäßigkeit und um der Schönheit willen. Das Gehölz erst gibt dem Aussiedlerhof Kulisse.

A. Schindlmayr

Langstreckenläufer hatten es nicht leicht

Die Boten der westfälischen Kanzlei - Von Walter Wahle

Die Regierungsgewalt wurde zur kölnischen Zeit im Herzogtum Westfalen ausgeübt durch die Stände, d. h. durch die Ritterschaft und die Vertreter der Städte. Als Vollzugsorgan diente ihnen die Regierung in Arnsberg, bestehend aus dem Landdrost, vier adeligen und drei, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts vier gelehrten Räten. Die praktische Verwaltungsarbeit besorgte die westfälische Kanzlei. Sie war besetzt mit dem Land-schreiber, zwei Kanzleiverwandten, einem Registrator, dem Kanzleipedell und zwei Kanzleiboten, auch Ordinari-Boten genannt.

Diese Boten hatten den Schriftverkehr der Behörde in das Land hinauszutragen. Zwar gab es schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts ein Postwesen, von dem auch Arnsberg wöchentlich einmal berührt wurde. Ein Postbote zu Fuß übernahm die Briefe der Regierung an andere Behörden. Abgerechnet wurden die Gebühren durch den Postmeister in Köln. Wenn der Postbote anderen Stellen Mitteilungen zu überbringen hatte, mußten diese eigens bezahlt werden. So ist gelegentlich vermerkt, daß der Post Schreiber an den Rat in Werl mitgegeben und dafür 6 Schillinge entrichtet wurden, etwa ein Viertel des sonstigen Botenlohns.

Für den schriftlichen Verkehr mit den Beamten und Ständen innerhalb des Landes war die Kanzlei auf ihre Boten angewiesen. Dafür genühten aber ihre Ordinari-Boten nicht, am wenigsten in Zeiten starken Geschäftsbetriebes. Im folgenden soll nach den Rechnungen der Arnsberger Landpfennigmeisterei der Jahre 1688 und 1690 (Staatsarchiv Münster, Herzogtum Westfalen, Landständisches Archiv IV, 49 und 51) die Tätigkeit der Boten in etwa beleuchtet werden. Das Jahr 1689 ist nicht erfaßt. In diesem Jahr wurden die Boten ganz besonders stark beansprucht. Daher machten die Abrechnungsnachweise ein so umfangreiches Paket aus, daß es mit den übrigen Rechnungsbelegen nicht in ein Fach der Registratur gelegt werden konnte, sondern anderweitig untergebracht werden mußte. Dadurch ist es nicht bei der Akte geblieben. Gerade diese unruhigen Jahre machen es deutlich, daß die Regierungstätigkeit durch die Einsätze dieser unbekanntenen Männer erst zur Wirksamkeit gelangen konnte. Der vermehrte Schriftverkehr der Kanzlei war durch die damaligen politischen Verwicklungen bedingt.

Der Tod des Kurfürsten Maximilian Heinrich am 9. Juni 1688 führte zum Streit um seine Nachfolge, in dessen Verlauf Arnsberg und Werl von den Truppen des Kardinals Fürstenberg be-

setzt wurden. Es folgten die Verhandlungen um die Neutralität des Herzogtums Westfalen, um die Räumung der beiden Schlösser, um die Abwendung der brandenburgischen Brandschatzung. 1689 machten die Durchmärsche der Tuppen zum Sommerfeldzug viele Botengänge notwendig. Endlich führte der brandenburgische Überfall auf Geseke am 14. Dezember 1689 und die dadurch veranlaßte Aufnahme bayrischer Regimenter zu gesteigerter Korrespondenz mit zivilen und militärischen Dienststellen innerhalb und außerhalb des Landes, die sich auch 1690 noch hinzog.

Diese außergewöhnlichen Verhältnisse, aber auch größere Anforderungen zu normalen Zeiten machten es erforderlich, daß die Kanzlei neben den Ordinari-Boten auch Arnsberger Bürger zu einzelnen Botengängen heranzog. Für das Jahr 1688 sind 44 verschiedene Namen gebucht, die neben den fest angestellten Kanzleiboten als Nachrichten- oder Befehlsübermittler der Kanzlei tätig waren. Viele waren nur das eine oder das andere Mal eingesetzt. Andere Männer standen wohl regelmäßig zur Verfügung. Am häufigsten waren Lambert Lichte mit 24, Bastian Dülberg mit 23, Bastian Fincke mit 22, Jörgen Meistermann und Peter Kenzler mit je 21 Botengängen unterwegs. Bisweilen wurden auch plötzlich Boten angefordert. So verlangte der Landdrost einmal stündlich einen Boten, der den Weg nach Neuhaus bei Paderborn kannte, gut zu Fuß war und am nächsten Vormittag in Neuhaus eintreffen sollte. Reinard Cloer wurde einst nachts 11 Uhr nach Herdringen geschickt, obwohl er Handwerksmann war und kaum als Bote bezeugt ist, weil von denen, die sich gewöhnlich zu Boten brauchen ließen, keiner einheimisch (zu Hause) oder zu haben war. Bestimmte Verrichtungen der Boten geschahen regelmäßig, so die Überbringung der vierteljährlich durch die Quartagsconvention des Landtages festgesetzten Steueransätze. Zu solchen Diensten gingen bestimmte Boten in die einzelnen Landesteile. In der Berichtszeit übernahm Bastian Fincke die werlische, Jörgen Meistermann das rüthenische, Bastian Dülberg das brilonische und Lambert Lichte das bilsteinsche Quartal. Auch andere im ganzen Lande zu verbreitende Benachrichtigungen übernahmen die Genannten für ihr Quartier, etwa die Ansage eines allgemeinen Gebetes für den erkrankten Kurfürsten an alle Kirchen und Klöster oder die Meldung von Tod und Beisetzung des Kurfürsten an alle Stände.

Geregelt wurde der Einsatz der Boten durch den Botenmeister. Dieses Amt versah einer der Kanz-

leiverwandten neben seinen sonstigen Obliegenheiten. In der hier behandelten Zeit bekleidete die Stelle der Kanzlist Gottfried Richter, der für diese besondere Tätigkeit ein Jahresgehalt von 12 Rtlr. bezog. Da er schon alt war, er zählte damals schon fast 50 Dienstjahre, wurde ihm im Sommer 1690 der zweite Kanzlist, sein Sohn Ernst Kaspar Richter, beigegeben.

Die an die Boten gestellten Anforderungen waren naturgemäß sehr unterschiedlich, ob sie weitere oder nähere Wege zurückzulegen hatten, wie die Weg- und Wetterverhältnisse beschaffen waren. Häufig wird erwähnt, daß ein Bote ausgesandt wurde, um dem Postboten Briefe nachzubringen. Dieser Bote ging gewöhnlich abends spät aus und hatte meist seine Schreiben in Büderich bei Werl abzuliefern. Einige Male ist als Zeitpunkt dieser Bestellung der Samstagabend angegeben. Die nach Büderich gebrachten Sendungen waren durchgehend für die Behörden am Rhein, in Köln oder Bonn bestimmt. Gelegentlich sind auch Postauflieferungen nach Erwitte bezeugt für die Post nach Berlin oder Hildesheim. Einmal wurde ein Bote nach Hamm geschickt, um Sendungen abzuholen, die von der brandenburgischen Regierung in Cleve erwartet wurden. Zu den häufiger wiederkehrenden Verrichtungen gehörte auch, daß Boten zur Begleitung von Geldtransporten bestimmt wurden. Sie wurden dann dem Fuhrmann, der den Transport übernahm, beigegeben, hatten das Geld, das etwa zur Zahlung von Subsidien an den Kurfürsten oder zur Tilgung von aufgenommenen Kapitalien diente, zu bewachen, abzuliefern und für die Quittung zu sorgen. Auch die aus dem Land zur Kanzlei gehenden Boten brachten wohl Geld mit, die eingehenden Steuern. So wird von einem Boten aus Erwitte berichtet, er habe nicht nur einen Brief, sondern auch einen Holster

schwer von Geld zur Landpfennigmeisterei gebracht und sei Tag und Nacht gegangen.

Der Bote hatte seinen Auftrag auf jeden Fall auszuführen. Wenn er den Adressaten nicht zu Hause antraf, hatte er ihm zu folgen. Einst sollte ein Schreiben an den adeligen Rat Dompropst Johann Adolph von Fürstenberg in Oberhudem überbracht werden. Da der Herr abwesend war, mußte der Bote bis Hilchenbach gehen, um seinen Auftrag zu erfüllen. Ähnlich mußte ein Bote dem Obristen von Schade zu Blessenohl nachgehen bis Antfeld. Beim Abzug des brandenburgischen Leibregiments erreichte Arnold Hillebrand die abrückende Truppe nicht mehr und lief ihr mit seinen Botschaften bis nach Gladbeck und Dorsten nach. Ebenso konnte ein Bote den Postboten nicht mehr einholen und trug ihm daher die Briefe bis nach Unna nach.

Die Boten der Kanzlei versahen ihren Dienst zu Fuß. Nur in seltenen Fällen sind berittene Boten, dann meistens die Einspänner, zu Übermittlung von Nachrichten eingesetzt worden, so bei dem Überfall der Brandenburger auf Geseke und bei der nachfolgenden dortigen Einquartierung von Infanterie. Damals wurden Einspenniger als Eilboten nach Köln geschickt. Bei den Fußmärschen stellen wir beachtliche Leistungen der Boten fest. Am Abend des 8. Mai 1688 ging Bastian Dülberg mit Schreiben an die zu Holtum und Büderich einquartierten und die anmarschierenden Truppen, die er bei Tagesanbruch am Birkenbaum treffen sollte, was er auch pünktlich vollbrachte. Wenner Hüser überbachte die Beschlüsse der Landtagsconvention vom 20. Oktober 1688 an das Domkapitel in Köln, mußte dort einen Tag warten und war am 29. Oktober wieder in Arnsberg. Der Ordinari-Bote Hoinkhausen ging am 30. Oktober 1688 nach Bonn, wo er am 3. November eintraf. Derselbe marschierte am 3. April 1690 nach Köln und von dort nach Neuss, mußte an beiden Orten insgesamt 5 Tage warten und war am 13. April bereits zurückgekehrt. Johann Krümer war am 20. Januar 1690 von der Reise nach Hilchenbach nach Hause gekommen, war aber bis zum 23. Januar schon wieder bei schlechtem Wetter in Erwitte gewesen, weil kein anderer hatte gehen wollen. Wilhelm Schürmann wurde am 2. März 1690 nachmittags um 4 Uhr in Arnsberg abgefertigt nach Bilstein, wo er am nächsten Morgen um 8 Uhr seine Befehle überbachte. Daß bei solchen Marschleistungen gelegentlich Erschöpfungszustände auftraten, ist nicht verwunderlich. So lesen wir, daß Arnold Hillebrand am 14. März 1690 den bayerischen Generalmajor Franz Ferdinand Graf von Salburg nach einer Konferenz mit dem Landdrosten in sein Quartier Attendorn begleiten mußte. „Wegen des starken Laufens“, er mußte gegen das Pferd angehen, kam er an diesem Tag nicht mehr nach Haus, sondern mußte abgemattet in Allendorf „denoectieren“ (übernach-

„– und so soll ein jeder seine Heimat mit dem Herzen lieben, mag sie in der rauchverhangenen Welt der Industrie liegen, im Waldkranz der Berge oder unter dem weiten Himmel des Flachlandes. Es ist ja nicht die Landschaft allein, der wir zugetan sind! Die Sprache, die Abenteuer des Lebens, das unsichtbare Band zwischen Mensch und Mensch, unsere Erinnerungen und noch sehr viel mehr, alles das ist Heimat, und was schön oder häßlich, liebenswert oder gleichgültig sei, das spürt ein jeder, und es kann ihm weder ein- noch ausgeredet werden! Fragt alle, die ihre Heimat verloren, und ihr werdet die eigene noch tiefer lieben! Helft, daß auch ihnen ein neues, tröstliches Zuhause unter uns erblüht!“

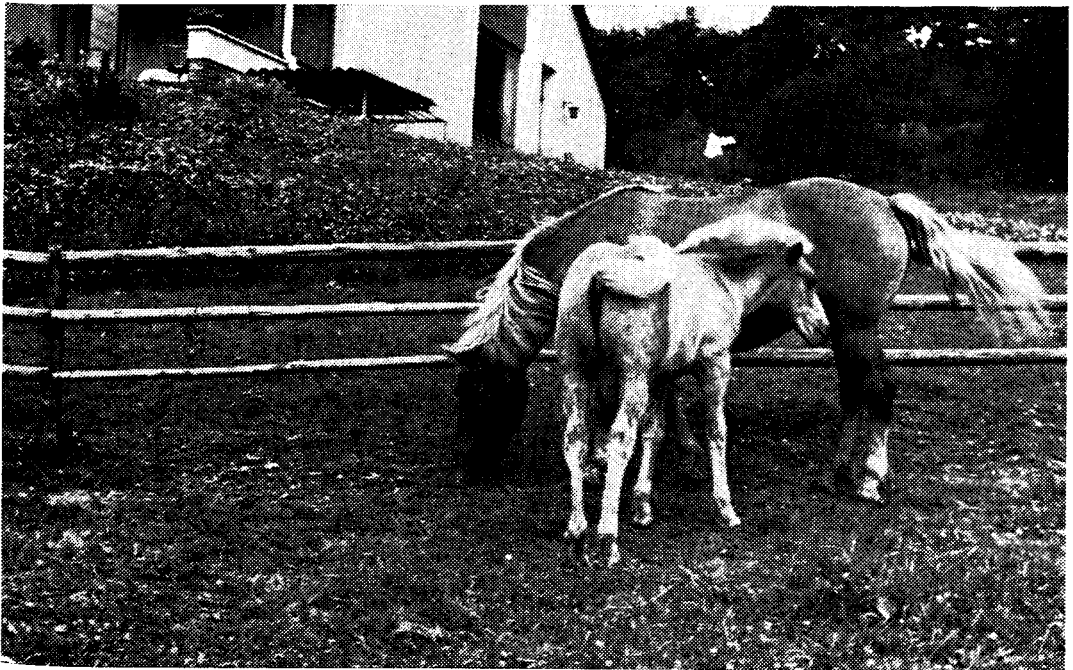
Walter Vollmer (Aus: „Die Weltreise zur Fröhlichen Morgensonne“)

ten). Solche Fälle, daß ein Bote zu Fuß berittenen Offizieren als Wegweiser dienen mußte, finden wir mehrfach verzeichnet.

Andere Schwierigkeiten machten den Botendienst noch härter oder gar gefährlich. Gerade im Winter 1689/1690, als ein überaus starker Geschäftsverkehr der Kanzlei häufigen Einsatz der Boten forderte, herrschte ungünstige Witterung. Im Januar 1690 wird oft berichtet, die Boten hätten „wegen aufgelaufener Wässer“ Umwege machen müssen. Andere Male waren hochgehende Bäche zu durchwaten. Am 18. Januar 1690 wurde Jörgen Meistermann mit Briefen hinter dem von Arnberg abgereisten brandenburgischen Kriegskommissar Pothove hergeschickt, den er abends 9 Uhr in Buderich erreichte, „nachdem er durch die aufgeschwollenen Wässer entblößten Leibes“ gegangen war. Am nächsten Tage meldete er sich mit Antwort in der Kanzlei zurück. Ende Januar desselben Jahres wird tiefer Schnee erwähnt. Botengänge bei Nacht waren nicht selten. In solchen Fällen wird häufig die Uhrzeit des Abmarsches angegeben, zumal abends für einen solchen das Stadttor geöffnet werden mußte, das im Winter um 6 Uhr geschlossen wurde. Wenn es einmal heißt, ein Bote zur Post nach Erwitte sei um

11 Uhr in der Nacht aus der Pforte gelassen worden, so kann es sich auch um das hintere Schloßtor handeln, zu dem der Landdrost den Schlüssel verwahrte. Angesichts solcher Erschwernisse des Dienstes läßt sich begreifen, daß bei schlechter Witterung und bei Nacht die Boten nicht gerne ausgingen und den verlangten Dienst ablehnten. Oben ist schon das Beispiel des Johann Krümer erwähnt. Dieser Mann scheint von einer besonderen Härte gewesen zu sein. Als der Landdrost am 29. Januar 1690 einen Boten nach Münster suchte, war nur er dazu bereit, aber auch erst, als ihm der Landdrost wegen der grundlosen Wege doppelten Wegelohn versprach. Ebenso wurde Anfang Februar 1690 anerkannt, daß ein Bote „wegen aufgelaufener Wässer in Leib- und Lebensgefahr reisen“ mußte. Obschon solche Erschwernisse die Botengänge lästig und gefährlich machten, scheint in der Berichtszeit kein Bote der Kanzlei verunglückt auch nicht durch streifende Soldaten in dieser unruhigen Zeit beehligt zu sein.

Die Entlohnung der Boten war bescheiden, entsprach aber wohl dem Tagelohn eines Arbeiters. Der ordentliche Wegelohn für eine Wegstrecke etwa bis Neheim betrug ein halbes Kopfstück



Haflinger Pferde sind in einigen Sauerlandorten heimisch geworden

(4 $\frac{1}{2}$ Kopfstücke machten einen Reichstaler aus = 36 Mariengroschen oder 54 Stüber oder Schilling) nach Meschede 1 Kopfstück, nach Erwitte 2 Kopfstücke, nach Köln oder Bonn 2 Königstaler (Der Königstaler hatte 5 Kopfstücke oder 60 Schilling bzw. Stüber). Einmal ist als Vergütung angegeben für 5 Meilen 30 Stüber. Das Wartegeld betrug für einen vollen Tag ein Kopfstück. Mit diesem Wegegeld waren Zehrungskosten und Verdienst abgegolten. Gleichen Lohn erhielten auch Boten, die in Landessachen zur Kanzlei geschickt wurden. Etwaige Vorschüsse wurden auf den Lohn angerechnet. So hatte Wilhelm Heinrich von Korff einem Boten von Störmede nach Arnsberg 2 Gr. Zehrgeld mitgegeben. Daher setzte die Kanzlei seine Vergütung auf 37 Stüber 6 Petermännchen fest, so daß er insgesamt $\frac{3}{4}$ Rtlr. erhielt. Besondere Aufwendungen wurden erstattet, z. B. wenn bei nächtlichen Wanderungen die eigene Laterne gebraucht und Lichter gekauft wurden. In Sonderfällen, wenn es sich um

selten vorkommende Strecken handelte, wurde die Entlohnung auch wohl ausgehandelt, so bei einer Botschaft bei Schnee und Hochwasser nach Rees und Rheinberg für 5 Rtlr.

Bei besonderen Anstrengungen und Behinderungen auf dem Wege gab es Zulagen, etwa bei nächtlichen Gängen, vor allem bei den Unbilden der Witterung. Häufig wurde dann das doppelte Wegegeld wie gewöhnlich bezahlt. Allerdings galt das nicht für jede Nachtwanderung. Einst forderte ein Bote für eine Nachtreise nach Rütten doppelte Löhnung, vier Kopfstücke. Doch wurde ihm vom Botenmeister so lange zugesetzt, bis er sich mit drei Kopfstücken zufriedener gab, weil trockenes Wetter gewesen war. Bisweilen waren die Zulagen sehr gering. Ein Bote, der zu Fuß einen berittenen Offizier nach Erwitte begleitet hatte, bekam $\frac{1}{4}$ Kopfstück = 3 Schilling mehr, als für den gewöhnlichen Fußmarsch gezahlt wurde. Vor allem der ungünstige Winter 1689/90 forderte häufig Gewährung von Zulagen. So heißt es in einer Abrechnung für einen nächtlichen Weg nach Büderich: „Hat in der Nacht durch tiefen Dreck und Wasser gehen müssen und beschwerlich fortkommen... so hat er verdient fast sauerlich $\frac{1}{2}$ Königstaler“. Ähnlich hat Johann Grüne auf dem Wege nach Winkhausen und Lüdenscheid in der Nacht bei ungestümen Regenwetter „für sauerlich werdenden Weglohn“; $1\frac{1}{2}$ Rtlr. empfangen.

Gelster

Niu könn me Sunnenvulle jagen
Un fangen – diusend – milliäunen – näu mehr –
Diusend flaget rümme in der klaren Mailuft –
Diusend liet op der Froijohrseren,
Un diusend sittet näu faste op jedem Striuke
Un löchtet ase Gold, ase Fuier – Pinkestfuier.
De gläien Fitteke falliet se beynäin
Un hiuket stille, muiskenstille, un iluert un
wachtet.

Do kümmet de Sunne, de räutglöggene
Muarensunne,
Un nlemet se aii in güliene Strohenarme
Un reywet üwer de gläien Fitteke,
Dät se briänt ase Räutgold un Fuier –
Pinkestfuier. –

Niu könn me Gold saiken,
Viel Gold, räut Gold,
Un't kostere kaine Mägge;
Diu briukerest nit Schüppe, nit Hacke,
Briukerest nit bey Nachte te kummen,
Nit häimeiek, met biewergen Knalen
Un gieregen Äugen,
Dicke Swäitsdruapan im Gesichte;
Un't mächte dai Taske nit swor
Un't Hiäte nit hart.
Un kainer, kainer wör, dal't dey naidere:
Alle Aiwers un Hänge bienket van Gold.

Christine Koch

Gewöhnlich erhielten die Boten die Vergütung bei Rückkehr von ihrem Dienst. Dabei mußten sie wohl selbst auf pünktliche Zahlung bedacht sein. Im Mal 1690 stellte Bastian Dülberg den Antrag auf Auszahlung von rückständiger Entlohnung im Betrag von 5 Rtlr. 6 Stüber, was hernach auf 6 Rtlr. abgerundet wurde, also wohl mehrere Botengänge betraf. Dabel sei kein Stüber zuviel gerechnet. Er könne auf das Geld zum unentbehrlichen Lebensunterhalt nicht länger verzichten. Überhaupt scheint in dieser Zeit eine gewisse Säumnis in der Zahlung eingetreten zu sein, vielleicht hervorgerufen durch das hohe Alter des Botenmeisters Gottfried Richter. Denn die Quartalsconvention vom 4. Juli 1690 beschloß, die noch nicht vergüteten Botenzettel des letzten Quartals aus der Landeskasse zu begleichen. Daher wurden neben dem üblichen Ansatz für Botenlohn in der Quartalsrechnung noch 23 Rtlr. 18 Stüber für Botenzettel unter den außergewöhnlichen Ausgaben nachgewiesen. Die Abrechnung mit den Boten erfolgte nämlich durch schriftliche Anweisung des Botenmeisters, nicht selten auch des Landdrosten durch eigenhändige Verfügung an die Landpfennigmeisterel.

Wenngleich diese Darstellung nur zwei Jahrgänge der Rechnungslage der westfälischen Landeskasse umfaßt, so zeichnet sich darin wegen der vielseitigen Beanspruchung des Botendienstes von diesem ein ziemlich umfassendes Bild.

Jungfrau Barbara

Erzählung von Heinrich Luhmann

Kaum hatte man im Christmond ein paar Tageschritte getan, da schüttete der Kirchturm Glockenregen über das Dorf und die Umwelt im Umkreis aus: das Fest der Jungfrau Barbara, der glorreichen Märtyrin, war angebrochen, der großmächtigen Patronin der Kirche auf dem Hügel und der drei Dörfer, die zu ihr gehörten. Der Tag stand im „Hinkenden Boten“ dreimal rotunterstrichen – einer, der sich die Zeit vertreiben wollte, hatte solch unnützes Tun vollbracht.

wenig Ackerkrume an den Händen behielten. Die Jungfrau Barbara stand nur in der Kirche auf dem Seitenaltare ein wenig erhöht über ihnen: da freilich gab sie sich fast festlich in ihrem bauschigen Barockkleid. Sie stand an den Turm gelehnt dort, das breite Richtschwert, das ihr das Martyrium gebracht, hatte sie in die Falten ihres Mantels gedrückt. Und schön war sie und jung und voller Liebreiz, und es wurde ihr schwer, man fühlte es, mit strengen Augen zu den Ihren



Jeder wußte, wann ihr Tag war; denn die Heilige Sankt Barbara gehörte seit vielen, vielen hundert Jahren ins Dorf und zu ihnen. Alle standen auf Du und Du mit ihr, die Bäuerinnen, die Mägde, die Mädchen, sie vorab! Es tat der Freundschaft und Vertrautheit keinen Abbruch, daß sie das Kind hochwohlgeborener Eltern in fernem römischen Kolonialreich war aus den Zeiten der Urkirche, wo hingegen sie, die Bäuerinnen, die Mägde, die Mädchen an der Schürze und in Holzschuhen gingen, das Joch mit den Milcheimern auf den Schultern trugen und immer ein

ins Kirchenschiff hinabzusehen. Manchmal stahl sich ein Lächeln auf ihr Gesicht.

Ihr gehörte der kleine Hügel, den der Urstrom aufgeworfen hatte, als er noch brausend das ganze Tal ausfüllte. Längst war die alte Lippe sanfter geworden und beschied sich für die meisten Tage des Jahres auf ihr Bett in Wiesen und Weiden und Büschen, gut tausend Mannschritte nach Abend zu vom Hügel der Heiligen entfernt. Das Berglein lag im Frieden, und Frieden hatten auch die Toten, die auf dem Gottes-

Sauerländer Heimatbund
 acker schließen, die sich im Dreiviertelrund über
 Buchen- und Weißhornhecken umgürtet, um die
 Kirche legte.

Sie war alt, die Kirche. Aber kein Dokument gab
 Kunde, wann und wer sie errichtet und zur Dorf-
 mitte erhoben hatte, nachdem der einstige Ge-
 richtsplatz aus altsächsischen, das Tigge, verein-
 samt lag. Sie war einst wohl kaum mehr als



eine Kapelle, die sich nur um ein wenig von
 den Häusern und Hütten unterschied. Noch als
 sich die drei Dörfer 1623 vom großen Sankt Ste-
 phan in Östinghausen lösen und abpfarren lie-
 ßen, war sie klein, und erst gut hundert Jahre,
 später gab sie zu, daß man sie um ein paar
 Joche vergrößerte und ihr etwas aufsetzte, was
 sich Turm nennen durfte, da er doch drei Glocken
 trug und den Nachbarn in die Küchen und auf
 die Deelen, in die Pfannen und in die Tröge
 gucken konnte. Das war nun ihr Haus – beschei-
 den genug für sie, die Patriziertochter von einst
 und Sieggekrönte im Himmel: so meinte es
 wohl jeder Pfarrer, der neu in ihren Dienst
 trat, und daher verlieh er ihrem Haus alsbald
 nach seinem Dienstantritt einen sauberen Weiß-
 putz. Aber nicht lange, da war er wieder nach-
 gegraut, so als ob die Herrin auf dem Hügel sich
 nicht anders zeigen wolle als im Alltagskleid,
 wie es alle im Dorfe trugen.

Da war im Pfarrhaus des Doktorpastors die große
 Stube mit den vielen, nicht zu zählenden Büchern.
 Hin und wieder hatte man mit seinen elf, zwölf
 Jahren Eintritt. Man durfte auch, wenn der Ge-

strenge seinen „guten Tag“ hatte, die Rücken
 der Bücher zu lesen versuchen. Nach einem griff
 man am liebsten: es war schmal, geheftet und
 wies vergilbte und fleckige Seiten auf. Man buch-
 stabierte sich den Titel zusammen, und dabei kam
 folgendes nach einiger Mühe heraus: Thaumatur-
 gurg, oder glorwürdige Erz-Wunder, Wirkerinne
 und Weitkundige, Nothelferinne, wie das ist.
 Eine Nicomedienstiche Jungfrau und Märtyrinne,
 die heilige Barbara, von der Pfarrkirchen zu Hul-
 trop Erz-Stifts Cöllen an dem Fluß Lippe, zum
 erstmal 1695, nun zum andern auff ernstliches
 Ansuchen vieler frommen Heylsbegierigen da-
 selbst und umliegenden Nachbarn 1731 aufge-
 gelegt.

So hatte man es sich schwitzend herausgeholt.
 Da stand der große Mann lächelnd neben einem,
 der Pfarrer.

„Nun, und was würde der Herr Lehrer dazu sa-
 gen, wenn du es so in dein Diarium brächtest,
 hm, he?“

„Er würde – ich meine – er würde da viel Rotes
 unter die Fehler streichen und zuletzt sein Man-
 gelhaft setzen –“.

„Schon recht, mein Sohn. Aber was kannst du
 vom Überschwang der Barockmenschen, von ih-
 rem Schreiben, ihrem Denken, ihrer Kunst schon
 wissen? Wie mir scheinen will, erfährst du ein-
 mal davon, einmal.“

Und dabei hatte er sich zu mir niedergebeugt,
 nahm mein Gesicht in die Hand und verabschie-
 dete seinen, noch immer nicht aus aller Furcht
 gerissenen Gast mit der höchsten Liebkosung,
 die er zu vergeben hatte, mit einem Kratzen
 seines Stoppelbartes über die Jungenbacke, auf
 der noch nicht einmal der zarteste Flaum sich
 anzeigte.

Da wußte man's nun, und da hatte man es. Und
 was man nicht wußte, das träumte man sich zur
 schönsten Wahrheit zusammen: da waren sie al-
 so in vergangenen Zeiten zu ihr hingewallt an
 Wasser. Aus den Weiten des Münsterlandes sah
 ich sie kommen, von Liesborn bis Lippborg nahe
 bei, Sankt Ida aus Herzfeld sandte ihre Kinder
 gewiß auch, und vom Höxberg stiegen sie herab.
 Sie kamen aus den Dörfern an der Haar, aus
 Körbecke und Bremen, wie mir gewiß schien,
 und gar aus den Siepen und Huden des Sauer-
 landes. Zur halben Nacht trafen sie ein, um in der
 Frühe beim Barbenamt zeitig zu sein. Da es an
 Herbergen fehlte und die Scheunen nicht alle
 Gäste aufnehmen konnten, harpte ein Teil bei
 brennenden Feuern auf dem Kirchplatze aus.
 Dort auch mußten die später kommenden dem
 Amt beiwohnen. Das kleine Gotteshaus nahm
 nur wenig Pilger auf. Bis in die Mittagsstunden
 blieb es ein Gedränge, singend und betend nah-
 ten sich alle dem Bild der heiligen Jungfrau,

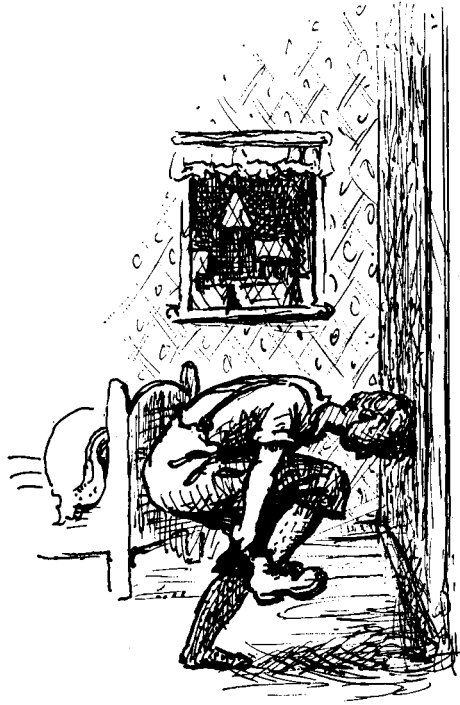
erbatnen ihren Segen und ihre Fürbitte und zogen hinaus ins Schneetreiben, um vor Dunkelheit daheim zu sein. Einmal ist's drinnen auf ein Haar zu einem Brand gekommen. Eins der vielen Wachlichter hat den Rahmen des Bildnisses der heiligen Patronin ins Glimmen gebracht. Aller Schaden aber wurde abgewandt. Die Waller kehrten unbehelligt in ihre Dörfer zurück, wohl noch mehr in ihrem Glauben bestärkt, daß von dieser Stätte nicht Verderben, sondern Segen ausgehe.

Es war still geworden von dem Singen und den Schritten der Pilger aus Nähe und Ferne. Aber immer war der Barbentag ein Fest, den vierhochzeitlichen nahegerückt. Erwachte man am dunklen Morgen in seiner Kammer – aber auch da erst nach dreimaligen Nachhelfen durch die Mutter auf – oft auf sehr eindrucksvolle Art – und vernahm man alle drei Glocken mit ihrer ganzen Macht, dann wußte man, daß die Holzschuhe heute unterm Bett stehen bleiben mußten. Man quälte sich in die engen Lederstiefel des Sonntags, gelangte aber erst voll hinein nach dreimaligen Stoßen gegen die Kammerwand. Dann ging's, so schnell es die krummen Zehen gestatteten, in die Kirche.

Die Heilige in ihrer Höhe lächelte, als man an ihr vorbeischlüpfen wollte in die Sakristei, wo man dienstverpflichtet war. Sie lächelte wieder einmal richtig. Und das hieß:

„Ei, du armer Meß- und Singejunge, da hat dir Meister Finnemann die Stiefel wieder eine Nummer zu klein gemacht! Wenn er auch zugleich mein Küster ist, das kann ich nicht loben, zumal du doch den Frost in den Zehen hast. Wärest du doch in den Holzschuhen gekommen? Meinst wohl mit den Neumodischen im Dorf, das gehe

nicht? Laßt dir sagen, selbst im Himmel sind dreizöllige Weidenbaumholzschuhe aus Westfalen nicht unbekannt! Ein Schäfer hat's dort mit ihnen versucht... und wie ich dich ansehe,



scheint mir, du könntest einmal von den Heiligen in Holzschuhen was in die Bücher schreiben, Bürschlein – aber lauf nun, sonst kommst du zu spät, um die große Fahne zu schwenken!“

Aus den drei Dörfern hatten sich längst alle eingefunden. Sie brachten Kälte und Schneeluft mit,

Werde, der du bist!

Aller Jugend Anteil ist das Schwelven,
denn sie sucht das Bild der Welt noch draußen;
hastig will die junge Hand ergreifen,
Schätze häufen, formen mannigfalt, –
doch des rätes[vollen] Seins Gestalt
trägt mit Masken tausendfach nach außen.

Wieviel Schleier gilt es abzustreifen,
Träume, die das Wirkliche verfärben,
wieviel Jahre nährt das innre Relfen,
bis das letzte Trugbild uns zerschellt,
bis wir wissen: In uns ist die Welt!
Ach, wir müssen viele Tode sterben...

Doch was stirbt, ist wert des Untergehens.
Wunde Wurzel treibt die wunderbare
Blüte neuen Fühlens, neuen Sehens,
deine Bitterkeiten werden Wein,
und Gestalt wächst dir aus eignem Sein:
Blute! Daß dein Herz den Gott erfahre!

Maria Kahle

aber auch den Ruch vom Pökelfaß: immer doch zum hohen Tag Barbara mußten Wurst und Schinken reif sein. Es gehörte ein Huhn in den Topf und ein Hase in die Pfanne, wenn es so

ihren Alltag in die Kirche, gewiß, und dennoch waren sie alsbald verwandelt. Die Heilige im Kranz der vielen Lichter auf ihrem Altar, zog sie langsam zu sich empor und hob sie sacht in eine andere Welt.

Da sangen sie die alten Lieder. Die fromme Inbrunst der Vergangenheit hatte sie geformt. Sie paßten nicht mehr recht in die Zeit, die immer mehr nach Eisen klang, die schon von den Hämmer in Hallen und Bergwerken erdröhnte, aber sie waren und blieben überaus beliebt:

Im Turm warst du gefangen,
Jungfrau Sankt Barbara.
Nach Gott ging dein Verlangen,
Jungfrau Sankt Barbara.

So kam es vom Kinderchor und aus den Bänken der Alten. Und sie, die doch zu sprechen vermochte, bestätigte es leise, oft auch nur mit Kopfnicken:

„Ja, so war es. – Nach Gott, der mir sein Licht in der Finsternis leuchten ließ, daß ich zu ihm fand, damals gegen das Jahr 200 zu Nikomedia im Morgenland. Ihr habt es ganz recht gesungen. Im Turm gefangen und verschweigt auch nicht, was der Vater tat, Dioscorius, dem ich längst vergab, längst –“

Dein Vater nahm dir's Leben,
Jungfrau Sankt Barbara,
das Gott dir neu gegeben,
Jungfrau Sankt Barbara.
Bitt Gott für uns, Sankt Barbara,
o Märtyrin, Sankt Barbara.

Sie holte das Schwert bei diesen Worten ein wenig aus den Falten ihres Mantels hervor, deutete auf den Turm hinter sich und schien zu sagen:

„Nicht, Schwert und Kerker siegen und haben Gewalt in dieser Welt, sondern allein die Liebe. Merkt's, ihr meine kleinen und großen Kinder!“

Durch die Fenster der Kirche silberte der erste Schnee des Winters. Der Morgen graute. Die Lebensbäume auf dem Friedhof hielten die Köpfe mit der weißen Last an die Mauer, lauschten eine Weile, und dann stimmten auch sie, die aus den Gräbern der Toten wuchsen, ein in das große Loben und Bitten der Menschen, der Orgel, der Glocken: Jungfrau Sankt Barbara!

(Illustration: Reinhold Bicher)



freundlich gewesen war, sich beim Stehlen des Winterkohls im Garten zur Strafe an die Ohren nehmen zu lassen. Die da kamen, sie trugen

Werde Mitglied des Sauerländer Heimatbundes!

Vor 225 Jahren gestorben:

Johann Heinrich Montanus

Der »heilige Pastor« von Bödefeld

Im Sterberegister der Pfarrei Bödefeld heißt es: „1743, am 26. Februar, gegen 9 Uhr abends, starb an einem bösartigen Fieber, das er 8 Tage geduldig ertragen, mit vollster Ergebung in den göttlichen Willen . . . in meiner und vieler Pfarrkinder Gegenwart, reich an Verdiensten, sanft und heilig der hochwürdigste Herr Johann Heinrich Montanus, 22 Jahre lang würdigster Pastor der Freiheit Bödefeld, im 63. Lebensjahr.“

Bis heute ist Pfarrer Montanus nicht vergessen. So viele Jahre nach seinem Tod betet das katholische Sauerland noch um Seligsprechung dieses verdienstvollen Priesters, den man schon zu Lebzeiten „gewöhnlich den heiligen Pastor nannte“; immer noch pilgern die Gläubigen zum Kreuzberg bei Bödefeld, wohin Montanus 1728 selbst den ersten Stein trug und damit den Bau der vielbesuchten Kapelle begann. Später ließ er dazu sieben Bildstöcke als Erinnerung an die Fußfälle Christi errichten. (1856 durch einen Kreuzweg ersetzt.)

Bödefeld verdankt seinem eifrigen Priester auch eine neue Kirche und – worauf die meisten Pfarreien noch hundert Jahre warten mußten –: eine Orgel. Um zum Instrument die Lieder zu geben, verfaßte Montanus die „Blümlein der Andacht, das ist: katholische Gebeth- und Gesangbuch, darin Auserlesene Morgens-, Meß-, Beicht-, Kommunion- auf jeden Tag der Wochen, Kranken- und andere Gebether, viele Litaneyen, geistliche Ermahnungen und Gesänge wie auch die Bruderschaft Jesu, Maria und Joseph“. Diese Sammlung, „zusammengetragen durch einen Pastoren und Seelsorgern aus Liebe des Nächsten“, wie Hofbuchdrucker Junfermann, Paderborn, hineschrieb, erlebte im 18. Jahrhundert mehrere Auflagen. Heute gibt es nur noch wenige Exemplare der „Blümlein“, aus denen auch einige Lieder ins Sursum Corda übernommen wurden.

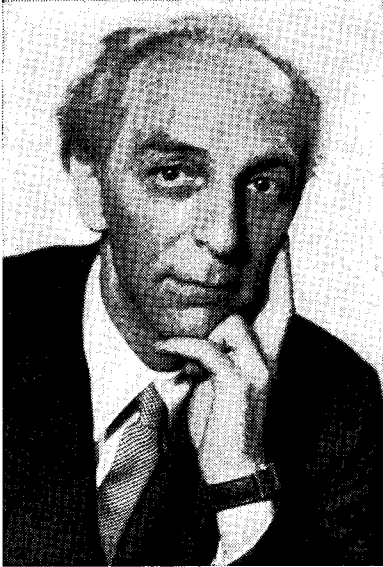
Der „löbliche Verwalter, ja die Zierde der Pfarrstelle in Bödefeld“ war der Sohn des Karl Montanus und der Magdalena Kösters aus Crausholtz (Amt Fredeburg). Montanus erzählt selbst: „Meine Eltern hatten viel Unglück und Widerwärtigkeiten. Kein Vieh wollte ihnen stehen, die Früchten wollten ihnen nicht geraten, mußten viel Schulden machen und das ganze Gut versetzen. Nachdem aber die Capell ist gebawet (1701), haben sie Gott sei Dank kein Brodtkorn

mehr brauchen zu kaufen, sondern soviel erübrigt, daß sie die Pensiones haben jährlich entrichten können und wohl vergnügt lebten.“

Pfarrer Mackel taufte den Knaben am 20. Mai 1680 in Brunscappel. Bis hierher mußte er auch später zum Unterricht laufen, der nur im Winter stattfand. Nach Mackels Tod hat wahrscheinlich Pater Th. Trilling die Sorge für Montanus' Lateinstunden übernommen, doch erst 19jährig kam der Junge auf eine höhere Schule. Mit der Postkutsche zog er 1699 in die alte Bischofsstadt Fulda ein, wo sein Leben „ganz mit ernsthaftem Studium ausgefüllt wurde“ und erhielt 1706 in Erfurt die hl. Weihen. Dann folgten die ersten Priesterjahre in Gevelinghausen und Heringhausen. Hier gehörte auch das Gebiet „schwierigster Seelsorge“ – Ramsbeck mit seinen Bleigruben – zu Montanus' Pfarrbereich. 1709 kam er nach Grevenstein, dem häufigen Zielpunkt eines damals weit verbreiteten Räuberunwesens; ihm fielen in kurzer Zeit Tabernakel, Kelch und Kirchengewänder zum Opfer. Der junge Priester hat mit seiner schönen, zierlichen Handschrift von dieser Schreckensepoche in der Grevensteiner Pfarrchronik berichtet. Aus diesen Tagen stammt auch die Legende, der Herr habe selbst mit Montanus gesprochen, nachdem er ein aus der Kirche entferntes Kreuzbild wieder vor dem Chor aufstellen ließ. Tatsächlich geht aus vielen Begebenheiten hervor, daß der „heilige Pastor“ immer ein großer Verehrer des Leidens- und Kreuzweges Christi gewesen sein muß. Von hierher, so geht die Überlieferung, sei ihm auch die „Wunderkraft“ zugeflossen, mit der er Kranke heilte und Sterbende tröstete.

Montanus soll nach dem Bericht seines Vikars bei Adligen und geringen Leuten das gleiche Ansehen besessen haben. Bedrängte und verzweifelte Menschen seien aus den entlegensten Orten auch aus der Diözese Paderborn, Münster, Mainz und dem Hessenlande nach Bödefeld gepilgert, um von diesem Priester Hilfe zu erlangen, der seinen Nächsten „über sich selbst liebte“. Meist schwacher Gesundheit, habe er als unermüdllicher Hirt gearbeitet. Die stille, heitere Frömmigkeit eines hl. Franz v. Sales dessen „Philothea“ er immer mit sich führte, muß in diesem gütigen Priester beispielhaft lebendig gewesen sein.

Magdalene Padberg



Mit Engeln spielt man nicht

Von Walter Vollmer

Ich möchte dieses Jugendabenteuer mit jener Unschuld erzählen, darin es sich zutrug. Aber kann ich das? Eines Tages zerbricht in jedem von uns die heile Welt der Kinderjahre. Ein Ring nach dem anderen löst sich unmerklich. Hinter den sich weiter spannenden Horizonten versinken die Gestalten einer bunten, in sich ruhenden Traumwelt, und dann ist das Leben da, wie wir es alle kennen.

Das ist natürlich keine einfache Sache. Noch sonderbarer aber ist, daß wir den paradiesischen Stand der Unschuld junger Jahre im tiefsten Grunde niemals vergessen können. Wir erinnern uns seiner mit der heiteren Wehmut der Wissenschaften. Und, um es offen zu sagen: Mir ist nicht ganz behaglich dabei zumute, den Glauben an die kleinen, harmlosen, vielleicht aber doch insgeheim mächtigen Engeln verloren zu haben, die uns davor behüteten, aus dem Fenster zu fallen, in den Bach zu stürzen oder vom großen Schlächterhund angefallen zu werden.

Mögen die Gelehrten auf ihren Bücherflößen wacker streitend die tiefen, rätselvollen Ozeane unserer Ahnungen, Hoffnungen und Mißverständnisse durchpflügen, gewiß ist, daß eine Schar kleiner Engel eines Spätsommernachmittags vom Himmel zur Erde herabgekommen war. Dieses geradezu drollige Ereignis erschütterte mich barfußigen Knirps auf dämmerndem, grasüberwachsenem Waldweg nicht sonderlich.

Gut, daß es keine Teufel sind! dachte ich nur. Engel beschützen einen.

Aus der Ferne drang das Gurren der Holztaube zu mir herüber. Ich saß auf dem zusammengerollten Kleid meiner Mutter, das ich von der Näherin

geholt hatte, im hohen Farn am Wege, schön geschützt in den graugrünen Schatten des Unterholzes. Unendlich hoch in den Wipfeln der Eichen flutete das rote Licht der sinkenden Tages.

Dort oben hatte ich ganz unversehens die runden Engel wahrgenommen, die über den Kronen der hohen, in ihren Stämmen knarrenden Eichen spielten, umeinander schwebten und sich gar nicht um mich kümmerten, vielleicht, weil ich ihnen als dummer Schiefertafeljunge zu unwichtig war, wahrscheinlich aber, weil sie meine Anwesenheit nicht merkten.

Wie gurte die Holztaube fern und geheimnisvoll! Die Junimücken stachen. Das Licht flimmerte goldgrün, und ein leiser, warmer Wind seufzte bald hin, bald her, so daß ein unablässiges Rauschen den Wald geheimnisvoll durchfuhr.

Engel kannte ich längst! Oft genug hatte ich von ihnen gehört, aber gesehen hatte ich sie nur auf Bildern. Große Engel flößten mir unsägliche Ehrfurcht ein. Die kleinen aber schienen sich kaum von mir selbst zu unterscheiden, es sei denn, daß sie sauberer am ganzen Leibe waren, von einer allzu marzipanartigen Durchsichtigkeit, und vor allem, daß sie, wie unsere jungen Enten zu Hause, ziemlich lächerliche Stumpenflügel trugen.

Lange sah ich ihnen zu. Es tat mir herzlich leid, gerade heute Pfeil und Bogen zu Hause gelassen zu haben, als sei es die selbstverständlichste Sache der Welt, in den fröhlichen Engelreigen hineinzu-schießen. Deutlich erkennen konnte ich sie zwar nicht, denn das flirrende Licht blendete, und die belaubten Baumkronen behinderten die freie Sicht. Überdies hatte ich aufzupassen, daß mich der schnauzbärtige Förster hier nicht er-

wischte, mit dem die gesamte Dorfjugend in seiner Einmütigkeit in offener Fehde lag.

Engel gehörten für mich zum Bild der Welt wie Menschen auf der Straße, der Hase im Felde und das Pferd in den Stall. Und doch trennte mich etwas Unsagbares von ihnen, daß ich es nicht wagte, kurzerhand zu ihnen hinaufzuklettern. Vielleicht, weil ich diesseits, sie aber jenseits des tiefsten Ereignisses standen, das alles Leben in dieser Welt überschattet – des dunkel geahnten Todes, den sie bereits erlitten hatten?

Aber was wußte ich schon wirklich davon? Da ich kein Engel sein konnte, die keinen Hunger spürten, die nicht vom Lehrer mit der Nase auf die Tafel gestoßen wurden, die keine Kleider von der Näherin zu holen hatten und keine Brombeerheckenblasen an den Füßen spürten, sondern sich aus lauter Lust am Spiel in unserem Wald vergnügten, sollten sie wenigstens zum Spaß ordentlich erschreckt werden!

Ich steckte den gekrümmten Zeigefinger in den Mund, wie ich es von Fritz Rabuschat gelernt hatte, und piff. Es war jener grelle Pfiff, mit dem der Herrgott Adam und Eva aus dem Paradies hinausgepiffen hat, heute noch hörbar um die ganze Erde. Kaum aber hatte mein heftiger, ziemlich boshafter Jungenpfiff die mückensirrende, tarbige Waldstille zerrissen, als plötzlich der Glanz der Sonne zu gelber Fahlheit erlosch. Ein Wind fuhr dahin, die mächtigen Baumkronen wiegend, und aus der gestörten, still schwebenden Andacht der spielenden Engel polterte etwas zu mir herab –!

Ich war schneller. Noch klatschte es in den Zweigen, als ich schon aufgesprungen war, stumm vor übermächtigen Schreck ob der eigenen Kühnheit, ein Bündel himmelhoher, jagender Angst. Hurtig sprang ich über Disteln und Farn hinweg in den Wald hinter mir. Zur Seite aber, dort, wo ich am Grasweg gehockt hatte, lief etwas Weißes, ebenso gejagt wie ich, in hopsenden Sprüngen neben mir her – ach, du liebe Güte! – blindlings in die große Kastenfalle hinein, die mitten auf dem Wege stand.

Ein Engel!

Die Welt ging unter! Alles war in Bewegung geraten: Das modrige Laub raschelte, die Bäume ächzten böse, erzürnte Waldgeistergesichter glotzten mich plötzlich von überallher an, nur die grüne, große Kastenfalle mit ihren vergitterten Stirnwänden blieb gelassen und fing, die Gitter mit knallendem Rasseln schließend, den verirren Engel ein! So hatte ich ihn geängstigt, daß er blindlings ins Verderben gerannt war!

Schrie er? Oder weinte er leise? Kam ihm niemand zur Hilfe?

Nichts! Es war plötzlich so still, als hielte selbst der Wald den Atem an. In weiter Ferne krächte ein dummer Hahn.

Was half es, daß ich flehte: „Lieber Gott! Laß ihn herauskommen!“ Ich war verflucht und sündig geworden wie je ein Mensch auf Erden. Nun war ich ein Ausgelöschter, schlimmer als ein Tierquäler oder Mörder! Gott selber, der alles weiß und sieht, war in unbarmherzigem Zorn so aufgebracht, daß er auf der Stelle den Befehl erteilte, mich auszutilgen. Und schon grollte in der Ferne ein Abendgewitter heran. Der riesengroße, dunkle Todesengel, aus Himmelshöhen geschickt, stand auf den bleidunklen Wolkenbänken. Er hatte mich sofort erblickt, und der Blitz, der mich treffen sollte, züngelte schon wie eine feurige Schlange in seiner Hand!

Ich floh. Hinter dem klatschenden Zechenteerdach dehnte sich die grüngelbe Flut von Bauer Ostermanns Haferstück. Die Halme schlugen mir über dem Kopf zusammen. Ich rannte stolpernd und ziellaus durch die Dschungel der rauschenden Halmwälder, während hinter mir der kleine Himmelsbote in der Falle saß und sein großer, schrecklicher Bruder mich in bleidunklen, kreisenden Ungewittern suchte.

Es wurde ein schrecklicher Abend! Das schöne, teure Kleid hatte ich natürlich im Walde gelassen. Wenn es nicht schon im Gewitterregen vermodert war, würde es der Racheengel wohl in seiner grenzenlosen Wut zerrissen haben, weil er mich nicht gefunden hatte. Aber was bedeuteten schon wohlverdiente Prügel, mütterlich-grobe Waschungen mit der Wurzelbürste und streng-väterliche Ermahnungen gegen die martervollen Stunden der langen Nacht, in denen ich nur an meinen Gefangenen im Wald dachte und an die strafende Hand des Schöpfers, die mich bestimmte erreichen würde. Meine armen, ahnungslosen Eltern taten mir leid, der hilflose Engel in der Kastenfalle noch mehr, und ich mir selber am meisten. Doch: Welch ein Trost sind gute Freunde in dieser Welt!

Eigentlich nicht, um mir zu helfen, sondern aus Neugier erklärten sich Friedrich und Willi nderntags sofort bereit, mit mir zur Kastenfalle zu gehen. Anfänglich waren beide sehr mutig. Im mitäglichen Kartoffelfeld vor den mächtigen Schatten des Waldes wurden sie bedenkllicher, von mir ganz zu schweigen.

„Wir gehen einfach wieder nach Hause. Seifenblasen fliegen lassen ist schöner“ meinte Willi, dessen Vater falsches Geld gemacht hatte und seit einiger Zeit das Dorf einer notwendigen Reise wegen verlassen hatte. Er sah mich durch seine runde Stahlbrille an: „Ich glaube, solche kleinen Engel gibt es überhaupt nicht.“

„Habe ich doch mit eigenen Augen gesehen.“

„Wenn der Engel noch darinsitzt, wirst du blind. Oder die Hände werden dir steif. Du hast selber die Schuld“, erklärte Friedrich, dick und gemächlich vor uns herstapfend. Er wußte ganz genau: „Kleine Engel gibt es wohl. Wenn du stirbst, wirst du einer. Große Menschen werden große Engel. Ist doch klar?“

„Er kann ja gar kein Engel werden wegen dem, daß er gepfiffen hat!“

Friedrich köpfte mit dem Stock die jungen Kartoffelstauden: „Richtig! Er nicht! Er ist sündenbeladen.“

Mir waren die Tränen nahe. Ich spürte, wir mir plötzlich der Schweiß den Nacken hinabließ. Eine silbrig flimmernde Hitze brütete über der Welt. Wir schlenderten dahin, barfüßig den pulvertrockenen Feldstaub aufwirbelnd, und der Wald kam immer näher auf uns zu.

Frühling im Sauerland

**Über den Abhang geworfen:
die Löwenfelle erfrorener Weiden.
Nur nach dem Schneeschorf der Knubben
giert noch der Bach.
Schwarzes, tropfendes Moos
funkelt von Sonne, die hält
bei dir einen Traum lang, vielleicht,
und wendet sich dann zu den Tannen,
wo's lockt aus spririgem Grün.
Immer tiefer versteckt sich
das Winterdunkel, ein flüchtiges Tier.**

Hans Dieter Schwarze

„Hört ihr etwas?“

Willi war stehengeblieben.

Wir lauschten. Nur das Poltern einer Karre drang aus der Ferne zu uns herüber. Die Welt lag hell und fahl in der großen Hitze unendlich gelassen da.

„Ich glaube, er sitzt nicht mehr im Kasten. Sonst müßten wir sein Geschrei eigentlich schon hören.“ Friedrich kaute an einer Haferrispe. Er sah uns beide spöttisch an: „Ihr seid verrückt. Hat noch nie einer dargesessen. Ist alles Lügenhaftigkeit.“

„Lügenhaftigkeit? Wo ich es selber gesehen habe?“

Er stieß mich an: „Gut! Du hast es gesehen. Aber was nun? Wenn er noch darin ist, was dann?“

Ich bettelte: „Erzählt es nirgends im Dorf. Kein Mensch darf es wissen. Wir machen das Gitter hoch und lassen ihn fliegen.“

„Hö! Du Affe! Wohin soll er denn fliegen, wo seine Kollegen doch längst weg sind? Hast du doch selber gesagt.“

„Nein! Wir müssen dann sofort niederknien und beten. Vor einem Engel muß man das“, flüsterte Willi, und sein sommersprossiges, schmutziges Brillengesicht sah andächtig aus.

„Gut, Kollegen! Müde bin ich, geh' zur Ruh' — mehr kann ich nicht.“

„Ist ja überhaupt kein Gebet.“

Ich wußte etwas Besseres: „Wir fragen ihn, ob er überhaupt gebetet haben will. Wenn er es will, soll er es uns doch vorsagen. Wir lassen ihn nicht eher nach draußen. Und dann holen wir schnell den Förster —“

„Nicht den Förster!“ rief Willi empört. „Wir bringen ihn zum Herrn Pastor.“

„Was? Mit dem nackten Engel durchs Dorf gehen? Meinst du, das ließe er sich gefallen? Bei dir piept es, Willi!“

„Ich nehme ihn auf den Arm und schlage meine Jacke —“

„Sei du nur ruhig!“ schnitt mir Friedrich das Wort ab. „Von dir Sündenbock läßt er sich überhaupt nicht anrühren. Los! Jetzt gehen wir erst einmal einfach hin!“ Und nach einer Weile rief er, freilich mit nicht ganz fester Stimme, über die Schulter zurück: „Überhaupt ist alles gelogen.“

Er schien recht zu behalten. Es war zwar eine Lust, am Waldrand dahin zu schleichen, aber es war eine gefährliche Lust, ein echtes Abenteuer, geheimnisvoller und unberechenbarer als alle bisherigen Unternehmungen, die wir miteinander bestanden hatten. Und es war auch wiederum keines, denn der blaue dunkle Grasweg lag still da, von ein paar zitternden zitronengelben Sonnenstrahlen erhellt, und durch die Sträucher, hinter denen wir atemlos geduckt hockten, waren die Umrisse der Kastenfalle deutlich zu sehen. Willi flüsterte neben mir. Ich verstand ihn nicht. Er bebte und stammelte zu sehr. Friedrich aber, der vorn lag, rollte sich plötzlich im Gras, warf sich auf den Rücken und lachte, die Beine hochstreckend, so lang sie waren: „Alles Quatsch! Die Falle steht hoch! Die Falle ist leer —!“ Mir schwindelte vor Glück. Nun sah ich es selbst: Beide Gitter standen hoch aufgerichtet, kein Engel war weit und breit zu sehen. Ich war ein schändlicher Lügner, ein Aufschneider, und doch in diesem Augenblick vielleicht der seligste Mensch der Welt!

Eifrig suchten wir die Umgebung nach Spuren ab. Zwar war das Gras niedergetreten, aber nicht von Engelsfüßen. Es roch auch nirgendwo nach Engel.

Nicht einmal ein Fetzchen vom Flügel war aufzufinden, und Friedrich blökte sein Triumphgeheul wie ein junges, deckes Schaf höhnisch in den Wald hinein: „Lauter Lügenhaftigkeiten! Lügen! Lügen —!“

Willi saß auf der feuchten Kleiderrolle meiner Mutter. Er sah mich schadenfroh an: „Du kommst morgen an den Marterpfahl. Du hast uns belogen.“

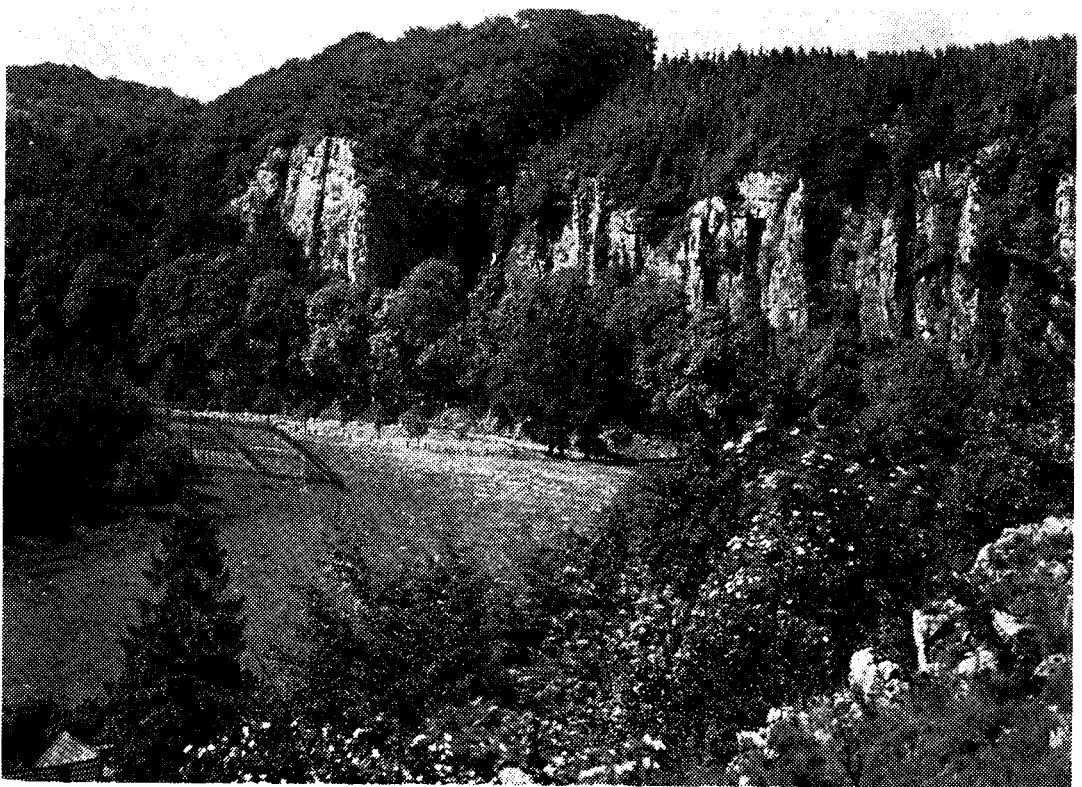
Ich riß ihm das Kleid weg. Es gehöre meiner Mutter, und daß ich es hier verloren hätte, wüßten sie ja schon. Hier, an dieser Stelle.

„Trotzdem: Marterpfahl!“ bestimmte Friedrich.

Pah! Der Engel war frei. Alles war gut, tausendmal gut; wie es sich zugetragen hatte, wußte ich nicht und wollte es auch nicht wissen. Ich wieherte wie ein Füllen und sprang im Kreise herum, alle Marterpfähle der Welt konnten mich nicht mehr schrecken.

Aber auch jetzt griff noch einmal der Herrgott ein, der die unglaublichsten Nöte der Welt zu verwandeln weiß und alles Geschehen verschleiern oder klären kann, wann und wie er immer will. Um der Gerechtigkeit willen! Ich half zwar mit, die bevorstehende Prozedur meines Martyriums sachgerecht zu besprechen, als wir am Spätnachmittag bäuchlings auf dem Ziegeleiberg im Grase lagen, aber irgendwie war mir doch, als geschähe mir Unrecht. Morgen würden zehn mit Lehm beschmierte und federngeschmückte Rächer die Pfeile werfen, zwei Stunden lang, wie es Brauch und Sitte war. Für meine Lüge hatte ich zu büßen. Ich wurde nicht gefragt. Der Schein war gegen mich. Ich durfte nicht einmal mehr die Engel beschreiben, die ich doch gesehen hatte, nun, mochte es geschehen, einmal würde meine Unschuld doch herauskommen.

Wir blickten, das Kinn in die aufgestellten Arme gestützt, zu unserm kleinen Dorf hinüber, das mit seinen sieben Bauernhöfen, der alten Schule und



Die Sieben Jungfrauen im Hönnetal, jene bekannten Kalksteingebilde im „romantischsten Tal Westfalens“ sollen nach einem Gutachten nicht gefährdet sein, wenn beim Sprengen der nahen Kalksteinindustrie die normalen Ladungen benutzt werden.

den Stuhl hinauf in der Spätnachmittagsstunde. Jetzt läßt er sich auf der Wolke niedersinken“, flüsterte Willi dicht an meinem Ohr. „Siehst du seine Flügel?“

„Wie gewonnen, so zerronnen“, murmelte Willi einen Spruch, der ihm von seinem Elternhaus her geläufig war. Seine Bedeutung war uns zwar unklar, aber er hörte sich klug an, wie ein abschließender Richterspruch. Allmählich aber war das Thema erschöpft und langweilig geworden. Wir begannen, von unserer Anhöhe aus die Dächer zu zählen, nannten die Namen der Zechen, die im Dunst des heißen Tages ringsum an den Horizonten lagen, und das Kleid lag zum Trocknen ausgebreitet zwischen uns.

Was aber dann geschah, ist so merkwürdig, aber auch so herrlich gewesen, daß es keiner von uns dreien im Leben vergessen hat: Schweigend sahen wir einer großen Wolke zu, die sich langsam von Westen her unserm Dorf näherte. Sie fuhr majestätisch durch den tiefblauen Himmel über die Feldfluren hinweg, turmhoch auf die Obstgärten und grauroten Dächer des in der Flimmerhitze des Tages wie ausgestorben ruhenden Dorfes zu.

„Die kommt aus dem Rheinland angesegelt, wo mein Vater jetzt auf Reisen ist“, flüsterte Willi.

Wir wußten nicht, wo das Rheinland lag, und schwiegen. Unter uns, im Hohlweg, tanzten zwei lederumhüllten Fahnen spitzen daher. Vereinsleute kamen von einer Beerdigung zurück. Wir hörten das Gemurmel der Stimmen; irgend jemand war ins Grab gelegt worden.

Es kümmerte uns nicht. Wir sahen wieder zur Wolke hinauf. Sie nahm das Dorf nicht an, wandte sich vielmehr nordwärts, wo Zeche „Graf Schwerin“ schwärz und drohend hinter weiten Roggenfeldern auf der Höhe lag wie ein urweltliches, schlafendes Tier. Das Sonnenlicht glühte die Wolke jetzt von unten her an, so daß sie feuerrot aufschimmerte. Davon sah es aus, als ströme ein zarter, rosafarbener Glanz weithin über die ganze Landschaft.

Plötzlich drängte sich Willi dicht an mich heran: „Guck hin! Siehst du – da! Er will sich auf die Wolke setzen!“

Willi war erschrocken. Friedrich mußte es gespürt haben, er kroch näher heran, bog den Kopf zur Seite, und nun sah auch er ihn ganz deutlich: Den Engel! Nachdem wir so lange miteinander gestritten hatten, war er nun plötzlich da, ganz unerwartet. Irgendwoher aus den Feldern oder aus dem Wald war er in den Himmel hinaufgeflogen. Nun hatte er die Wolke erreicht, prächtig anzusehen in seiner rundlichen, nackten Unschuld – der Engel aus der Kastenfalle! Wir sahen ihn ganz deutlich, daß wir ihn hätten greifen können, wäre er vielleicht ein Stück näher bei uns gewesen.

Mir schlug das Herz so, daß ich nicht antworten konnte. Die Flügel sah ich wohl. Unter der Wolke zog ein feiner, grauer Schleier über die Erde hin. Ein Regenschleier, wie eine dünne Schleppe anzusehen, durch die man die düsteren Zechenschornsteine erkennen konnte.

„Ob er gleich einen Regenbogen macht?“ wisperte Willi.

Mein Engel! Ich bebte vor Freude und Aufregung. Er machte keinen Regenbogen. Er turnte vielmehr auf der Segelwolke hin und her und sah uns an, richtig von oben herab, als erkenne er uns, und hob sogar die Hand zum Gruß – ach, Gott! „Das ist ja Schildmanns Karlchen –“ schrie Friedrich plötzlich. Er trat mich heftig in die Seite. „Seht ihr nicht: Schildmanns Karlchen, der im vorigen Winter im Schloßteich ertrunken ist?“

Da erkannten wir ihn alle drei ganz deutlich, aber, als wir auffuhren und zu rufen begannen, in die Höhe sprangen und mit beiden Armen winkten, zog sich Schildmanns Karlchen in den ungeheuren Leib der Wolke zurück und ließ sich langsam davontragen, weit hinüber nach Huckarde über Zeche „Hansa“ hinweg in den tiefen Himmel hinein. Wir sahen ihn nie wieder.

Die Fledermäuse torkelten bereits durch die Dämmerung, als wir wieder auf der Dorfstraße waren. Man rief bereits nach uns.

„Du wirst morgen nicht gemärtyrert“, versicherte Friedrich versöhnlich. „Aber wir erzählen keinem Menschen, was wir erlebt haben. So etwas versteht ja doch keiner von den Großen.“

„Du bist unschuldig“, nickte Willi und sah mich aus seinen armen, rotgeränderten Augen durch die Brille an. Kindlich-freundliches Wohlwollen stand auf seinem ältlichen Jungengesicht. „Was ein richtiger Engel ist, der läßt sich ja auch nicht in einer so dummen Kiste fangen. Der geht durch die dicksten Wände.“

„Können Engel denn solch einen Schreck bekommen, daß sie aus der Luft herunterfallen?“

„Und ob! Mit Engeln spielt man nicht!“

Hätten wir gewußt, daß der schnauzbärtige Förster Stockhausen gerade in dieser Stunde seinen Hunden eine tote, schwarzweiße, wildernde Katze vorwarf, die er tags zuvor in der Kastenfalle gefangen hatte, um welch ein zauberisches Jungenabenteuer hätte uns das Schicksal betrogen! Und, wenn es darauf ankäme: Manchmal möchte ich auch heute noch annehmen – es ist doch ein Engel dabei im Spiel gewesen!

Mittelalterlicher Streit um Holzungsrechte im Arnsberger Wald

Von Ehrenfried Cartobius

Der Arnsberger Wald war im frühen Mittelalter in Marken eingeteilt, die nach den Flüssen Röhr, Möhne, Wenne und Ruhr benannt wurden und zu den Stammesbesitzungen der alten westfälischen Grafen von Arnsberg gehörten. Kraft besonderer Rechte hatten die Grafen von Arnsberg den Einwohnern der Stadt Soest, in deren fruchtbaren Niederungen fast alle Wälder schon in sehr früher Zeit zu Äckern gerodet waren, einzelne Holznutzungen in den nahe gelegenen Möhne- marken überlassen. Die Soester leisteten als Entschädigung eine Fruchtabgabe, die „Wahrweizen“ genannt wurde. Wenn die Soester Bürger den Wahrweizen abgeliefert hatten, erhielten sie bestimmte Marken oder „Wahrzeichen“, wodurch jeder nunmehr für seine Person als „Zeichenlöser“ zum Holzholen ausgewiesen wurde. Infolge des ständigen Holzbedarfs waren die Soester Bürger bemüht, die ihnen von den Grafen gewährten Vergünstigungen in ewige Rechte umzuwandeln. Dieses gelang ihnen, als der kölnische Administrator Erzbischof Cuno 1368 die Grafschaft Arnsberg ankaufte. Die Stadt Soest ließ ihm dazu 3500 Gulden, wogegen er den Soestern im Jahre 1369 ihre „alten Rechte und Erbberechtigungen im Arnsberger Walde und dessen Marken“ bestätigte. Der späterhin, im Jahre 1414, zur Regierung kommende Erzbischof Kurfürst Dietrich II. bestätigte den Soestern ebenfalls ihre „olde Rechte und Eruetale“ im Arnsberger Walde.

Trotz dieser Bestätigung brach aber bald darauf ein Streit über den Umfang der Soester Rechte im Arnsberger Wald aus. Ausgelöst wurde der Streit durch Maßnahmen des Holzförsters Regenhard, der die Soester in der Ausübung der „Beholzung“ beschränkte. Der Soester Bürgermeister und mehrere Erbgenossen von Soest erhoben daher gegen den Holzförster Beschwerde.

Einige Zeit später, als sich Dietrich II. wegen seiner willkürlichen Regierungsart mit dem Lande überwarf, kam es zu einer Vereinigung zwischen Ritterschaft und Städten, zu wechselseitigem Schutz ihrer Rechte. Um den inneren Frieden wieder herzustellen, griff das Domkapitel ein. Am 1. Februar 1438 wurde zwischen dem Dom-

kapitel und einzelnen Amtsleuten des Kurfürsten auf der einen und Ritterschaft und Städtern auf der anderen Seite, eine Einigung zustande gebracht, wodurch auch die Markenrechte im Arnsberger Wald umständlich erwogen und festgestellt wurden. Der Kurfürst gab zudem in einem feierlichen Sühnebrief bekannt, daß er trotz des Unwillens, den der ohne sein Wissen und Willen geschlossene Vertrag hervorgerufen hätte, seinen Unmut fallen lassen wolle und er deshalb Ritterschaft und Städte weder „argwillig kroeden noch schedigen“ wolle.

Obleich in jener Einigung namentlich auch der Berechtigungsbrief, den die Stadt Soest auf den Arnsberger Wald hatte, aufrecht erhalten war, hörten doch die wechselseitigen Klagen über Bedrückungen oder Verwüstungen der Soester im Arnsberger Walde nicht auf. Schon im Jahre 1453 sah sich der Herzog von Cleve zu Beschwerden über die kölnischen Beamten, welche die Soester bei Ausübung ihrer Rechte hinderten, veranlaßt. Ob es aber geholfen hat, ist nicht bekannt geworden.

Zuchtlose Eigenmächtigkeit der Soester nennt der Kurfürst Adolf in einem Schreiben vom 18. Juli 1552 das Verhalten der Soester, die ihre Beholzungsrechte zum Ruin des Waldes ausnutzten. Der Kurfürst beschuldigte die Soester sogar des Landfriedensbruchs, weil sie, statt sich den Vorschriften der aufgerichteten Holzordnung und den Anweisungen der Holzförster zu fügen, in bewaffneten Haufen zu Walde zogen, nach Gefallen Holz fällten und sich den gerichtlichen Pfändungen widersetzen. Sie beriefen sich für ihr Verhalten auf eine Zeugenkundschaft, die sie 1523 am Gerichtstage in Soest aufnehmen ließen, über die Art, wie sie ihre Holzgerechsamkeit ausgeübt hatten. Nach Ansicht der Soester könne ohne ihre Zustimmung keine Holzordnung gemacht werden. — Trotzdem geht aus allen diesen Behauptungen nicht hervor, daß die Holzordnung, auf die der Kurfürst und die Soester sich 1552 berufen, tatsächlich rechtskräftig war. Es scheint allerdings so, daß ein 1534 von den Markenbeerbten gemachter Vorschlag zu einer Holzordnung genehmigt wurde,

doch fehlen darüber die Unterlagen. Trotzdem beriefen sich die Soester auf diese Holzordnung und sie handelten auch danach.

Jahrzehntelang wurde kein Holzgericht mehr abgehalten. Die Soester machten mit dem Arnsberger Wald, was sie wollten. Dies dauerte solange, bis der Holzförster und spätere Jägermeister Wolf Diedrich von Geißbergh sein Amt antrat. Um den Waldverwüstungen Einhalt zu gebieten, griff der neue Holzförster mit einer Energie ein, die den Soestern natürlich ungelegen kam. Der Soester Stadtvorstand sah sich daher zu einer bitteren Beschwerde vom 24. Mai 1589 bei Landdrost und Räten veranlaßt. Das Ergebnis war jedoch, daß ein Jahr später ein Holzgericht ausgeschrieben wurde. Dagegen protestierten der Magistrat von Soest. In dem Protest heißt es, daß der Holzförster alles Herkommen mit Füßen trete, er spanne den armen Leuten die Pferde aus, zerhaue ihnen Räder und Wagen, nehme ihnen Äxte, Beile und Ketten weg, wenn sie auch nur unfruchtbares Holz geladen hätten. Der Holzförster zwinge die Soester sogar, Holz, das sie geladen hätten, nach dem Schloß Hirschberg oder sonstwohin zu fahren. Er lasse die gemeinen Waldwege durch Aufwürfe sperren und mit neuen Schlagbäumen verschließen und scheue sich nicht, jeglichen Übermut zu üben.

Der Soester Magistrat beabsichtigte keinesfalls dem Frevel das Wort zu reden und wünsche selbst, daß zur Verhütung der Waldverwüstung eine neue Forst-Ordnung zu Papier gebracht werde,

aber nicht ohne Zuziehung der Soester Beerbten. Trotz aller Widersprüche der Soester kam es am 26. März 1590 zum „Holzgericht zu Cörbeke“. Gegen die hier gefaßte neue Holzordnung legte der Magistrat bereits wenige Tage später beim Reichskammergericht Berufung ein, ohne daß diese irgendetwas ändern konnte. Die neue Forstordnung stand fest und regelte die forstpolizeilichen Vorschriften über den Forstschutz, die Waldkulturen und die Ausübung der Beholzigung. Damit war für einige Zeit Ruhe, zumal der neue Holzförster streng auf Ordnung im Arnsberger Wald hielt.

Der Waldfriede dauerte nicht lange, und schon 1607 wurde die erste Beschwerde fällig. Als nach einem fünf Jahre später stattgefundenen heftigen Sturm viele hundert Eichen und Buchen im Walde enturzelt wurden, kam der Streit erneut offen zum Ausbruch. Die Soester entästeten nämlich die gefallenen Bäume und fuhren sie ab. Die Holzordnung gestattete ihnen aber nur die Abfuhr unschädlichen Fall- und Leseholzes. Die Folge war eine Pfändung und Bestrafung am Holzgericht. Das wollte sich der Soester Magistrat aber nicht gefallen lassen. Er machte geltend, daß die Soester schon vor Vereinigung der Grafschaft Arnsberg mit dem Herzogtum als Beerbte im Walde berechtigt gewesen seien und daß ihnen die „Abfuhr von Windfällen“ nicht untersagt sei. Die Holzordnung von 1590, welche jedoch diesen früheren Bestätigungen widerspreche, könnten die Soester nicht anerkennen, weil sie ohne ihre Zustimmung abgefaßt sei. — Der alte Streit um den Arnsberger Wald konnte also von neuem beginnen.

Die Niederlage der Soester konnte aber nicht mehr abgewandt werden, auch als sie sich mehrere Urkunden und Zeugen beschafften, um ihre Rechte dem Kurfürsten Ferdinand zu beweisen. Dieser und der Landdrost Caspar von Fürstenberg ließen sich nicht irre machen und hielten fest an der bestehenden Holzordnung von 1590. Es wurde den Soestern anheimgestellt, die Urkunden beizubringen, die von Erzbischof Wilhelm und dem Grafen Gottfried ausgestellt wurden, durch welche alle späteren Privilegien erst ihre Deutung erhielten. Die Soester konnten oder wollten diese Urkunden jedoch nicht aufbringen. Auch als von ihrem Gegner, den kölnischen Beamten, die älteste Holzordnung der Erzbischöfe Adolf und Salentin nicht beigebracht wurden, änderte dies nichts an der Tatsache, daß nunmehr die Holzordnung von 1590 beibehalten wurde.

Es blieb auch späterhin im Wesentlichen bei dieser Holzordnung aus dem Mittelalter, auch wenn zu Beginn und am Ende des 18. Jahrhunderts noch verschiedene Differenzen mit den Soestern wegen der Waldnutzung und der Forstgerichte entstanden.

Mahnung

Die Welt, bedacht auf platten Nutzen,
Sucht auch die Seelen auszuputzen,
Das Sumpf-Entwässern, Wälder-Roden
Schafft einwandfreien Ackerboden,
Und schon kann die Statistik prahlen
Mit beispiellosen Fortschrittszahlen.
Doch langsam merkens auch die Deppen:
Die Seelen schwinden und versteppen!
Denn nirgends mehr, soweit man sieht,
Gibt es ein Seelen-Schutzgebiet;
Kein Wald, drin Traumes Vöglein sitzen,
Kein Bach, drin Frohsinns Fischlein blitzen,
Kein Busch, im Schmerz sich zu verkriechen,
Kein Blümlein, Andacht draus zu riechen,
Nichts, als ein ödes Feld — mit Leuten
Bestellt, es restlos auszubeuten.
Drum, wollt ihr nicht zugrunde gehn:
Laßt noch ein bißchen Wildnis stehn!

Eugen Roth

En Buernhuof brennt af

Op Märkisch Platt vertallt van Hennerich Kleibuer

In en ansehnlich grein Dal im märkischen Suerlanne stonn am Ranne nao en Biärghang tau dat aolle Fachwiärkbuernhus van Wilm Lanfermann. Met sine kalkwitten Wanne, de schwatten Eikenpöste un en spitsch Dak hukede et sik unner en haugen un krusen Linnenbaum, dä al wuohl hunnert Jaohr vüör de Husdüör stonn, buowen üöwer dat Dak rakede un unnen ne greine Ruhebank Schatten gaff. An de Giewwelsiete stonn am Twiäbbalken üöwer de graute Diälendüör de Jaohrestal 1697 inkiärwet. In all de Jaohren wören de Lanfermänner de Riege nao Häern op iähren Huof wiäst. En lück af van dat Wouhnhus stonn nao de Wiesche tau de jüngere Schüer un op de annere Siete dat Backhus, kuott gesaggt dat Backs.

Ächter den grauten Kauhkamp lagg siet uraollen Tieden en langen Grawen met ne hauge Wallhiege dran lanks; dat was „De Lanfer“, op Schriftdütsch „Die Landwehr“. Daohiär kam alsau de Huofname. Of da nu vüör Jaohrhunnerten es mol ne Landgränze wiäst was, wuß vandage kän äiner män te seggen; blaus de Flurname „An de Lanfer“ was bliewen.

Dat ganze Buernanwesen was nit arg graut; sau an de sebtig Muorgen Ackerland met Kamp un Wieschen läggen rundüm „un dao drächter nao'n Biärg herop gehöre en Waold met aolle Eikenbäume un hauge kräftige Dannen tau dat Äigen. De Fomillge Lanfermann, de Buer im besten Aoller, sine Frau Lina, de äolste Junge van twiälw Jaohr, en Döchterken van tien un en kleinen Bünzel van twäi, härren bi rieklik Arbäit un sparsam Wirtschaff en iähr goult Utkommen un wören tetriän met iähr Liäwen in Hus, Huof un Feld... Dat leßte Jaohr har Siägen op all iähr Daun liägen; de Monat Mai har verspruocken, wat dat Sprüeckwaort van iähm seggt; hä was mehr as waterig, daofüör aower wössig wiäst. Herno im Juni meinere et de Sunne mehr as goult; et gaff al rächt häite Dage, un de Buern im Duorp hä'n iähre Freide an dat gourre Heiwiähr. Buer Lanfermann har sine graute Wiesche dalschnien un was nu met sine Frau un den Reiwentäcke] van Jungen daobi, de Riegen telichten, te wennen un in Hußen te trecken. De paar Dage wören lank un schwaor wiäst un härren Schwäit kosset. Tiedig krüepen alle int Külter un föllen gau in deipen Schlaop, opzwar buten de Außenlocht dummelig was un schwaor drückede.

Sau üm Middernacht wakede Frau Lanfermann schwäitnatt op, bekrassede sik, rüchede sik schwäitnatt op, bekrassede sik, rüchede sik hauge un lust er de in de Nacht herin. Dann stodde se

iähren Mann an un flisterde: „Wilm, et wiährlöchtet; hör, et grummelt al; vi kriegt en Gewitter.“ Et duere ok nit lange, dao terräit en grellen Blitz de Locht, un de Donner kliätterde drächterhiär. De Buer sprank in Bückse un Schauh, trock dat Finster wiet uopen un lünkede nao buten. De Hiemmel was gries un schwatt üöwertrocken; de Wind krüselde sik in de hauge Linne, dat de Äste un Twiege krakeden. Dat Gewitter stonn nu al im Dal üöwer't Duorp; äin Blitz nao den annern sprank met Rucken un Zucken düö de jagenden Wolken, un de Donnerschläge bollerden düö de Biärge.

Dao! Wier schaut en langen gleinigen Striepen ut ne schwatte Wolke in dat Dal, un allsaugliek kniätterde de Donnerschlag drächterhiär, dat dat ganze Hus biewerde un de Ruten in de Finsters rappelden. De Buer dummelde in de Kammer trügge, was in de Augen verblennert, gräip sik in de Haor un reip luthals: „O Goult, Lina, de Linne! Et wiätt inschlagen!“ Buten was en dicken Baumast op dat aolle müöre Dak stuott. Un dann fongen de Docken unner de Pannen an te ülmen un te qualmen. Et duere nit lange, dao sprüngen auk de Funken düö de Gläipen un was kän Twiewel: De Blitz was int Hus suset un har Funken schlagen!

„Herut! De Kinner! Dat Väih!“ Düö't Finster bölkede de Buer met alle Lungenkraft: „Hölpe, Füer, Höölpe!“

Jä jao! De Huof lagg wat afsiets vam Duorp. Et duere wat, bis de äirsten Naowers düö den Riängen klabasterden. Unnerdiässen leit Lanfermann de drei halfwössigen Süege herut un draug dat junge Kalw nao buten in'n Appelhuof; de Hahner rängsterde hä met ne lange Gaffel van de Fieckel. Tam Glück was dat Piärd met dat Föllen samt alle Keih üöwer Nacht op de Wei. Im Hus grabbelde Frau Lina biäin, wat am neudigsten was. Dann kämen de Naowers un schliepften herut, wat se in de Ile griepen kön'n, wildessen buowen de Flammen sik düö dat aolle Dak friäten. Un dann kam de Duorpsprütze, van de Jungkäerls trocken, herbi un strahlede ut de Biecke dat Water in de flammige Glut. Me seggt wuohl: „Wenn ne aolle Schüer bennt...“ Dat müöre Fachwiärkhus „An de Lanfer“ brannte van binn bis op de Kellermüern ut; blaus iälke Butenpöste van tao Eikenholt bliewen schwatt staohn. Met de Sprützenstraohl har auk de Riängen holpen, dat de Schüer un dat Backs van de Flammen verschaunt bliewen wören.

Annern Dags trock de Fomillge Lanfermann met dat, wat de Brand nit friätten har, in dat Backhus,

Sauerländer Heimatbund De Suerländer
wo de Backstuowe, ne Saotkammer un ne Rum-
pelkammer iähr tam Üöwergang en Unnerkrupen
gaff.

An de Brandstie ülmede un rauk et noch de
halwe Wiäcke lank. De Lanfermännsche, dä 'n
Kopp nit licht hangen leit, sagg tiegen en paar
Naowersfrauen: „Ant Liäwen e set us nit gaohn;
vi sind gesund ,hett sture Butten tam Taupacken
un wellt huopp, dat vi boll wier en nigget Dak
üöwer'n Kopp krieget.“ — —

As nao iälke Dage de Brandversieckerung met de
Polizei, de Brandstie niepen in Augenschien nu-
men har, kann dann dat Oprümen vüör sik gaohn.
Met Stüöttkar un Schuffkar kam de Unraot op-
siete; de Kellerdiecke wor frielaggt; de Eiken-
pöste, dä noch te bruken wören, läggen op'n
Haupen op'n Huof. Met en aollen Holthauer genk
de Buer in sinen Waold, schlaug genaug haug
Dannenstämme in'n Knick, leit se in de Sage-
müehle taurichen un van den Duorpstimmermann
mäötig schnien un utstemmen. Sau duere et nit
lange, dao können de beiden dat Gerüst füör
de Wuohnhälft u.. 'n Stall füör dat Väih oprichen
aower vüöräirst aohne Daksparren.

Im Duorp har me den Buern anraon, hä soll mas-
siv met Teigelstaine opbauen. Hä har aower
saggt: „Dat aolle Hus hielt an de twäihunnert-
fiertig Jaohr op'n Puckel hat; dat nigge Fach-
wiärk sall auk wuohl sau lange holl'n.“ Dags
drop mok hä met sinen Wagen en paar Fahrten
nao en graut Baugeschäft un holl en Haupen
grieswithe Schwemmstaine für de Wandfächer
biäin un brach ok gliek genaug Kalk un Sand
met. Lanfermann har sik tauschwuoren, hä woll
aohne früemde Hölpe met de Müerigge praot
wer'n; dao har aower sine Frau Lina raupen:
„Dao sin ek met daobi!“ Un sau gengen se te-
haupe ant Wiärken; de Frau spielde den Hand-
langer un mok ne graute hültene Panne met ge-
löschten Kalk un giällen Sand zünftig Spieß un
draug ne im „Vueggel“ op'n Nacken lähren Mann
an den Bau tau, un dä lagg de Schwemmstaine

in de Wandfächer un vermüere se, as wenn hät
as Müermnan lährt. Daobi droff nu auk de Buern-
arbäit nit liggen bljewen; muorgens tiedig was de
Buer bis middags op Feld oder Wiesche un sine
Hölpe in Hus un Stall, un nao't lätten genk et
dann aohne Naune an de Müerigge. Auk Wilmken,
de Junge, mog met anpacken un räikede sinen
Vader de Riege nao de Staine an. As Klara, de
hännige Tochter, auk nit naostaohn woll, sagg
iähre Moder fröndlik: „Klärchen, du kriegst nao't
Jüngesken un dreige us im Backs en Köppken
Koffai.“

Sau genk de Husbau tiämlik flott van de Hand;
Mann un Frau lacheden sik an; et bläiv aower
nit ut, dat se beide wat schraoe Backen kriegen.
Ganz aohne Fachmann kann aower de Bau nit
praot wer'n; de Schreiner mog Finsters un Döö-
ren maken un insetten. As dann auk de Binnen-
wänne stönnen un Wilm Lanfermann et sik nit
niemmen leit, auk den Beschuß te leggen un te
vernageln, dao säggen alle im Duorp: „Et es
waohr; an Lanfermanns Lü kann sik manchainer
de Niäse putzen!“

Met Enne Oktober, eh de Novemberstürme un
de griewen Niewel düö't Dal tröcken, stonn dat
nigge Hus „An de Lanfer“ fix un ferrig bis op't
Dak un den Butenverputz. Im annern Freujaohr
gaff dat auk noch Arbäit genaug. Bis tauhenta
trock de Buer met Hölpe van en paar gourre
Naowers en graut waterdicht Laken üöwer dat
halwferrige Hus; daodrunner lagg ne warme Lage
Roggenstrauh. As de Hölpers tan de Ledder
stiegen, säggen se: „Jä, Richtfäst könnt düt Jaohr
noch nit fier'n; aower wu süht et met dat Um-
trecken ut't Backs ut? Vi wellt helpen.“ Dao
sagg de Lanfermännsche: „Gedülliget Ink bis an-
nere Wiäcke Donnersdag. Ek lade Ink alle in,
dat Irt Ink met us freit.“ — „Dat sall en Waort
sin.“

Un se kämen alle, Mann un Mus. Jede Naower-
sche har wat int Visitenküörwken: ne Rolle Bout-
ter frisch ut de Käerne, ne Tute Koffäibauhnen,
ne dreuge Mettwuorst, ne Fläsche Wien, un füör
den Buern äxtro ne Rolle Stranktubak; et was sau
as ehdags bi't Kraomreuern .Alle hölpen, dat
Schäppe, Berren, Steihle un alle Kräöme an de
ruchte Stie kämen. Un dann gaff et en richtiges
lustiget Koffäidrinken met häite Waoffeln un knus-
perigge Iserkauken. Am Aowend kämen auk de
Junkkäerls un schlüören en ganzen Kassen Düöp-
pensch Bäer heran. Sau was de Freide graut „Op
de Lanfer“. De Duorpäölste, de baoll niegenzig-
jähriige Küselmann, holl ne kleine Ansprache un
sagg daobi: „Dat maut ek Ink laoten; Mann un
Frau het faste anpacket un dat Brandunglück
twungen, un Lina Lanfermann kritt daofüör en
ganz besunnert Luow. Viell Glück un Gesundheit
im niggen Hus!“ Dao stemmeden alle met Frei-
den bi ...

Im Dorf

**Aus niedrigen Häusern sparsam Licht.
Kuhketten kilrren. Ein zerfurcht Gesicht
taucht jäh ins Heile. Wer ist es? Mein Ahn?
Mein Vater? ich selbst? Auf nachtdunkler Bahn
heimgekehrt endlich? Ich weiß es nicht. —
Aus Kirchenfenster der zuckende Schein
der ewigen Lampe ins Dunkle bricht,
und Kindermund singt in den Abend hinein . . .**

Anton Aulke

„... sehe ich mir an, auch wenn's Mist ist“

Eine Untersuchung über den Fernsehkonsum unserer Jugend

Vor dem Fernsehgerät zu sitzen, gehört mittlerweile zu den liebsten Freizeitgewohnheiten des Bundesbürgers — und seiner Kinder. Mancher Kulturkritiker hält das für verderblich, Pädagogen prüfen die Verwendungsmöglichkeiten des Fernsehens für Unterrichtszwecke. Einmütigkeit über Vor- und Nachteile des Fernseh-„Konsums“ scheint nicht zu bestehen. Verbreitet ist jedoch die Vermutung, daß geistige Bildung und soziales Verhalten der heranwachsenden jungen Menschen vom Fernsehen nicht unbeeinflusst bleiben können. Dem sich hier abzeichnenden Wandel sind zwei Hamburger Pädagogen empirisch nachgegangen. Mit Teilergebnissen ihrer Untersuchung befaßt sich der erste von zwei Beiträgen. Die Untersuchung, von Deutschen Industriemuseum veröffentlicht, befaßt sich mit der Großstadtjugend, aber gilt sie nicht für die Jugend überhaupt? Auch auf dem Lande?

„Seitdem wir einen Fernseher haben, bin ich sehr still geworden. Ich spiele nicht mehr so oft draußen und hocke immer drinnen“, schreibt ein zehnjähriger Junge in einem Fragebogen, die von den beiden Pädagogen zur Feststellung der Fernsehgewohnheiten der Hamburger Großstadtjugend entwickelt wurde. Fünf Jahre haben die beiden Hamburger Wissenschaftler Professor Fritz Stückrath und Dr. Georg Schottmayer, beide vom Pädagogischen Institut der Universität Hamburg, auf eine Untersuchung der Fernsehgewohnheiten der Hamburger Schulpflichter verwandt, die kürzlich unter dem Titel „Fernsehen und Großstadtjugend“ *) erschienen ist. Was hier gesagt ist, gilt sicher nicht nur für die Großstadtjugend, sondern hat weiterreichende Gültigkeit.

Die Fragebogen geben mit methodischer Gründlichkeit Aufschluß über eine Fülle von Einzelheiten: Alter — Geschlecht — Schularart — Schulklasse — Wohngegend — Beruf des Vaters — Berufstätigkeit der Mutter — Zahl und Alter der Geschwister — Besitz oder Nichtbesitz eines Gerätes — Besitzdauer — Fernsehen außer Hause — Zusammensetzung der Fernsehgruppen — Einstellung und Maßnahmen der Erziehungspersonen — Faktoren, die die Teilnahme am Programm mitbestimmen — täglicher und wöchentlicher Fern-

sehkonsument — Beliebtheit der Sendungen — Aussagen über Wirkungen des Fernsehens auf die eigene Person, Freizeit, Familienleben und allgemeine Schulleistung.

18 Kilometer Tonband

Mit dem Fragebogen allein haben sich die Verfasser aber nicht begnügt, sondern über einen Zeitraum von eineinhalb Jahren mit etwa 200 Schülern der Klassen 1 bis 8 außerdem noch persönliche Gespräche geführt. Für die Intensität, mit der hier in Einzelgesprächen das Thema ausgelotet wurde, sprechen rund 18 Kilometer Tonband mit aufgespeicherten Interviews. Etwa 800 Schüler berichteten über ihre täglichen Fernseherlebnisse in Tagebüchern, die später ausgewertet wurden. Selbst mit Kindern im Vorschulalter und deren Eltern führten die Interviewer Erkundungsgespräche.

Das Fazit dieser bislang gründlichsten westdeutschen Untersuchung jugendlichen „Televerhaltens“ ist eine eindrucksvolle wissenschaftliche Bestätigung alles dessen, was Pädagogen und vielen Eltern seit langem Sorge macht: Die Wissenschaftler registrieren bei der Fernsehjugend der Bundesrepublik eine wahllose „Bildsucht“. Versuche, das Fernsehfeber der Jugendlichen zu dämpfen, sind bisher fehlgeschlagen.

Hilfsschüler an der Spitze

Eine der Hauptfragen der Hamburger Pädagogen galt dem Anteil der Fernsehzeit an der täglichen Freizeit der befragten Schüler. Ergebnis: Hilfsschüler stehen an der Spitze. Ein Hilfsschüler sieht in der Woche etwa 2½ Stunden mehr fern als ein gleichaltriger Volksschüler. Bei Mittelschülern sinkt der wöchentliche Konsum gegenüber den Volksschülern um mehr als eine Stunde, bei Gymnasiasten sogar um fast vier Stunden.

Zwischen 6 und 16 täglich zwei Stunden

Die stärkere geistige Beanspruchung in den Gymnasien wirkt sich offensichtlich sowohl auf die Dauer des Zuschauens als auch insbesondere auf die kritischere Auswahl innerhalb des Programms aus. Darüber hinaus hängt der „Rückzug vom Bildschirm“ bei den Mittelschülern und Gymnasiasten der oberen Klassen mit der grundlegenden Umstellung zusammen, die der Übergang in das Reifestadium mit sich bringt.

Die Veröffentlichung eines Vorberichts der Untersuchung veranlaßte verschiedene Zeitungen zu

*) Stückrath Schottmayer, Fernsehen und Großstadtjugend, Georg Westermann Verlag, Braunschweig, 1967.

der Schlagzeile: „Je dümmer der Schüler, um so länger sitzt er vor dem Fernseher.“ Diese Verallgemeinerung lassen die Verfasser indes nicht gelten. Sie weisen darauf hin, daß der Intelligenzfaktor bei der Ausdehnung des Fernsehkonsums nicht allein ausschlaggebend sei. Wesensart und Lebensumstände der Hilfsschüler spielen, ebenso eine wichtige Rolle.

Der durchschnittliche Fernsehkonsum beträgt bei Schülern zwischen 6 und 16 Jahren täglich etwa zwei Stunden. Bei Jungen und Mädchen im Alter von 13 Jahren – auf dem Höhepunkt der Kindheit – erreicht auch der Fernsehkonsum sein Maximum. Volks- und Mittelschüler dieser Altersgruppe verbringen bis zu 50 Prozent ihrer Freizeit vor dem Bildschirm. So liegt der durchschnittliche Fernsehkonsum dreizehnjähriger Volksschüler bei 17 Stunden pro Woche. Jungen sehen dabei ganz allgemein mehr fern als Mädchen. Das liegt maßgeblich auch am Programmangebot, das insgesamt mehr in den Interessenbereich der Jungen fällt.

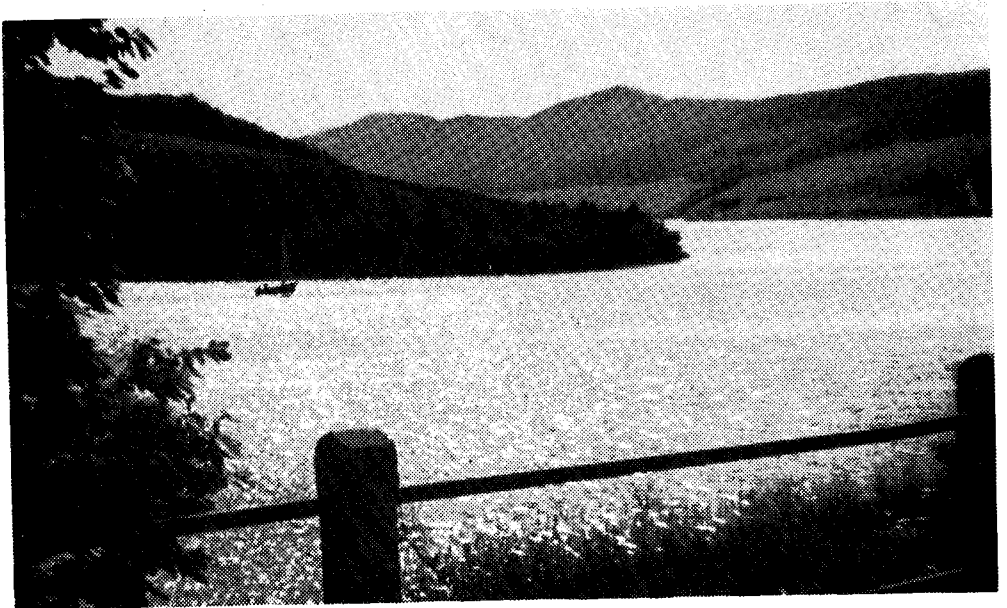
Mit dem Eintritt in die Pubertät zeichnet sich in der Fernsehdauer deutlich eine rückläufige Tendenz ab, wie die Analyse der Fragebogen ergibt. Zu kurz kommen – das ist eine Folge der wachsenden Fernsehleidenschaft – die herkömmlichen Freizeitbeschäftigungen der Schuljugend: Spielen (Aufenthalt im Freien) und Lesen. Die Gruppe der Kinder, die einen deutlichen Rückgang beim Spiel und dem Aufenthalt im Freien aufweist, wird allerdings kleiner, je älter die Kinder werden. Faßt man die Gruppen der acht- bis zwölfjährigen Kinder als das eigentliche Spielalter zusammen,

so ist bei den Dreizehnjährigen bereits ein schroffer Abfall zu beobachten.

Spiele und Lesen kommen zu kurz

Der spielmindernde Einfluß des Fernsehens trifft also vor allem die jüngeren Jahrgänge. Die Skala der kindlichen Äußerungen reicht vom extremen Beispiel: „Ich gehe nie mehr zum Spielen!“ bis zur abgeschwächteren Form: „Bin nicht mehr so oft beim Spiel!“ Gerade diese durch das Fernsehen verminderte Spielaktivität halten die Wissenschaftler für eine „höchst bedenkliche Erscheinung im gegenwärtigen Kindesleben“.

Bei manchem Kind führt das Fernsehen zu einem totalen Leseschwund. Jüngere Kinder geben dem Bildmedium ohnehin den Vorzug, weil die optische Darstellung ihr Erlebnisbedürfnis stärker befriedigt. Bei den älteren Kindern ohne aktives Leseinteresse heißt es in der radikalen Form kurz und bündig: „Ich lese keine Bücher mehr“. Andere Äußerungen (von dreizehnjährigen Schülern) ergeben eine Übereinstimmung der Motive im Verhältnis der Schüler zu leichter Lektüre und Fernsehen: „Manchmal hab' ich Langeweile, dann hol' ich mir'n Kriminalroman.“ – „Wenn schlechtes Wetter ist und ich Langeweile hab', schalt' ich Fernsehen an.“ – „Sonntags ist immer langweilig, und wenn es irgendwas (im Fernsehen) gibt, sehe ich mir das an, ob es Mist ist oder ob es was ist“ – „Wenn Fernsehen schlecht ist, gehe ich runter oder lese ich.“ Auf diese Weise werden, wie Stückrath und Schottmayer registrieren, Lesestoffe wie Mickymaus-Hefte, Abenteuer- und Kriminalromane, Romanhefte u. ä., gegen das Fernsehen austauschbar.



Am Diemelsee

Das verschwiegene Heimweh

Von Maria Kahle

„Vor 15 Jahren war dies ganze Koloniegebiet noch unberührte Wildnis“, sagte der Bergmann aus Wanne-Eickel, „auch der Stadtplatz am Rande, wo Sie jetzt schon in einem ‚Hotel‘ wohnen können. Kein leichter Anfang! Wer die Einsamkeit nicht ertragen kann, geht am besten gleich nach Sao Paulo zurück und wird Fabrikarbeiter.“ – Lang und hager, mit einem Zug von grüblerischem Ernst im bartlosen Gesicht, sah er dabei aus, als ob auch ihm die Einsamkeit oft zu schaffen machte.

Wir saßen auf der Terrasse seines Blockhauses, und er wies über die hellgrünen Maisfelder hinweg nach der abgrenzenden düsteren Massigkeit der Urwälder: „Hundert Morgen gehören mir! Wissen Sie, was das heißt? Wer in zwei Stuben aufgewachsen ist, wie ich im Kohlenpott, nimmt schon was in Kauf für hundert Morgen Land, und da muß einem die Sturheit des Sauerländers helfen.“ – „Sie sind Sauerländer, wieso?“ – „Nun, meine Eltern wanderten aus dem Hochsauerland ins Ruhrgebiet wie so viele damals... Wir waren arm. Ich sollte Bergmann werden wie mein Vater, tat ihm auch den Willen. Buchhändler hätte ich werden mögen, alle Spargroschen gingen für Bücher drauf. Doch dann, weiß nicht, ob's Abenteuerlust war oder... vielleicht die Hoffnung auf ein freieres selbständiges Leben? Ein Kumpel sagte mir, in Brasilien kriegte ich hundert Morgen spottbillig. Na, jedenfalls habe ich stur mein Ziel verfolgt, und hier hab ich sogar eine tüchtige Frau gefunden!“

„Aber leider keine Westfälin“, unterbrach ihn seine stattliche blonde Ehehälfte, die Kaffee und Malsbrot hereinbrachte. Ihr hatte sengende Sonne bei der Feldarbeit nicht die blühende Gesichtsfarbe und ebensowenig ihre gesunde Rundlichkeit genommen. „Sie müssen wissen, dies ist ein besonderer Tag für meinen Mann, daß uns jemand aus Westfalen besucht. Sogar aus dem Sauerland! Als ich ihn heiratete, hatte ich keine Ahnung von so feinen Unterschieden. Man war deutsch und damit basta. Ich bin, wie man bei uns sagt, eine „Hiesige“, schon in Brasilien geboren; meine Eltern stammen aus dem Rheinland, und ich bin in der Kolonie groß geworden. Von Deutschland weiß ich nicht viel, nur das, was ich in der deutschen Kolonieschule lernte.“

Sie deckte den Tisch, stellte blankes Geschirr auf, und dann brachte sie einen Kornblumenstrauß herein: „Sehen Sie, aus Samen gezogen, den wir aus Deutschland kommen ließen!“ – Ich bemerkte, wie die Augen des Mannes sich

umschatteten, aber sie plauderte unbefangen weiter: „Ja, ich bin an Kolonistenarbeit gewöhnt, und hier im Neuland, da muß man ja dankbar sein, da trägt alles ganz so, wie es in der Bibel heißt, hundertfältig Frucht. Wir haben sechzig Schweine, Hunderte von Hühnern, die besten Kühe, die man weit und breit findet. Gewiß, es gibt viel Arbeit, aber hier ist guter Boden, alles gedeiht. In zehn oder zwanzig Jahren haben wir gewiß dreihundert oder fünfhundert Morgen. Das lohnt. Wir schaffen ja nur für unsere Kinder.“ – Sie schien froh ihres tätigen Lebens und zufriedenen.

„Vielleicht können wir dann mal in die alte Heimat reisen“, sagte der Mann. Sie lächelte: „Er ist halt doch ein Stadtmensch. Ihm bedeutet es kaum was, daß wir schon mehr erreichten als alle deutschen Nachbarn. Wissen Sie, mein Mann liest zu viel. Abends, nachts... Jedes Buch, das aus der Heimat kommt, und die Kalender, die man aus Westfalen schickt. Den Kindern erzählt er von Arnsberg und Soest und Münster und von großen Westfalen aus früherer Zeit, das ist nun mal sein Steckenpferd, aber was sollen sie damit? Wir haben hier Heimat. Es ist wohl abgelegen und einsam, aber ein Mensch, der schaffen kann, ist glücklich zu preisen, wenn er so reich erntet, was er säte. Hier ist ja unsere Zukunft, die alte Heimat liegt uns fern, was sollen wir damit?“ Sie holte frische Butter und selbstgemachten Käse und war gastfreundlich bemüht und merkte es nicht, wie ihr Mann mit einem Blick, aus dem fast Verzweiflung sprach, mich ansah: „Ja, was sollen wir damit...?“

*

Als er mich in einem altmodischen Kutschwägelchen zum Stadtplatz zurückbrachte, begann er: „Sie fahren nun wieder nach S. Paulo, nicht wahr? Was ist Ihr nächstes Ziel?“

„Siedlungen im Staat Paraná.“

„Sie lieben wohl sehr den Urwald?“

„Mir geht es um die Menschen, die dort wohnen.“

„In Rio waren Sie natürlich auch? Ah, Rio, was für eine Stadt! Unvergleichlich! – Kommen Sie auch nach Buenos Aires?“

„Ja. Die Rückreise von Paraguay will ich auf dem Paraná machen, von Asuncion bis Buenos Aires.“

„Beneidenswert...“ Ich sah den Hunger in seinen Augen und suchte rasch einen anderen Ge-

Sauerländer Heimatbund
sprachsstoff, fragte nach seinen Kindern, nach
den Zukunftsplänen der Jungen.

De Suerländer

„Die sind beide echte Söhne ihrer Mutter. Die würden am liebsten unsern ganzen Besitz ihren Schwestern überlassen, sich ein Kolonielos mitten im Urwald kaufen und von vorn anfangen! — Das hat aber nichts mit Romantik zu tun, ach nein. Das Kolonistenleben im Urwaldrancho bedeutet Schmutz und Schweiß und Mühsal. Aber es ist die Lust dabei, einem Urtrieb zu genügen — durch das Schaffen, Erbauen, durch das Verwandeln chaotischer Wildnis in eine geordnete Landschaft; den meisten wird das zwar kaum bewußt.“ Zögernd fügte er hinzu: „Mancher freilich wird eher mit Schmutz und Mühsal fertig als mit der Weltverlassenheit. Weltverlassen, Wald, Wald, nur eine schmale Schneise führt zum Nachbarn, der viele Kilometer entfernt wohnt...“

Ich will Ihnen von meinem ersten Nachbarn erzählen. Der kam auch aus der Stadt — für die Städter ist dies Leben natürlich schwerer — und

er war nicht hart genug gegen sich selbst. Er hatte eine tüchtige Frau, hübsche Kinder. Sie waren längst wie man so sagt, aus dem Größten heraus, da brach er zusammen. Er wurde gemütskrank. — Ich wollte ihn trösten, sagte zu ihm: „Mensch, jetzt geht es ja aufwärts, das Schlimmste liegt hinter dir.“ „Nein, das liegt vor mir“, war seine Antwort. Dann stöhnte er: „Hätte ich nie geheiratet! Nun bin ich hier festgebunden. Meine Frau würde nie fortgehen und alles im Stich lassen, wofür wir jahrelang schufteten. Die Kinder wachsen hier in Freiheit auf, haben eine glücklichere Jugend, als ich sie in der Großstadt hatte. Doch ich ertrage die Einsamkeit nicht, weil ich weiß, daß sie lebenslänglich sein wird.“ „Weltverlassen“, er brauchte dies Wort. Ja, er fand keine Widerstandskraft mehr.

Das Gesicht des Erzählers hatte wieder jenen Zug von Angespanntheit, der mir gleich aufgefallen war. Er schwieg plötzlich, verlor sich in Gedanken. Ich fragte: „Was ist aus ihm geworden?“ „Was aus ihm geworden ist? Nun ja. Er lief heimlich fort. Flucht. Es gab für ihn nur diesen Weg aus dem Wald: Flucht.“

Mich überkam das unheimliche Gefühl, eine erfundene Geschichte gehört zu haben, vielleicht eine Beichte.

Apfelkantate

Der Apfel war nicht gleich am Baum.
Da war erst lauter Blüte.
Da war erst lauter Blütenschaum.
Da war erst lauter Frühlingstraum
und lauter Lieb und Güte.

Dann waren Blätter grün und grün
und grün an grün nur Blätter.
Die Amsel nach des Tages Mühn,
sie sang ihr Abendlied gar kühn —
und auch bei Regenwetter.

Der Herbst, der macht die Blätter steif.
Der Sommer muß sich packen.
Heil! Daß ich auf dem Finger pfeif':
da sind die ersten Äpfel reif
und haben rote Backen!

Und haben Backen rund und rot
und hängen da und nicken.
Und sind das lichte Himmelsbrot.
Wir haben unsre liebe Not,
daß wir sie alle pflücken.

Und was bei Sonn' und Himmel war,
erquickt nun Mund und Magen
und macht die Augen hell und klar.
So rundet sich das Apfeljahr.
Und mehr ist nicht zu sagen.

Hermann Claudius

Doch es stellte sich heraus, daß ich mich wohl geirrt hatte, denn mein Landsmann sagte nun in völlig verändertem Ton: „Die Brasilianer haben ein Sprichwort: Deus é grande, mas o matto é maior“. (Gott ist groß, aber der Urwald ist größer.) Trotzdem stimmt es nicht, wenn ich von Weltverlassenheit rede. Räumlich gesehen, besteht sie, im Geistigen aber nicht, wenigstens nicht für den Menschen, der sich eine geistige Welt aufbaut. Sehen Sie, ich hole mit den Büchern die Welt zu mir herein! Deshalb wende ich all meine freie Zeit daran. Dadurch kann man auch das Heimweh überwinden. Nun, Heimweh ist ein Wort, das sehr sentimental klingt, — er lächelte und befahl sich gewiß wieder, „hart“ zu sein — „aber es befällt eben fast alle Einwanderer hier, eine schleichende Krankheit; die Bücher sind Heilmittel dagegen. Westfalen kommt zu mir mit Bildbänden, Büchern, Gedichten. Wenn ich die Seiten des Kalenders oder eines Bildbandes umblättere, steht das Land in seiner Vielfältigkeit vor meinen Augen auf, Berge und Ebenen, Landschaft am Strom, die großen Wälder, die Flüsse, Moore und Heiden. Das alles ist und bleibt mein inneres Besitztum. Der Fortgewanderte weiß es viel besser als der Zuhausegebliebene, was Heimat bedeutet.“

Am Hotel auf dem Stadtplatz verabschiedete er sich rasch, wortkarg und plötzlich befangen. Ich hätte ihm so gern ein gutes Wort mitgegeben, doch ich fand nicht das rechte.

Westfälische Hochzeitsbräuche - - - damals

Von Dr. Herbert Medkies

Von allen Sitten und Bräuchen aus germanischer Vorzeit bis zur jüngsten Vergangenheit hat unser Volk diejenigen am treuesten bewahrt, die das einzelne Menschenleben und die Feste des Jahres begleiten. Kommt im letzteren hauptsächlich das Gefühl der Verbundenheit mit deutschen Volkstum und mit der deutschen Landschaft zum Ausdruck, so lassen die Bräuche, welche die Marksteine des menschlichen Lebens umgeben, wie Tauf-, Hochzeits- oder Sterbebräuche den tiefsten Sinn deutschen Familienlebens erkennen.

Zugleich kommt aber auch bei diesen Festen und Feierlichkeiten im engsten Kreise der Familie der Gemeinschaftssinn zum Ausdruck. Noch bis heute haben sich hier und da die Bauernhochzeiten erhalten, die ein Fest für das ganze Dorf sind und an denen jeder teilnimmt.

Zahlreich sind die Sitten und Bräuche in unserer westfälischen Heimat, die sich an Verlobung und Hochzeit knüpfen. In einigen Orten des Münsterlandes fand die Hochzeit bei dem Erben bzw. der Erbin des Hofes statt. Wenn der Bräutigam der Besitzer war, so fand die Hochzeit auf seinem Hofe statt. Die Braut wurde von Schwiegereltern an der oberen Tür (bovendör) empfangen und zum Herd geführt, wo man ihr die Feuerzange mit dem Feuerbrand in die Hand gab, das Symbol der Hausfrau. Dann führten sie die Schwiegereltern zur unteren Tür (neddendör = zu dem Raume, wo die Hochzeitsgäste warteten).

In Nienberge führte man die Braut zuerst zum Kesselhaken (Ketelhal) und in Weidenhausen bestand die originelle Gewohnheit, daß man mit der zukünftigen Hausfrau bei ihrer Ankunft einmal um den Mist herumging. Im Sauerland bestand der alte Brauch, daß die Braut dreimal um das Herdfeuer oder den Kesselhaken geführt wurde. Die Hochzeit selbst wurde in Westfalen entweder Dienstag, Donnerstag oder Sonnabend gefeiert. Es bestand der Glaube, daß der Ehe Unglück drohe, wenn nicht jene Tage genommen würden. Besonders im Paderbornschen galten Mittwoch und Freitag als Unglück bringende Tage. Im Münsterland waren vor allem Dienstag und Donnerstag die günstigsten Hochzeitstage.

Allgemein üblich war in Westfalen schon in frühester Zeit das „Poltern“ am Vorabend des Hochzeitstages. Dazu kam noch in verschiedenen Orten des Münsterlandes die Sitte, daß, wie beim Schützenfest, eifrig geschossen wurde. In der Gegend von Schwerte begann man schon früh mit den Hochzeitsfeierlichkeiten. Der vorletzte und letzte Sonntag vor der Hochzeit gehörten allein den unverheirateten Leuten. Am vorletzten Sonn-

tag traf man sich im Hause der Braut, um dem Paar Glück zu wünschen.

Daß sich dieses Glückwünschen bis zum anderen Morgen ausdehnte, war keine Seltenheit. Der letzte Sonntag vor der Hochzeit vereinigte nochmal die jungen Burschen und Mädchen im Hause der Braut zum sogenannten „Friggerfangen“. Dabei gelangte die Braut zur Versteigerung, eine Sitte, die wir auch noch in vielen Gegenden Westfalens finden. Dadurch, daß der Bräutigam immer wieder höher bot, kam eine ansehnliche Summe zusammen, die dann gemeinsam verzehrt wurde.

Der eigentliche Hochzeitstag wurde in Westfalen in der schönsten Weise begangen. Jeder Ort hatte hier seine eigenen originellen Gebräuche. Am Hellweg und in der Iserlohner Gegend trugen die Bräute einen hohen Kopfschutz, den man „dat stik“ nannte. Er zeichnete sich durch ein rotseidenes Band aus, das ihn umwand. Die meisten liehen sich diesen Kopfschutz aus der Stadt, da er sonst nicht weiter verwendet wurde, als allein zu den Hochzeiten.

Aus der Soester Börde wird von einem originellen Brauch nach dem Kirchgang berichtet. Nachdem der Bräutigam nach der Trauung aus der Kirche getreten war, wurde er von den Hochzeitsgästen regelrecht verprügelt. Er sollte spüren, wie Schläge schmecken, damit er später seine Frau nicht schlage.

Von besonderer Bedeutung war am Hochzeitstage der Hochzeitsschmaus. Da waren es vor allem die „Reishochzeiten“, wie sie im nordwestlichen Sauerland gefeiert wurden und in ihrer Eigenart echt westfälischen Volkscharakter zeigten. Der Hochzeitsschmaus bestand, wie der Name sagt, aus gekochtem Reis, der in einem großen Kessel auf der Wiese zubereitet wurde. Durch eine Frau wurde zu dieser Hochzeit eingeladen, welche dabei folgenden Vers hersagte: „Ek he no ein Deil op'n herten, irt soll n'leppel nit vergeatten, süß könnt met de finger eaten.“

In fast jeder Familie befand sich ein silberner Löffel, der allein zu diesem Zweck aufbewahrt wurde. Für die Einladung bekam dann die Frau ein „Kastemännche“. Derjenige, der eingeladen war, schickte am anderen Morgen jemand mit dem Hochzeitsgeschenk in das Haus der Braut. Es wurden Butter, Eier, Schinken, Kaffee u. a. geschenkt. Dieses Hinbringen der Hochzeitsgeschenke bezeichnete man mit „giften dreagen“. Am Nachmittag gingen dann die Geladenen selbst hin. Beim Fest ging es dann hoch her, man beschränkte sich nicht nur auf das Reis-

essen, sondern es wurde bei Musik und Tanz auch eifrig getrunken. Nachdem um Mitternacht der Brautschleier abgenommen war, setzte sich das junge Paar voreinander, der Mann bekam eine Nachtmütze auf und die Frau eine Zipfmütze. Dann wurde zwischen beide ein berußter Ofenring gehalten, durch den sie sich küssen mußten. Dabei machten sich beide schwarz, zumal sich die junge Frau wehrte und dadurch mit dem Ofenring nur desto mehr in Berührung kam. Aus Altenhündem wird erzählt, daß der Braut am Hochzeitstag, wenn sie das Festgewand abgelegt hatte, ein Käppchen aufgesetzt wurde. Dies geschah durch die verheirateten Frauen entweder mit List oder mit Gewalt.

Daran suchten die Mädchen die Frauen zu hindern, um die Braut noch möglichst lange als Jungfrau auf ihrer Seite zu behalten, denn das Käppchen galt als Zeichen der Hausfrau. Auf diese Weise entspann sich zwischen den Frauen und Mädchen ein lustiger Kampf. Die Besiegten muß-

ten dann eine sogenannte „Brautkalttschale“ stiften. Es war dies ein Brei aus Brot und Milch, der auch wohl „timpenbrei, tippenbrei, tüntenbrei“ hieß.

Auch nach dem eigentlichen Hochzeitstage finden wir noch eine Menge alter schöner Bräuche. So zogen in der Gegend von Schwerte die jungen Burschen am anderen Morgen durch das ganze Dorf, um Würste, Eier, Schinken, Butter und Brot und anderes mehr zu sammeln, was dann gemeinschaftlich auf einer Wiese verzehrt wurde.

In der Gegend von Hilchenbach besuchten die jungen Mädchen die junge Frau nach der Hochzeit. Man verband ihr die Augen und umtanzte sie. Nachdem man sich mehrere Male im Kreise gedreht hatte, mußte die junge Frau geradeaus gehen und dem Mädchen, auf das sie stieß, einen Kranz aufsetzen. Von diesem betreffenden Mädchen glaubte man, daß es die nächste Braut sein würde.

Die böse Hexe des Waldes

Betrachtung über die Tollkirsche

An lichten Waldstellen wächst eine bis mannshohe Staude mit großen Blättern, glockenförmigen rötlichbraunen Blüten und glänzend schwarzen Beeren mit einem grünen Kelch am Grunde. Ist sie „die böse Hexe“ des Waldes, die ahnungslosen Besuchern verräterisch ihre Tollheit und den Tod bringende Früchte serviert?

Die gefährliche „schöne Frau“ . . .

Von den Römern wurde sie „Belladonna“ genannt, weil eitle Frauen aus dem violetten Saft der Beeren beliebte Schminken und Schönheitswasser brauten und etwas von dem stark verdünnten Aufguß in die Augen träufelten um ihnen einen „seelenvollen“ Glanz zu geben.

Belladonna heißt zu deutsch „Schöne Frau“. Aber die Griechen nannten die gefährliche Staude nach der Schicksalsgöttin Atropos, die den von Lachesis und Clotho gesponnenen Lebensfaden zerschnitt, und der schwedische Naturforscher und Systematiker Carl von Linné – er lebte von 1707 bis 1778 – vereinigte beide Namen in der wissenschaftlichen Bezeichnung „Atropa Belladonna“.

„Wutbeere“ und „Teufelsauge“ . . .

Neben „Tollkirsche“ weisen im Deutschen auch die Namen „Wutbeere“, „Wolfsbeere“ und „Teufelsauge“ auf die lockenden, süßlich schmeckenden Früchte, von denen schon drei bis vier genügen, um ein Kind zu töten.

Der Genuß der Beeren verursacht Durstgefühl, Trockenheit der Mundschleimhaut und ein unerträgliches Kratzen im Hals, das sich zu Schlingbeschwerden steigert, und Erbrechen, Kopf-

schmerzen und Schwindel. Die Pupillen der Augen erweitern sich, und Sehstörungen folgen, die bald zur Erblindung führen. Dabei wird das Gesicht scharlachglühend, und Wahnvorstellungen, Tobsuchtsanfälle und Krämpfe folgen, bis eine Gehirn lähmung die Leiden beendet.

Segensreich als Gegengift . . .

Die „Atropa Belladonna“ bringt aber nicht nur Lebende zum Tode, sondern auch bereits dem Tode nahe Kranke dem Leben zurück. Die in allen Teilen der Staude, am reichhaltigsten aber in den Wurzeln während des Winters, befindliche Giftstoff ist das Alkaloid „Hyoscyamin“, das sehr schnell in das nicht weniger giftige „Atropin“ übergeht und – in geeigneten Lösungen – zum segensreichen Heilmittel wird.

Es dient als Gegengift bei Morphinvergiftungen, beschleunigt den Herzschlag, löst Krämpfe der Eingeweide, hemmt Speichel- und Schweißabsonderungen, wird bei Keuchhusten, Lähmungen und Nervenleiden benutzt und ermöglicht durch seine pupillenerweiternde Eigenschaft dem Arzt auch das Innere der Augen gründlich zu untersuchen.

Es klingt kaum glaublich, daß die Blüten dieser giftstrotzenden Staude, die man wegen ihrer mächtigen oft stark verholzten Stengel für einen Strauch halten möchte, von Honig sammelnden Hummeln und Bienen besucht werden, und daß Amseln, Drosseln, Rebhühner und Fasanen ohne Schaden von ihren Früchten naschen und durch die Ausscheidung der harten und unverdaulichen Samen für die Weiterverbreitung der Pflanzen sorgen.

G. M.

Den Opfern des Krieges

Besonderheiten,
die mir in Schmallenberg auffielen



Schmallenberg ist bekannt als „Strumpfstadt“ des Sauerlandes. Es erübrigt sich, hier mit deren Geschichte, Dingen und Zahlen aufzuwarten. Statt dessen sollen Zeichen am Wege genannt werden, die auch in unserer Zeit Wert haben.

Zuerst sei St. Valentin genannt, der besonders in fränkischen Landen als Schutzpatron gegen die fallende Krankheit angerufen wurde. In Schmallenberg findet man zu seiner Ehre zwei Kapellchen. Das älteste wurde vor 200 Jahren „unter dem Werth“ erbaut. Das kleine Eisengitter innen zeigt oben die Jahreszahl 1767 und dahinter den Heiligen und Stadtpatron, wie er einem Kranken hilft. Oft brennen Kerzen hier und zeigen an, daß auch heute noch Valentins Fürbitte angerufen wird. Größer ist das Kapellchen in der Oberstadt, nahe der Post. Es wurde 1955 erneuert, und zeigt fast in Menschengröße den hilfsbereiten Bischof Valentin und einen hilfesuchenden Kranken (unser Bild oben). Blumen und Kerzen findet man auch hier.

Wir grüßen am alten Schützenplatz das Kreuz, das Wilhelm Winkelmann, Günne, um 1960 aus Schmiedebronze hämmerte und vor dem die Fronleichnamsprozession die dritte Station machte.

Weit entfernt steht ein Wegekreuz im Schatten eines Baumes auf der Robbecke. Wie alt mag es sein? Warum mag es dort erstellt sein?

Da Schmallenberg in der Vergangenheit mehrfach Feuersbrünste erlebte, ist es auch begreiflich, daß St. Agatha verehrt wird. 1965 konnte die Freiwillige Feuerwehr ihren wohldurchdachten Plan ausführen und am Wormbacher Berg ein Heiligenhäuschen zu Ehren der hl. Agatha erbauen. Mit der kirchlichen Weihe kam auch ihr Bild dorthin aus kirchlichem Besitz und sieht nun hinter Eisengitter segnend auf die Stadt.

Ein weit älteres Bild zu Ehren der hl. Agatha grüßt in der Wasserpforte. Weder die Stadtprozession am Feste Christi Himmelfahrt, noch Gruppen oder Einzelwanderer können vorübergehen ohne kurzes Gebet: „St. Agatha, du keusche Braut, all unsere Not sei dir vertraut!“

Am Ostufer der Lenne, am Fuße des Aberges, winken zwei große, alte Linden und in ihrem Schuaz ein kleines Heiligenhaus mit der Schmerzhafte Mutter.

Wir steigen den Aberg empor. An einer Wegebiegung erblicken wir ein großes Kreuz, und eine kleine Tafel mahnt uns, stehen zu bleiben

und den Gekreuzigten zu grüßen. Im Schatten des Kreuzes ruhen drei tote Soldaten des letzten Krieges: Hanz Pesch, Josef Kohl, Kurt Eisinger. Wenn die Schmallenberger Stadtprozession vom Wilzenberg zurückkommt, gedenkt sie hier kurz des letzten Krieges, des Elends, auch dieser Toten. Sie fleht um Frieden. In gleicher Meinung betet auch mancher Einzelwanderer hier und rastet einen Augenblick auf der nahen Bank im Waldesschatten.

Wenige Minuten weiter erblicken wir ein Bild in Stein gemeißelt: Maria, die immerwährende Hilfe. An der nächsten Wegabgabelung bleiben wir wieder stehen. Wir sehen ein Heiligenhaus, treten ein und neigen uns vor Maria und ihrem Kind. „Mutter vom guten Rat“ heißt dieses geschnitzte, zart getönte Bild. Die Mutter hält ihren Sohn den Betern und Vorübergehenden entgegen, und bescheidener Schmuck sagt, daß auch hier Menschen Rat und Hilfe suchten.

Bald sind wir am Wilzenberg. Im Schatten eines alten Baumes grüßt ein Kreuz, davor Blumen und Steintisch, die an Prozession von Grafschaft auf die Bergeshöhe erinnern.

Wir betreten den großen Buchenwald und sehen am Wege die Oelbergsgrotte, die hinweist auf den Kreuzweg des Herrn.

Ein Kreuzweg schmückt die Kuppe des Wilzenberges. Ein schmaler Steinsockel und Aufbau birgt oben das kleine Kreuzwegbild in rotem Sandstein. Eine kleine Holztür kann das Bild öffnen oder schließen. Oft gehen kleine Gruppen den Kreuzweg auf dem Wilzenberg und verweilen länger bei der 12. Station, vor der ein Altar errichtet ist, für die Tage großer Prozessionen. Es ist eine feierliche Stunde, wenn bei gutem Wetter hier der Gottesdienst gehalten wird.

Nebenan steht die Kapelle auf dem Wilzenberg, deren Anfänge schon bis 1500 zurückgehen. Im 30jährigen Kriege war die Kapelle schon viel besucht. An den Antoniusdienstagen wird hier von Grafschaft das hl. Opfer gefeiert. Vor wenigen Jahren ist die Kapelle außen gründlich überholt und kündigt vom Glauben der Väter auch für die kommende Zeit.

Nicht weit von der Kapelle ist ein Holzbildnis des hl. Stephanus errichtet.

An der Nordostseite der Kapelle ist ein Steinbild des hl. Antonius errichtet, sicher erst nach 1945 dort aufgestellt.

An der Grafschafter Straße, nahe dem Selmecker Siepen, steht unter großen Linden das St. Antoniushäuschen. Hinter großem Eisengitter erblickt man den hl. Antonius, wie das Jesuskind auf seinem Arm einem Bettler ein Stück Brot reicht. Auch in dieser alten Wegekapelle brennen oft

Lichter, und Menschen flehen zu St. Antonius um Hilfe in Krankheit oder Not.

An der Südseite der Schmallenberger Feldmark mahnen an h einige Stätten zur Besinnung und zum Gebet. 1955 wurde an der Schmallenberger Höhe ein Bildstock zu Ehren der Schutzmantelmadonna erbaut. Er ist nach Norden geöffnet und zeigt hinter schwarzem Gitter Maria mit ausgebreitetem Mantel und darunter ein Haus und seine nächste Umgebung. Bernhard Hartmann, Wiedenbrück, schnitzte die Madonna aus Dank für die „Errettung unseres Vaters aus den Händen der Gestapo“.

Am nahen Huckelberg wurde 1960 ein Bildstock zu Ehren der hl. Familie errichtet. Eine alte Holzfigur zeigt die Eltern und den Jesusknaben. Auch hier verweilen oft Besucher und beten kurz, was die Vorderseite sagt: Jesus! Maria! Josef! Erleuchtet uns, helfet uns, rettet uns Amen“.

Gern und oft besucht wird die Kapelle zu den 14 Nothelfern. Zwei alte, mächtige Bäume schützen und umschatten das Heiligtum im Feld. Man muß schon etwas verweilen, um sich gut umzusehen. An der inneren Nordseite erblickt man, auf Kupfer gemalt, die 14 Nothelfer und ihre Namen, in ihrer Mitte die Königin Maria. 1955 wurde die Kapelle restauriert von A. Menna, Würzburg. Nach Aussagen des fränkischen Restaurators ist das Bild der 14 Nothelfer ein wertvolles Werk. An der inneren Südseite sind Josef und Maria in Kupfer angebracht. Die Ostseite zeigt hinter Gitter ein Bildwerk der Kreuzabnahme Christi. Woher mag das Bild sein? Wie alt? Gern verweilen Beter hier, bringen Kerzen oder Blumen und hoffen auf Segen und Hilfe.

Draußen kann man dann einige Augenblicke ruhen auf einer Bank zu Füßen eines Kreuzes. Felder, Wälder und Höhen erblickt das Auge und etwas von Fleckenberg im nahen Grunde. Dann wendet man sich wieder der Stadt zu, betritt am alten Friedhof die Kapelle, die Maria und Johannes dem Täufer geweiht ist. 1682 wurde der Grundstein gelegt, 1683 erfolgte die Weihe, wie es draußen eingemeißelt ist. Freitags läutet das Glöcklein zur Erinnerung an Christi Tod und wenn jemand beerdigt wird. Seit einigen Jahren sieht man innen kleine Kreuze mit Namen zum Andenken an die Opfer des letzten Krieges und ungerechter Gewalt. Kerzen brennen da und dort an ihrem Todes- oder Gedächtnistag.

Nahe dem Eingang erhebt sich draußen ein neues Kreuz. Es zeigt Christus mit der Siegeskrone: „Herr über Leben und Tod bist du“. Vor diesem Kreuz wird der erste Segen der Fronleichnamsprozession gegeben.

Nun haben wir Kreuze, Bildwerke, Heiligenhäuschen und Kapellen geschaut. Sie fordern unsere Achtung und unsere Pflege. In anderen Orten mag es ähnlich sein!

F. J.

Anneliese Schmidt-Elk

Die Bildhauerin aus Elkeringhausen



Pieta am Ehrenmal in Altenbündem

Immer mehr ist in den letzten Jahren die Bildhauerin Anneliese Schmidt aus Elkeringhausen (von Freunden „Schmidt-Elk“ genannt) genannt worden. Der „Suerländer“ hat nicht nur die „Ahnengalerie“ bedeutender Sauerländer der Vergangenheit in seinem Kalendarium geschaffen, er stellt auch in jedem Jahr einen Künstler der Gegenwart vor.

Diesmal sei es Anneliese Schmidt, die jetzt in Münster lebt und schafft, aber oft auch im Sauerland zu finden ist. Zuletzt traf man sie in Jupp Schöttlers Jugendherberge von Bamenohl, wo eine Reihe ihrer Arbeiten die Zimmer schmücken.

Anneliese Schmidt ist auf dem väterlichen Bauernhof unter zehn Geschwistern groß geworden. Sie hat zwar früher schon gern gezeichnet, aber war schon 25 Jahre alt, als sie daran ging, dieses Talent auszubauen. Nach ersten Versuchen bei Kunstmaler Hans Geilen in Niedersfeld (Malen und Landschaftszeichnen) übernahm Bildhauer

Karl Nistrath in Hagen ihre Grundausbildung als Bildhauerin, sieben Jahre war sie dort, studierte dann an der Werkkunstschule in Münster bei Prof. Schwippert und Karl Ehlers. Ihre Erfolge ermutigten sie, in der Warendorfer Straße ein eigenes Atelier aufzumachen.

Eine Reihe große Aufgaben wurden ihr anvertraut; die schnell auf sie aufmerksam machten. Einige ihrer Arbeiten:

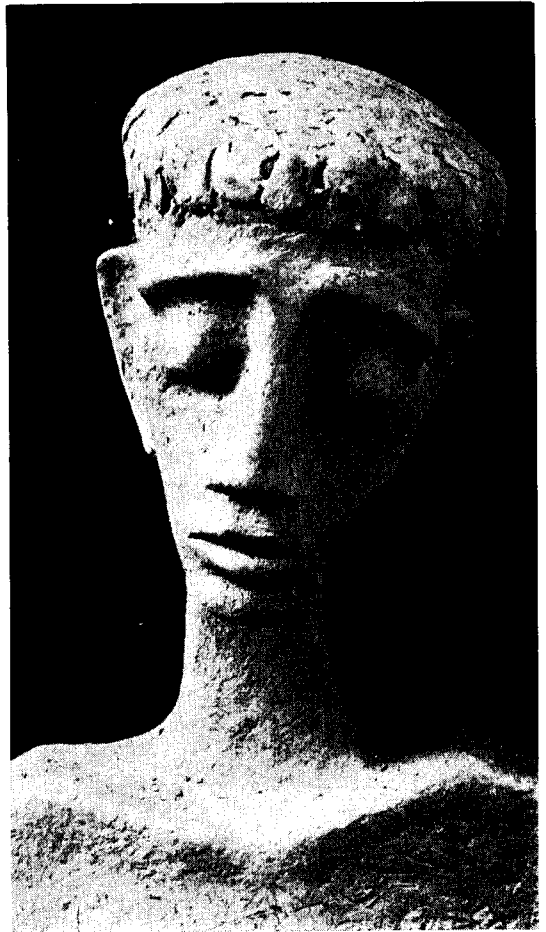
das über drei Meter große in Stein gehauene Wandbild auf dem Ehrenfriedhof in Meschede-Eversberg „Trauer und Tröstung“, die Kriegergedächtnisstätte in Altenberge b. Münster, sowie eine weitere in Olpe-Lüttringhausen, und neuerdings eine Ehrenmal-Anlage in Altenhundem, mit einer gestalteten Betonwand und einer großen Pieta in Bronze. Sie hat viele Wettbewerbe gewonnen, z. B. Wandgestaltung für die Gymnasien in Rheine (Kopernicus), in Lengerich (Walther v. d. Vogelweide), machte die wohlgelungene und viel-

diskutierte Wandgestaltung am Sparkassen-Neubau in Fredeburg, sowie an Krankenhäusern, Schulen und Privathäusern. Es muß hier auch auf die gestalterische Kraft ihrer Porträts hingewiesen werden, die Köpfe AZUKA, des Schriftstellers J. Bergenthal-Münster, wir sahen einen eindrucksvollen Kopf eines „Sauerländers“ in Bronze usw. Der Altarraum der neuen und sehr modernen Krankenhaus-Kapelle in Altenhundem wurde von ihr in Stein und Bronze gestaltet (Altar, Sanctissimum, Ambo, die Sedilien, Kommunionbank) ebenso stammt der Altarraum in Sasmicke bei Olpe von ihr. Hier ist die eigenwillige Kanzel und der Christuskopf des großen Altarkreuzes zu nennen.

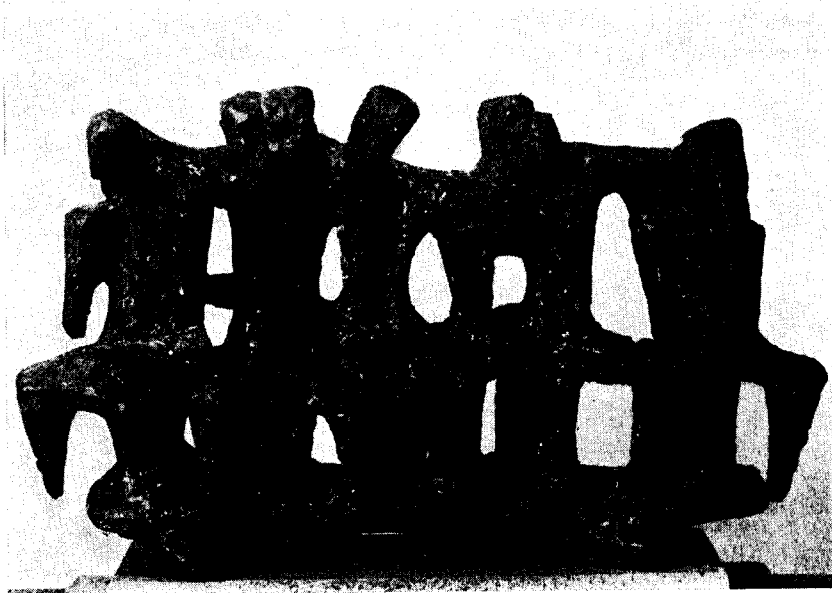
Weitere Aufträge stehen vor der Vollendung, — aber auch das eigene Experiment fehlt nicht, das Spiel mit Formen in Stein, in Gips, — im Arbeitszimmer des Armeebischofs in Bonn hängt das Original ihrer „Engel des Gerichts.“

Anneliese Schmidt stellte ihre Arbeiten auch in Ausstellungen vor. Über die letzte in Fredeburg schrieb Dr. Magdalene Padberg diesen Satz: „Anneliese Schmidt-Elk“ überzeugt durch ihre schlanken, gesammelte Kraft ausstrahlenden Arbeiten „Figuration“ und „Stufen“.

Bei einer Ausstellung der „Schanze“ in Münster sagte die Kritik: „... wunderbar zergliederte Bronze-Säulen, abstrakt gehaltene Kunststein-Kompositionen — entsprechen modernen Vorstellungen“ und eine Stimme aus Rheine lautete: „Aus kubi-



Christuskopf am Altarkreuz in Sasmicke



Bronze: Gefangene

schen Formen entwickeln sich die „Musizierenden Engel“ der Künstlerin. Weich werden sie gegeneinander gesetzt und verschmelzen zu einer linearen außergewöhnlich starken Gruppe... Die „Musizierende“ ist ein Bündel ausdrucksstarker Linien, eine erstaunliche Beschränkung auf das „Wesentliche“, und an anderer Stelle... Der „Christus, in seiner monumentalen Form beherrscht er den Saal, markant, klar und in seiner Aussage knapp, aber zwingend“.

Dr. Friedhelm Kaiser schrieb einmal über die Künstlerin „Wenn man ihren Stil beschreiben wollte: klar und kühn, konzentriert, knapp in der Aussage; er ist vielsagend, läßt den Betrachter Spielraum. Musikalische Elemente schwingen in Kompositionen, sie haben Rhythmus, sind harmonisch fein ausbalanciert und immer wieder: erstaunlich ist die Kraft der Aussage. Ihre letzten Arbeiten scheinen uns noch weiter vereinfacht, sie sind gerade noch gegenständlich.“

Anneliese Schmidt hat sich auch in der Welt umgesehen, sie hat 26 Staaten der USA gesehen, sie war in Italien, in Frankreich, in den Niederlanden, zwei große Konzertreisen mit dem Studentischen Madrigalchor der Universität hat sie mitgemacht, mancher Solopart fiel ihr dabei zu – „Ein musikalischer Mensch durch und durch“ (F. Kaiser).

Das Westdeutsche Fernsehen hat die Künstlerin vor einiger Zeit im „Prisma des Westens“ vorgestellt. Sie schuf übrigens auch den „Sparkerl“ der Spar- und Darlehnskassen.

„Jeder Auftrag ist schön, der mir Freiheit läßt“ hat sie sich selber einmal gewünscht.

Der „Suerländer“ freut sich, feststellen zu können, daß die Künstlerin aus dem Sauerland in solcher Freiheit sich selbst wiedergeben kann und das erreicht, was ganz schlicht und einfach „Kunst“ ausmacht. Wir dürfen noch viel Gutes und Schönes von ihr erwarten.

100 Schinken für Wien

Die Landplage im Sauerland im 17. Jahrhundert

Rektor Norbert Schoele, Gerlingen, berichtete im Olper Heimatverein über zwei Beiträge von Dr. Helmut Lahrkamp, dem Direktor des Stadtarchivs in Münster, die sich mit dem Zustand des Sauerlandes etwa ein Menschenalter nach dem Abschluß des westfälischen Friedens befaßten. In dem einen Aufsatz wird die Geschichte einer Gesandtschaft der Arnberger Stände nach Wien behandelt, die dort einen kaiserlichen Schutzbrief gegen die Einquartierung der eigenen Truppen erwirkten (Bl. F. dt. Landesgesch. Jg. 102, 28 ff.). Der zweite Aufsatz (WZ. 116, S. 101 ff.) gibt einen Bericht eben dieser beiden Gesandten, nämlich des Domherrn Johann Adolf von Fürstenberg, des späteren Erbauers der Adolfsburg in Oberhundem, und des Richters Schmidtman aus Menden, über den Zustand des Sauerlandes im Jahr 1677 wieder.

Die Reise von Arnberg nach Wien dauerte vom 6. bis 29. August. Welche Strapaze mag eine 20-tägige Reise im schlechtgefederten Kutschwagen gewesen sein! In Wien stellten die Gesandten fest, daß „ohne Realitäten“ nichts zu erreichen war, und sie forderten von den Ständen einen Wechsel in Höhe von 6 000 Talern an. Nach entsprechendem Präsent an die maßgeblichen Herren und deren subalterne Mitarbeiter kamen

sie nach und nach zum Ziel. Nicht aber, ohne „immer die Hand im Beutel zu haben für die Sekretäre und die Gemahlinnen der hohen Patrone“. Die Herren Generale und Kommandeure jedoch gedachten den Schutzbrief nicht zu beachten. Der Landdroste mußte – das Recht stand ja nun auf seiner Seite – im Namen des Kaisers die Landschützen aufbieten und die eingedrungenen verbündeten Truppen mit Gewalt vertreiben. Zufällig war es gerade auch bei Oberhundem, wo die Blaukittel die kaiserlichen Truppen stellten und sie mit Gewalt entwaffneten. Hierbei scheint es zu Übergriffen gekommen zu sein, welche einen längeren Schriftwechsel der Arnberger Regierung im Gefolge hatten. Wenn schließlich auch Entschuldigungen ausgesprochen werden mußten, so war die Hauptsache erreicht: das Land blieb zunächst ohne Winterquartiere. Als die Gesandten dann im nächsten Jahr erneut nach Wien reisten, wußten sie schon Bescheid und nahmen gleich 100 Schinken und einen Wechsel von 400 Talern mit. Diesmal kamen sie auch schneller voran, obgleich die Opposition, insbesondere der kriegerische münsterische Bischof von Galen, auf das heftigste widersprach. Weitere Schinkensendungen aus Arnberg taten ihren Dienst. Jeweils 100 Schinken auf eine Fuhr. Vier der hohen Gönner er-

hieser harten Heimats und Stück und die Sauerländer legen, könne mit Recht eine Freiheit genannt werden. Sekretäre usw. jeweils 10 auf einmal, dazu noch weit höhere Präsente in blanken Talern. Im dritten Winter wurde der Kampf noch härter und der Erfolg war nicht mehr 100%ig, denn eine geringe Einquartierung mußte das Land auf sich nehmen. Auch in diesem Jahr kostete es 3 500 Taler an Bargeld für Präsente. Für die Dauer des Winters mußten in allen drei Jahren monatlich 3 000 Taler aus dem Herzogtum an die kaiserliche Kasse abgeführt werden. Das hierfür und für die Geldgeschenke in Wien erforderliche Geld stellte der ebenfalls aus dem Sauerland stammende Erzbischof von Paderborn, Fürstenberg, leihweise zur Verfügung.

Der zu Anfang 1677 eingereichte Bericht über die Zustände im Sauerland hatte den Zweck, die Armut des Landes darzutun und seine Verdienste für die kaiserliche Sache in der Vergangenheit ins rechte Licht zu setzen. Von den 25 sog. Städten des Sauerlandes seien die meisten geringer als ein gutes Dorf in Österreich. Manche seien noch nicht einmal mit Mauern, sondern nur mit Zäunen umgeben und man könne dort oft keinen Trunk „geringen Biers“, ja selbst für bares Geld keine „ehrliche Mahlzeit“ haben. Es gebe keine andere Bewirtung denn ein kohlschwarzes Brot und, wenn es gut geht, ein Stück geräuchertes Schweinefleisch. Der Name Sauerland sage von selbst, in was für einem fruchtbaren Klima dieses Land gelegen sei.

Diejenigen Städte, die den Namen einer Stadt mit Recht führen könnten, seien nur die folgenden: Brilon und Rüthen: kaum zur Hälfte bewohnt und mit 40 000 Talern verschuldet; Geske: kaum zu einem Drittel bewohnt und über 30 000 Reichstaler verschuldet; Werl: innerhalb weniger Jahre zweimal zur Hälfte abgebrannt und übergroß verschuldet; Attendorn: gleichfalls zur Halbscheid mit Kirchen und Glocken abgebrannt, auch hoch verschuldet; Menden: in 24 Jahren dreimal von Grund auf abgebrannt ohne Mittel zum Wiederaufbau, daher nicht allein hoch verschuldet, sondern auch ohne Kredit um Geld aufzunehmen; Arnsberg ernähre sich von der Kanzlei, sonst habe es selbst kein Brot; Stadtberg: samt Kirche und Stift von den Hessen demoliert und gesprengt, liege nunmehr offen wie ein Dorf; Volkmarsen: wegen Brands sei ein erheblicher Anteil der Äcker an die Grafenschaft Waldeck erblich verkauft, es habe große Schulden; in Attendorn und Olpe, das gleichfalls verschuldet sei, würden keine Pferde gehalten; der Acker trage dort nicht so viel, daß man einen Pflug darauf halten könne. In Summa können die 25 Städte kaum 2 000 Mann aufbringen. Die neun Freiheiten seien nichts als gemeine Dörfer, mit der einen Ausnahme, daß man nicht gleich anderen Bauern von ihnen Hand- und Spanndienste fordern könne. Einzig Meschede, mit seiner Kollegiatskirche, und an der Landstraße ge-

Es gebe im Herzogtum Westfalen gar geringe Pferde und Kühe, die noch dazu vielfach nicht den Bauern selbst gehörten, sondern von „ausländischen“ in Pfand genommen seien. Der Bauer lebe mit seinem Gesinde von der Milch und vom Gartengewächs und wenn er ein Stück Vieh verkaufen könne, müsse er dies um Brotkorn tauschen.

Was die angeblichen Vorräte der Bauern angehe, so müsse man wissen, daß in Westfalen nicht wie in Österreich immer wieder frisch geschlachtet werde, sondern Bürger und Bauer schlachten im Herbst alles und hängten dies öffentlich in den Rauchfang. Von dem Geräucherten müßten sie dann das ganze Jahr leben. Nehme man solches dem Bauern im Winter ab, so müsse er das gesamte Jahr Hunger leiden. Die gemeine tägliche Bauernkleidung sei ein leinener Kittel und sogar in guten, friedlichen Zeiten trage der Bauer kein besseres Kleid. Das ganze Sauerland sei ein rauhes, bergiges, steiniges und felsiges Land, wo selbst der Hafer kaum um Michaelis zeitig fertig werde, außer am Hellwig, der aber nur zum geringen Teil zum Herzogtum gehöre. Im Dreißigjährigen Krieg habe das kölnische Sauerland den Kaiserlichen guten Dienst getan. 1622 gegen den Christian habe der kaiserliche General, Graf Anholt, mit dem Sauerland im Rücken dem Feind großen Schaden getan. 1627/28 im Krieg gegen den König von Dänemark habe abermals das Sauerland zur Vormauer und Rückzugsbasis gedient. 1632 habe General Pappenheim zweimal das Land durchzogen und es der besonderen Schonung empfohlen wegen seiner Wichtigkeit. 1633 hätten die Kaiserlichen bei Hameln geschlagen, erst im Sauerland wieder festen Fuß fassen können; 1634 sei es ebenso gewesen. 1635/36 habe General Görtz die von den Hessen im Sauerland besetzten Orte wieder befreit, um für sich ein sicheres Rückzugsgebiet zu haben. Und als 1646 die Schweden von dem im Sauerland stationierten kaiserlichen Truppen schweren Schaden erlitten hatten, habe General Wrangel den Drost von Fürstenberg einen Brandbrief geschickt und ihm gedroht, den erlittenen Schaden an den Untertanen des Herzogtums mit Feuer und Flammen zu rächen. Als sie gar ein kaiserliches Regiment bis zum letzten Mann niedergemacht hatten, seien die Sauerländer aus dem Gebirge herausgebrochen und hätten die Schweden bei Siegen überfallen und geschlagen und sie bis an die Frankfurter Wachtürme verfolgt.

Die beiden Aufsätze von Dr. Lahrkamp bringen somit wiederum manches neue Licht über die „böse alte Zeit“, es kann nur jedem historisch Interessierten empfohlen werden, sie im Original zu lesen.

Von Martha Schlinkert

In Brilon traf ich auf dem Weg zum Gymnasium Rechtsanwalt K., der wie ich ein Kind für die Sexta anmelden wollte. Da wir beide im Rundfunk den Vortrag eines Fachpsychologen über das Thema „Ist mein Kind reif für die Sexta?“ gehört hatten, ergab sich ein eifriges Gespräch. „Ich bestreite“, sagte mein Begleiter, „daß man allgemeine Richtlinien für alle Kinder aufstellen kann. Besonders bei Jungen ist eine langsame Entwicklung zu berücksichtigen. Bei vielen werden erst nach Überwindung des Spielalters alle Kräfte frei für die Schule, wenigstens war es bei mir so.“

Wir betraten den halbdunklen Gang mit den meterdicken Mauern des ehemaligen Klostergebäudes. Da wies Rechtsanwalt K. auf eine Blechklappe rechter Hand in der Wand. „Diese Klappe“, sagte er, „hätte bald über mein Schicksal entschieden, und ich hätte nie werden können, was ich geworden bin.“ Ungläubig und fragend zugleich sah ich den Sprecher an.

„Ich gehörte nämlich zu den Zöglingen“, fuhr er fort, „die eine gute Begabung für die Sexta mitbringen, aber einen Widerwillen gegen alles haben, was Hausaufgaben heißt. Meine Mutter arbeitete nach Vaters Tod in einem großen Geschäft als Leiterin, um mir eine gute Ausbildung geben zu können. Dadurch war ich mir selbst überlassen und füllte meine Nachmittage mit herrlichen Spielen und Experimenten aus, denn ich lebte in einer eigenen großen Welt voll von Geheimnissen und Wundern, die ich zu ergründen suchte. Da war die Kraft des Wasserdampfes, die den Deckel hob, die vernichtende Kraft des Feuers, die gebändigt ungeheure Arbeit leistet. Keinen meiner Kameraden konnte ich in meine Welt mit hineinnehmen, da diese Dinge sie nicht beschäftigten. So blieb ich sehr allein, empfand aber keine Langeweile, weil meine Zeit ausgefüllt war mit Versuchen und Spielen. Und die Hausaufgaben – nun, die wurden im Handumdrehen erledigt. Anfangs waren die Lücken nicht zu groß, aber in der Quarta war es dann so weit. Eines Tages bekam Mutter den gefürchteten blauen Brief und weinte lautlos, ohne mir Vorwürfe zu machen. Da sah ich zum ersten Male, wie müde und abgearbeitet Mutter war. Irgendwie ergriff es mich so stark, daß ich nur noch den einen Wunsch hatte, nicht sitzen zu bleiben. Ich mußte mitkommen, und ich wollte von nun an zeigen, was ich zu leisten vermochte.“

Am Nachmittag umschlich ich das Haus meines Klassenlehrers. Ich wollte ihm alles sagen, als

könne er mich vor dem Letzten bewahren. Aber ich wagte nicht, auf die Klingel zu drücken, und als er einmal aus der Haustür trat, begann mein Herz wie ein Hammer zu schlagen, und ich lief weg. Auch am Morgen in der Schule konnte ich kein Wort herausbringen. Ich stand vor Herrn Gehrke und klappte den Mund auf und zu.

„Schlechtes Gewissen?“ fragte er und funkelte mich durch seine Brillengläser an. „Du hast das Zeug zu einem tüchtigen Schüler, du sollst dich vor deiner fleißigen Mutter schämen.“ Ich schlich in meine Bank wie ein geprügelter Hund. Nun glaubte ich mein Schicksal besiegelt, ich würde nicht versetzt. Ich schmiedete Pläne. Ich würde einfach weglaufen und irgendwo arbeiten und Geld verdienen. Davon wollte ich mir soviel sparen, daß ich später in Abendkursen eine Fachschule besuchen konnte. Meine Lehrer würden dann einsehen, wie unrecht sie mir getan hatten. O wie ich sie allesamt haßte! Bei mir selbst suchte ich keine Schuld.

Eines Tages hörte ich, daß am Nachmittag eine Konferenz anberaumt sei. Ich wußte, nun würde über meine Versetzung entschieden. Verzweifelt lehnte ich im Gang des Schulgebäudes an der

Mänt de Frugge

De Dokter rengstert dūr dat Durp.
Un Vadder Runks steiht vōr de Dōr.
„Heer Dokter, kumet duoch iāwen rin!
Wey hätt do just en groot Mallōr.“

Sei hiāt sick ganß verschluaken wahn.
Wey dachten oll, se genk dertau!
'ne Roiwe sitt ehr in den Sliuk!
Niu kumet rin un helpt us gau!“

De Dokter schüddet met den Kopp:
„Nā, sau ne Sliukeūisse auk!
'ne heile Roiwe oppemo!
Dat Fruggensmenske is nit klauk!“

„Nā, nā, de Frugge is et nit,
Seggt Runks un is am Greynen ball!
„Jo, wenn et noch de Frugge wōr!
't is iuse bāste Kauh im Stall!“

F. Wippermann
(Poderborner Platt)

Mauer, als meine Hände die Blechklappe berührten. Blitzschnell schoß mir ein Gedanke durch den Kopf. Die Klappe führte zu einem Kamin, der durch das Konferenzzimmer ging. Ich wollte hineinklettern und erlauschen, was in der Konferenz beschlossen wurde. Dann wollte ich erst gar nicht das Zeugnis abwarten, sondern gleich weglaufen. Als sich mittags das Schulgebäude leerte, kroch in den Kamin. Das Herzklopfen, das mich befiel, verschwand bald und trotz meinem großen Kummer schlief ich ein. Ich erwachte von dem Klappen einer Tür und vernahm gedämpfte Stimmen. Ich preßte mein Ohr gegen die Wand des Konferenzzimmers und hörte, wie sich die Lehrer unterhielten. Der Direktor eröffnete die Konferenz. Es wurde laut und deutlich gesprochen, und ich verstand jedes Wort. Endlich fiel auch mein Name. Fast alle Lehrer verdamnten mich wegen meiner bodenlosen Faulheit in Grund und Boden. „Der Bengel hat ein selten gutes Sprachgefühl“, erregte sich mein Lateinlehrer, „es ist schade um sein Talent, daß es so vergeudet wird.“

Jetzt sprach Herr Gehrke: „Als Klassenlehrer des Jungen möchte ich Sie, liebe Kollegen, bitten, den Jungen noch einmal versuchsweise steigen zu lassen. Ich habe Anzeichen eines inneren Umbruchs bemerkt. Auch gibt er sich seit der Benachrichtigung seiner Mutter alle Mühe.“

„Gut“, hörte ich die Stimme des Direktors, nachdem sich das Gemurmel der andern Lehrer verloren hatte. „K. wird versuchsweise mitgenommen.“

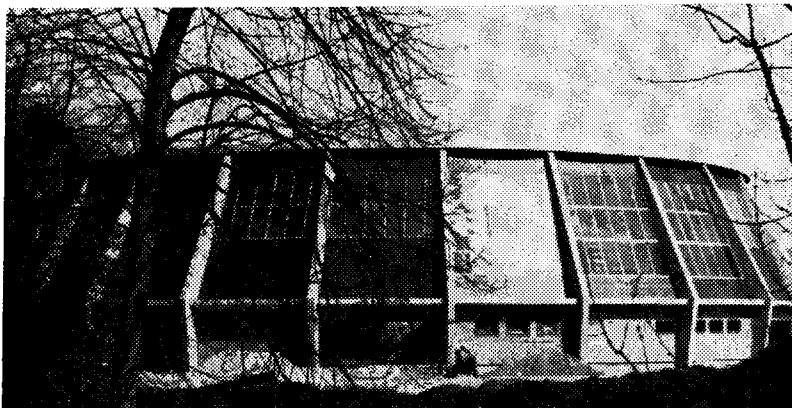
Ich vergaß, wo ich mich befand, und stieß einen Jauchzer aus, und hatte nur noch einen Wunsch, zu meiner Mutter zu laufen, um ihr die gute Nachricht zu bringen. Ach, die Blechklappe! Mit ihrer Tücke hatte ich nicht gerechnet. Ich war zu

ungestüm beim Hinausklettern aus dem Kamin, und sie schloß sich mit einem großen Gepolter hinter mir. Ich floh mit bebenden Knien dem Ausgang zu. Ich hörte noch, wie die Konferenztür geöffnet wurde und jemand „halt!“ hinter mir herrief. Aber ich wandte mich nicht um, ich lief weiter. Aus der schönsten Gewißheit stürzte ich wieder in bodenlose Ungewißheit. Mein Lauschen hatte sicher alles verdorben, wie sollte es anders sein, man hatte mich bestimmt erkannt. Als ich am Morgen bleich und übernachtigt auf dem Schulhof erschien, holte mich der Pedell zum Direktor. Mit verbissenem Gesicht folgte ich ihm. Der Karren war verfahren, wer sollte sich jetzt noch meiner erbarmen?“

„Eine Tracht Prügel wäre wohl angemessen für dich“, sagte der Direktor. „Was hast du zu deiner Entschuldigung zu sagen?“ Da ich nichts mehr zu hoffen hatte, wälzte ich alle Bedrängnis meines Jungenherzens wie eine Lawine, die ins Rollen kommt, von meiner Seele. Ich erzählte auch, daß ich weglaufen wollte, um ein tüchtiger Mensch zu werden.

Da lächelte der Gewaltige fein, streckte mir seine Hand hin und fragte: „Willst du nicht lieber versuchen, bei uns ein tüchtiger Mensch zu werden?“

Ich nickte heftig und legte meine Hand in die seine. Blind vor Tränen, aber wie befreit von einer großen Last, verließ ich das Zimmer. Und diese Stunde war entscheidend für mich. Ich sah in meinen Lehrern nicht mehr verhaßte Pauker, die mich mit Hausaufgaben quälten, sondern Menschen mit Herz. Selbst der gewaltige Direktor hatte sich als ein solcher erwiesen. Ich wurde ein fleißiger Schüler und bald Primus. Es war Ehrensache für mich, mein Abitur mit Auszeichnung zu bestehen.“



Eine Dreifachturnhalle wurde als erstes Bauwerk dieser Art in der Bundesrepublik im letzten Jahr in der Regierungsstadt Arnberg errichtet. Die Kosten (einschl. aller Neben- und Einrichtungskosten) rund 1,7 Million DM.

Böhmische Dörfer

Eine Anekdote von der Moldau - Von W. Blennemann

Er schaute von der Brücke Kaiser Karls IV. auf das schäumende Wellengekräusel der Moldau, versunken in die ewige Melodie des fließenden Wassers, die Friedrich Smetana so unvergleichlich in Tönen gemalt hat. Plötzlich schien er einen Entschluß zu fassen; er wandte sich zum Gehen. Noch einen stummen Blick zum Steinbild St. Nepomuks und hinaus aus den Mauern der Zlatá Praha ‚der Goldenen Stadt! Draußen vor den Toren war der Frühling emsig dabei, die Natur mit herrlichen Farben und Düften zu überholen.

Ein paarmal drehte er sich um, bis er den Hradschin und den St. Veitsdom nicht mehr sehen konnte. Vor ihm lag ein Dorf. Der Lärm fröhlichen Tingeltangels schlug ihm entgegen. Würstchenbuden und Bierstände strömten den bekanntesten verlockenden Geruch aus. Schaulustige Bauern umlagerten die agierenden Gaukler und Seiltänzer. Eine Zigeunerin schlug die Karten. Karl warf ihr einen Kreuzer hin. „Herr Leutnant, die Dame! Dreimal die Dame! Welch' krosses Fortune! Herr Offizier werden eine Demoiselle haben, heit' obend noh!“ Karl schmunzelte und steuerte den Tanzboden an. Das Pfeiferteam schmetterte eine böhmische Polka in den späten Nachmittag. Wie sie sich drehten und hopsten, bis der Atem jagte und die Köpfe sich röteten! Hinein! dachte Karl und angelte sich eine schöne Böhmin. Bald war er das As der temperamentvollen Dorfmaiden.

Aber was spielte sich da am Schanktisch ab? Warum zerrte die kleine Dunkelhaarige so heftig am Ärmel des Bauernburschen? Anscheinend ließ er sich nicht vom Bierhahn wegbringen. Sie versuchte es mit Bitten, dann mit Schelten. Als alles nichts half, lief sie ihm weinend davon. Die wenigen Minuten hatten Karl genügt, sich leidenschaftlich in der attraktiven Böhmin zu vergucken. Schnell folgte er ihr. Draußen, außerhalb des Getümmels sprach er sie an. Die drahtige Erscheinung des Soldaten wirkte Wunder. Die Tränen versiegten alsbald, und das Mädchen hob – wenn auch verlegen – seine Augen zu ihm auf. Fast ehrerbietig ging es auf seine Fragen ein. Doch es ließ sich nicht überreden, erneut mit Karl den Festplatz aufzusuchen. Mit einem schüchternen Händedruck verabschiedete sich Fanny, die Tochter der Dorfschulzen und trat durch das große Tor auf den väterlichen Hof. –

„Kein Feuer, keine Kohle kann glühen so heiß...“
Wie vielen ist diese geheimnisvolle Unruhe des

Gefühls seit eh' und je widerfahren! Karl hatte sie unwiderstehlich gepackt. Als er wenige Tage danach mit seinen Dragonern ausritt, ließ er sie auf dem Schulzenhof absitzen. Und nun nahm die Liebesaffäre – wie könnte es anders sein – ihren Lauf. Das Dorfobhaupt gab sich die Ehre, den Herrn „Leutnant“ zum Imbiß einzuladen. Fanny saß ihm gegenüber mit feinem Rot auf dem hübschen Gesicht und war ihm wohl gewogen. Doch etwas dämpfte die Harmonie der Szene: Die Sache mit dem Bräutigam. Geschickt wußte der schlaue Bauer diesen Faktor ins Gespräch zu bringen. Er ließ durchblicken, daß Fanny's Verehrer den väterlichen Hof erben werde. Karl fühlte sich gereizt wie ein Kartenspieler, und er stach mit einem wirkungsvollen Trumpf: Er gab zu verstehen, daß er nach seiner Rückkehr ein ansehnliches Landgut zu erwarten habe. Das machte Eindruck. Vater und Tochter nickten respektvoll, und als Karl bat, in Kürze wieder seine Aufwartung machen zu dürfen, stimmten beide freudig zu. –

Im Offizierskasino zu Prag herrschte an diesem denkwürdigen Tage anno 1770 Hochstimmung. Resi, die österreichische Kaiserin, hatte den k. u. k.-Truppen die Hochzeit ihrer Tochter Maria Antonia mit dem französischen Dauphin Louis bekanntgegeben. Man erhob die Gläser bald auf das Wohl der Landesmutter, bald auf die Gesundheit der künftigen Königin Frankreichs. Karl fügte jedesmal – ganz für sich – den Namen „Fanny“ hinzu. –

Im Dorfe hat alles Augen und Ohren. Der Verehrer der Schulzentochter erfuhr schnell, wem die Anwesenheit des Leutnants galt. Er setzte seiner Braut mit heftigen Vorwürfen zu. Diese wiederum saß in der Zwickmühle. Karl wiederholte seine Besuche immer häufiger und verwöhnte das Mädchen mit Zärtlichkeiten. Fanny mußte unwillkürlich Vergleiche ziehen. Hier der galante Offizier, redengewandt und noch dazu wohlhabend, dort der derbe, umständliche Bauernsohn, der ihr nicht mehr als das gleichförmige Leben einer bescheidenen Landfrau bieten konnte. Alles sprach für Karl.

Indes, der Einbruch des Fremden in die ausgeglichene Welt des Dorfes trübte die Atmosphäre. Es schien sich etwas zusammenzubrauen. Kein Bursche, kein Mädchen erwiderte den Gruß des Leutnants, der nur haßerfüllte Gesichter sah. Einmal in der Dunkelheit sauste ein Stein hart an seinem Kopf vorbei. Wo Fanny sich blicken ließ, schleuderte man ihr den Vorwurf des Treue-

bruchs ins Gesicht. Sie warnte auch Karl. Düstere Wolken am Himmel der Liebe. Zum Ver zweifeln.

Anders der Leutnant. Zu Kreuze kriechen vor den Dörflern? Nie. Er überraschte seine Geliebte eines Tages mit einem kühnen Plan, der ihre Zustimmung fand und umgehend in die Tat umgesetzt wurde. Karl nahm seinen Abschied von der Armee. Im St. Veitsdom zu Prag fand in aller Heimlichkeit die Trauung statt, während draußen schon der Reisewagen wartete. Er entführte das junge Paar aus Böhmen in die Heimat Karls. Nach strapaziösen Tagen fuhren sie eines Abends in das sauerländische Städtchen Menden ein und stiegen im Hause des Stadtschreibers ab. Er war Karls Vater. Nachdem man sich von der Reise erholt hatte, äußerte Fanny den begreiflichen Wunsch, einmal das gepriesene Landgut besichtigen zu wollen. Das verschlug dem Ehegatten denn doch den Atem; aber hier half

ihm kein Redeschwall. Schließlich führte er die junge Frau auf die Anhöhe über dem Städtchen. Voller Erwartung ging sie an seiner Seite. Oben angekommen, umarmte er sie überaus zärtlich und hielt ihr dann die Augen zu: „Liebste Fanny, alles, was Du jetzt siehst, ist mein und also auch Dein!“

So hat es die nicht wenig enttäuschte Böhmin später oft erzählt. Ob für sie eine Welt zusammengebrosen ist? Oder ob sie dem Prahlers verziehen hat? Wahrscheinlich. In unserer Chronik stehen die lapidaren Sätze: „Karl starb bald. Die Frau (Fanny) hielt bei ihrem Schwiegervater (dem Stadtschreiber) aus, bis auch er dahinschied. Dann ging sie nach Böhmen zurück und heiratete ihren ersten Bräutigam!“

Ein Schicksal, das durchaus nicht alleinsteht. Ist es so, daß das Feuer der ersten Liebe zwar verschüttet werden kann, daß seine Glut aber nie verlöscht?

Das geheimnisvolle Schränkchen

Joseph Wittig

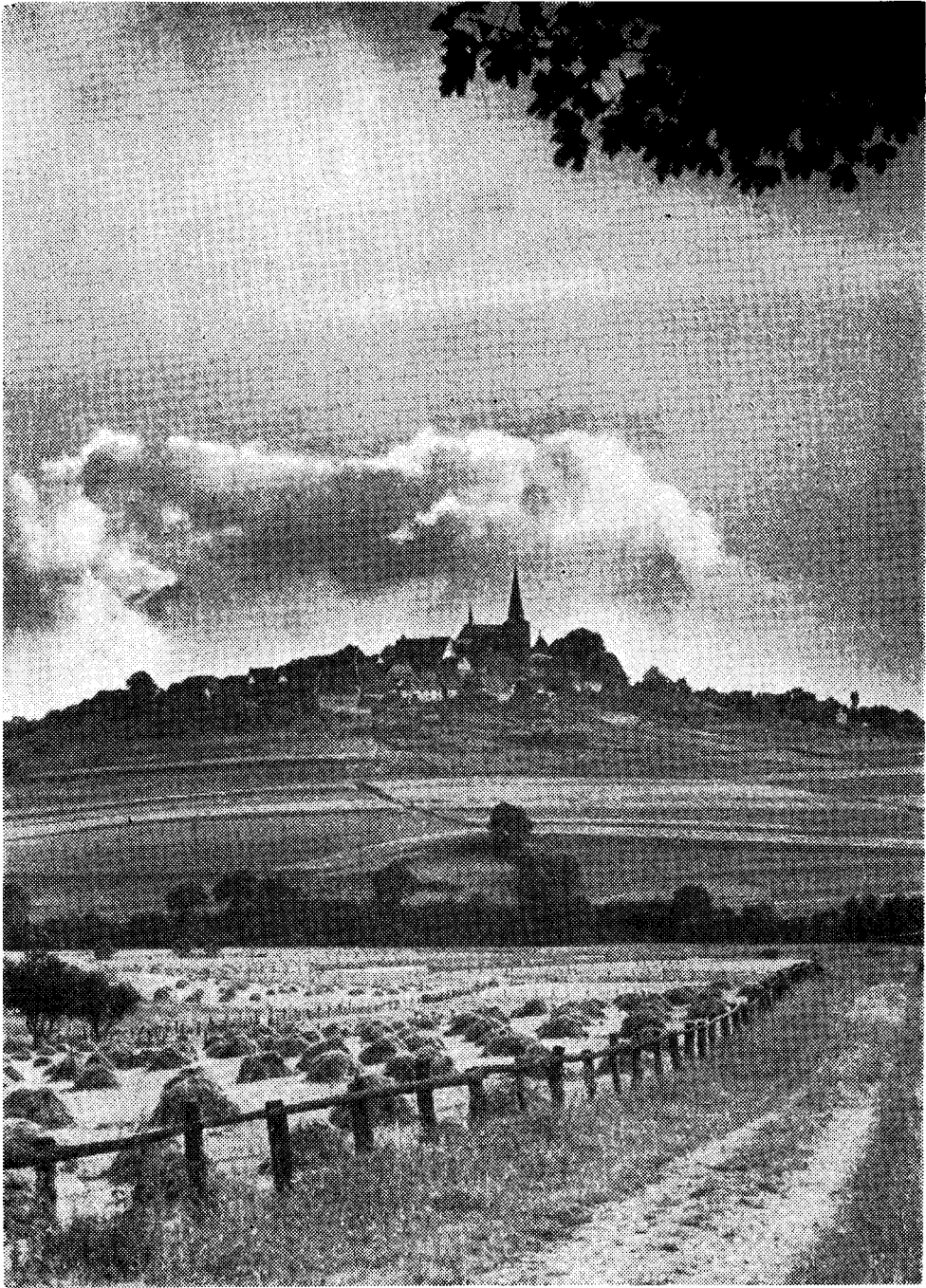
Die „kleinen Leute“ meiner schlesischen Heimat besaßen früher alle ihr „Schränkchen“. Das hing gewöhnlich hinter dem Ofen, recht weit von der Tür, damit es nicht von jedem Landstreicher, der hereinkam, gleich gesehen werden konnte. Darin war eine Anzahl von Fächern und Kästchen, in denen die wichtigsten Besitztümer der Leute eingeschlossen werden konnten, die Taschenuhr, die nur sonntags getragen wurde, das Rasiermesser, der Kaufvertrag für die kleine Wirtschaft, die Patenbriefe für die Kinder, die Schmuckmünze, welche die Frau in jüngeren Jahren trug, und ein paar Taler Geld. Im Schränkchen meines Großvaters lag auch die Bibel. Mein Großvater hatte den dicken, in Ganzleder gebundenen Band von einem umherwandernden Verkäufer für 1 Mark und 30 Pfennige erstanden. Dieses Schränkchen und sein Schlüssel hatten für mich geradezu etwas Sakrales an sich und übten einen unnennbaren Zauber aus, bis ich das Versteck des Schlüssels entdeckte und das Buch in die Hände bekam.

Die Großmutter war auf den Annaberg gegangen, und meine Mutter war in der Heuernte. Die Sommersonne glühte auf das Haus und glänzte auf oen Feldern. In der Stube der Großmutter aber war es kühl und still. Und ich fing an, in der Bibel zu lesen, und las stundenlang, den ganzen schönen Nachmittag. Zwar lockte mich einmal die Taschenuhr im Schränkchen, ich wollte sie aufmachen und das wunderbare Werklein betrachten und vielleicht gar an dem und jenem Schraublein drehen oder gar ein Rädlein herausnehmen. Und einmal lockte auch das Rasiermesser des

Großvaters. Ich meinte, es müsse sich wegen seiner Schärfe besonders gut eignen zu meinem neuen Schornsteinfeger, den ich am Vormittag zu schnitzen begonnen hatte. Aber die Bibel hielt mich fest. Ich weiß gar nicht mehr, was ich damals alles gelesen habe. Es waren wohl weniger Worte und Sätze, als vielmehr Substanz und Kraft, die ich lesend einsog, bis ich ganz berauscht war. Aber ein Satz blieb mir im Gedächtnis und klang immer wieder: „Alles ist durch dasselbe erschaffen, und ohne dasselbe ist nichts, was da ist, erschaffen.“

Ich habe mich immer mehr für die Schöpfung als für die Erlösung interessiert. Darum ging es mir so sehr zu Herzen, daß bei allem, was da ist, das Wort Gottes war; und ich sagte bei der nächsten Gelegenheit, als mein Vater gerade auf der Hobelbank einen Gegenstand verfertigt hatte: „Vater, Ihr sagt: ich habe jetzt wieder etwas geschafft, aber in der Bibel steht, daß nichts ohne das Wort Gottes geschaffen worden ist.“ – Mein Vater gab mir darauf wie immer, wenn er mich gern hatte und es nicht sagen wollte, die Antwort: „Du bist ein dummer Junge.“ Was ich auch im allgemeinen richtig verstand. Denn mein Vater glaubte daran, daß er ohne Gottes Wort gar nichts Richtiges machen könnte, und ohne an dem freien Willen des Menschen zu zweifeln, sagte er immer auf das „Hätte ich do' oder ‚Hättest du doch' meiner Mutter: „Das hat alles so kommen müssen.“

Der Theologe und Schriftsteller starb als Ostvertriebener im Sauerland und liegt in Meschede begraben, er starb hier 1949.



Blick auf Callenhardt

Die unheimliche Herberge

Nach einer alten Chronik erzählt von Josef Kamp

Ein Kaufmann aus Bremen sah sich eines Tages nach längerem Bemühen gezwungen, einen säugigen Schuldner im Stift Osnabrück um eine größere Summe Geldes persönlich zu stellen. Er machte sich zu Pferd auf den beschwerlichen Weg, nicht ohne sich im Besitz seiner Pistole zu wissen, denn zu damaliger Zeit war das Reisen über Land in der Regel gefährlich für einen einzelnen Mann.

Als der Herr aufbrach, war der Himmel noch klar und die herbstliche Sonne durchblaute das Land. Doch sie konnte nicht hindern, daß die Nebelhexen gegen Mittag zu spinnen begannen, und wenige Stunden später ließen sich Wege und Stege kaum noch auf zehn Schritt im voraus erkennen.

Der Mann auf dem Pferd geriet darüber in Not. Er kannte die Gegend hier herum nur recht flüchtig, und es stand ihm noch eine weite Strecke Weges bevor. Wiederholt mußte er wenden, weil er sich falsch orientierte, und früher als erwartet holte der Abend ihn ein. Er hielt sich noch einige Stunden bis zur Nacht im Sattel, dann sah er sich genötigt, ein Quartier auszumachen, und zwar ein Quartier, das Gewißheit verbürgte, keine Brutstätte des gefürchteten schwarzen Todes zu sein, denn nirgendwo gab es damals eine Gegend im Land, die nicht plötzlich von der Pest konnte heimgesucht werden, und eben jetzt machte die Seuche wieder stark von sich reden. Hinter dem Diepholzer Moor, in der Nähe von Bramsche, glomm endlich durch den Nebel ein kränkliches Licht, und einige Pferdelaugen weiter tat sich eine Herberge auf; ein Schildarm über der Tür ließ eine Verwechslung nicht zu. Der Handelsmann aus Bremen überlegte nicht lange, die Schenken in den Städten schienen ihm eher verseucht als so eine einsame Herberge draußen vor Toren. Er schwang sich aus dem Sattel und verschaffte sich Gehör durch den kupfernen Klopfer auf der oberen Türhälfte.

Sie öffnete sich so weit, daß sich oben ein Kopf in den Spalt zwängen konnte.

Und es geschah dann auch so. Ein Mann mit einem spindeldürren Habichtsgesicht stellte prüfend die Frage: „Woher und wohin?“

„Ein Kaufmann aus Bremen!“ bekam er zu hören. „In Geschäften unterwegs nach dem Stift Osnabrück. Der Nebel hat mich gehindert, rechtzeitig vor Nacht noch das Ziel zu erreichen. Ich suche Quartier!“

Der Wirt prüfte den Mann, und prüfte gleich so das Pferd, und eine langjährige Berufserfahrung stand ihm zur Seite. Hier durfte man nachgeben, hier ließen sich unbedenklich einige Stüber verdienen! Aber irgendeine Überlegung ließ den Wirt dann noch zögern.

Der Kaufmann wurde mißtrauisch. „Oder liegt hier einer krank?“ erkundigte er sich.

Der Wirt hatte sich besonnen. „Ihr meint — an der Pest? — Nein, nein, Herr, gewiß nicht! Hier ist alles gesund! Wenn Ihr wollt, könnt Ihr bleiben.“ Damit riegelte er nun zur oberen auch die Untertür auf.

„Zunächst aber das Pferd!“ gab der Gast zu bedenken.

„Ja!“ nickte der Wirt. „Der Stall liegt unter dem Giebel. Ich öffne das Dielentor, geht nur hinüber.“ Der Kaufmann führte seinen Vierbeiner am Zügel ums Haus; der Wirt gewährte ihm Einlaß und zeigte die Stallung. „Ihr wollt Euch aber doch sicher um das Tier noch kümmern?“ meinte er freundlich und stellte gleichzeitig zur Versorgung alles gewichtig bereit: eine Metze mit Hafer, einen Eimer voll Wasser, Striegelzeug, Bürste und was es sonst noch so gab.

Dann ließ er den Gast mit seinen Anstalten allein, und während dieser sich auf der Diele um sein Reittier bemühte, brachte jener auf der Wohnseite gewisse Dinge ins Reine. Die Erledigung dieser Dinge gebot geschäftige Eile. Doch er schaffte es glücklich; jedenfalls sah der Gast, als er die Wirtsstube betrat, den Tisch schon mit einem schmackhaften Nachtmahl gedeckt. Hinter dem Tisch, unter den bleiverglasten Buntfensterbutzen, zeigte sich eine mit Kissen belegte hölzerne Bank. Keine gewöhnliche Bank, sondern ein handwerkliches Meisterstück, in Form einer Truhe, und durch den aufklappbaren Sitz ließ sie sich nun auch als Truhe verwenden.

Ermüdet sank der Kaufmann auf diese Bank nieder, und nachdem er gespeist hatte, fragte der Wirt, ob er nun auf seine Kammer geführt werden möchte.

„Nein!“ antwortete der Kaufmann. „Ich zahle für das Zimmer, aber ich benutze es nicht. Ich denke beim ersten Hahnenschrei weiterzureisen. Da genügt mir diese Bank für die wenigen Stunden.“

Der Wirt zeigte für einen Augenblick ein verstörtes Gesicht. „Bei Gott!“ rief er. „Mein Herr — —!“ Und wohl gefaßter, aber doch eindringlich fuhr er

fort: „Es braucht Euch vor meinen Betten ganz gewiß nicht zu grausen; sie sind sauber und frisch bezogen, Ihr dürft es mir glauben!“

„Mag sein!“ nickte der Kaufmann. „Aber bemüht Euch nicht weiter, ich möchte wirklich kein Bett.“ Der Wirtsvater schien ratlos. Dann zuckte er die Schultern und brummte resigniert: „Nun – wenn Ihr es so wollt – –! Gute Nacht denn, mein Herr!“ Er schob den Türriegel vor und drehte die Funzel herunter. Dann verschwand er über einige Treppenstufen hinter der Tür einer Stiege.

Der Gast machte es sich auf der Kastenbank in aller Gemütsruhe bequem. War die Liegestatt auch kein Daunebett, so durfte sie um so sicherer doch als seuchenfrei gelten, und schließlich schlummerte der Kaufmann dann auch unbesorgt ein. –

Wie lange er alsdann geschlafen hatte, wußte er nicht. Jedenfalls fühlte er sich durch das Gequietsche eines Karrens geweckt. Das Fahrzeug kam näher, bis unmittelbar vor der Haustür das Gequietsche verstummte.

Nun klopfte es am Fenster!

Und zwar klopfte es an jenem Fenster, unter dem der Kaufmann sich streckte.

Er richtete sich hoch, riß den Riegel herunter und den Halbflügel auf. Im milchweißen Nebel des dämmernden Morgens erkannte er ein zerknittertes Spitzmausgesicht. „Gevatter – wer seid Ihr?“ fragte der Kaufmann das Männchen.

„Der Totengräber!“ schnarrte es.

„Und was wollt Ihr, Gevatter?“

„Die Leiche abholen!“

„Da seid Ihr hier falsch! Hier gibt es keine Leiche!“

„Die Pest!“ krächzte der Alte. „Der Wirt hat mich doch selber gestern abend bestellt. Hallo! Macht die Tür auf! Ich will ihn schon finden!“

Der Kaufmann sprang vom Lager und schob den Riegel zurück. Und das Auftauchen des Herbergsvaters gar nicht abwartend, lief der mit den Örtlichkeiten bekannte Totengräber in die Kammer für Fremde.

Doch er fand den Raum leer. Das Bett war frisch bezogen, und so sehr sie auch suchten – nirgendwo im Haus war eine Leiche zu finden. Der Wirt ließ sich nicht sehen, mochte Gott wissen, weshalb nicht.

Schon wollte sich der Totengräber mit Geläster entfernen, da trat er noch einmal von der Tür wieder zurück, und sich mit der Faust auf die Hand schlagend, beteuerte er ernst: „Es muß doch etwas daran sein! Ich kenne den Wirt als einen ehrlichen Kerl! Man treibt mit solchen Sachen doch, bei Gott, keinen Spott!“ Er schaute hilflos

umher – und auf einmal fiel sein Blick auf die Bank hinter dem Tisch. Er sprang darauf zu und schlug die Klappe zurück. „Na!“ lachte er dann kurz, indes der Kaufmann aus Bremen sich furchtbar entsetzte. Der Wirt hatte die Leiche unter der Klappe der Bank in dem Kasten verstaut, die Beweggründe seines Handels waren leicht zu ergründen.

Doch was wollte der Kaufmann?! Das frischbezogene Bett hatte er freiwillig verschmäht! Also zog er den Beutel und warf das Geld auf den Tisch. Dann sattelte er das Pferd und sprengte davon, als sei Hans Klapperbein auf seiner Schindermähre hinter ihm her.

Was wächst, ist still

Kräuterweihe auf Mariä Himmelfahrt

In den Sommermonaten Juni, Juli und August blühen der Blumen viele, darunter manche Heilkräuter. Leider ist das Sammeln der Heilpflanzen heute vielfach außer Mode gekommen. Sammeln wir sie wieder wie ehemals! Es wäre schön, wenn sich unsere Jugend bei alten Leuten, besonders bei erfahrenen Frauen, nach den Heilpflanzen und ihrem Gebrauch erkundigte und es sich gut einprägte. In jedes Haus gehört wieder eine Hausapotheke, welche die bedeutendsten Heilpflanzen erhalten soll. Die Heilkräuter sind besonders heilkräftig, wenn man sie in der ersten Blüte pflückt, und zwar morgens, ehe die Sonne sie ausgedörret hat. Man muß sie dann fest verschlossen halten, am besten in Blechbüchsen und sie möglichst jedes Jahr erneuern.

Auf Mariä Himmelfahrt werden in den Kirchen die Kräuter geweiht. Die Germanen hatten schon ein „Neunerleikraut“, dessen Bestandteile alles Heilkräuter waren, und die auch heute im Krautbunde noch ihren Platz haben.

Der sauerländische Dichter F. W. Grimme spricht sogar von 21 Kräutern, die hineingehören. Die Eltern tun gut, die Kinder hinauszuschicken, diese Kräuter zu suchen, weil die Kinder auf diese Weise einmal von Jugend auf mit diesen Pflanzen bekannt werden, und zum anderen auch der alte schöne Brauch der Kräuterweihe in Zukunft bestehen bleibt. Während der Vater und die Mutter die Kräuter zu einem Bunde vereinigen – in der Mitte darf die breite Blüte des Alants (Ölingeskopp) nicht fehlen – mögen sie den Kindern von der Anwendung der Pflanzen als Hausmittel erzählen. Nach der Weihe werden die Kräuter ausgebreitet und langsam getrocknet.

Hermann Nolte

Das schöne Südsauerland

Ein Führer durch den Landkreis Olpe von Th. Hundt

Es ist in der Regel, daß man Adreßbücher nur mit Annoncen ausstattet und so zu vielen Namen noch mehr Namen gibt. Olpe hat 1966 einen anderen Weg beschritten und dem Nachschlagewerk einen Text beigelegt, der den gleichen Raum zum Thema nimmt. Die Untertitel Struktur, Geschichte, Persönlichkeiten, Wirtschaft, Volk und Brauchtum – immer auf das Kreisgebiet bezogen – machen nicht nur mit der Heimat der Südsauerländer bekannt, sondern erklären auch manchen Namen.

Dieser kurze Führer ist jetzt vom Landkreis Olpe noch einmal gesondert veröffentlicht worden. Er paßt in jede Handtasche und in jedes Jackett. So werden sich die Gäste über den geschichtlichen Hintergrund und die Eigentümlichkeiten eines Raumes orientieren, der ihnen Erholung bieten soll. Man kann beim Spaziergang etwas Neues lernen, ohne gleich ein pfundschweres Einwohner-Lexikon schleppen zu müssen.

Kreisdirektor Hundt erzählt auf 30 Seiten, wie das „Olper Land“ geographisch beschaffen, historisch geworden und wirtschaftlich nutzbar zu machen ist. Seine Daten sind kenntnisreich und sachlich. Er vermeidet die Plakate vom Schönsten und Besten.

Was die Struktur des Grenzkreises betrifft, so findet man alle wesentlichen Momente gebührend erwähnt. Treffende Charakterisierung fügt die Hauptwohnplätze und kleineren Orte gut ins Gesamtbild ein. Nur daß Olpe ein Ordens-Mutterhaus besitzt, dem in Europa und Amerika viele

blühende Niederlassungen unterstehen, ist nicht verzeichnet.

Im Abschnitt „Frühgeschichte“ wahrt der Autor die notwendige, bei heimatbezogenen Leitfäden so oft hintangesetzte Vorsicht. Erst nach der Christianisierung liegt über dem beschriebenen Raum ein helleres Licht. Ihr folgt das ganz zu Unrecht meist als „finster“ beleumdete Mittelalter: auch für den heutigen Kreis Olpe enthielt es bürgerlichen Wohlstand und Frieden. Dann beginnen hier wie in vielen deutschen Landschaften unruhige Zeiten: Reformations-Zwistigkeiten, der Dreißigjährige Krieg, dessen Ernte „völlige Verarmung“ hieß, französische Raubzüge im 17., ein Spanischer Erbfolge- und ein Siebenjähriger Krieg im 18. Jahrhundert.

Das Fazit: „Nach fast 300 Jahren ständiger Ausplünderung waren alle Spuren des alten Wohlstandes, dessen sich Bürger und Bauern bis ins 16. Jahrhundert erfreut hatte, geschwunden, die Städte waren niedergebrannt, die Bauernschaften verwahrlost.“

Auch dem Kreis Olpe ist in jüngster Zeit nur ein Jahrhundert ohne sinnlose Blutopfer beschieden gewesen: 1813 kehrten die letzten Soldaten westfälisch-hessischer Regimenter aus englischer Gefangenschaft heim; 1914 rückte die nächste Kriegsgeneration aus. Dazwischen liegt jene relativ konstante Periode preußischer Verwaltungspolitik, die zur heutigen Ordnung des Südsauerlandes geführt hat.

Th. Hundt gibt im Streifzug durch die Wirtschaft des Raumes einen Überblick über die Erwerbszweige der Kreisbevölkerung. Nur zum kleinsten Teil ernährt das vorwiegend von Waldflächen überzogene Gebiet seine Menschen in forst- und landwirtschaftlichen Berufen. Neben Bergbau und Industrie, Handel und Gewerbe tritt dieser Wirtschaftszweig völlig zurück. Aber wenn der Boden auch karg ist, so besitzt der Kreis Olpe doch genug landwirtschaftliche Anziehungspunkte, daß auch hier die Zukunft dem Fremdenverkehr gehören wird.

„Von reinsten Art und ohne jede Beimischung von Werbung und Rummel geblieben“ sind die beiden ortsgebundenen Bräuche des „Trillertanzes“ in Attendorn und der Olper „Lichterprozession“. Erfreulicherweise führt der Autor dieses Kapitel der Traditionen und Festlichkeiten bis in unsere

Frühling im Sauerland

Über den Abhang geworfen:
die Löwenfelle erfrorenen Weiden.
Nur nach dem Schneeschorf der Knubben
giert noch der Bach.
Schwarzes, tropfendes Moos
funkelt von Sonne, die hält
bei dir einen Traum, vielleicht,
und wendet sich dann zu den Tannen,
wo's lockt aus spirrigem Grün.
Immer tiefer versteckt sich
das Winterdunkel, ein flüchtiges Tier.

Hans Dieter Schwarze

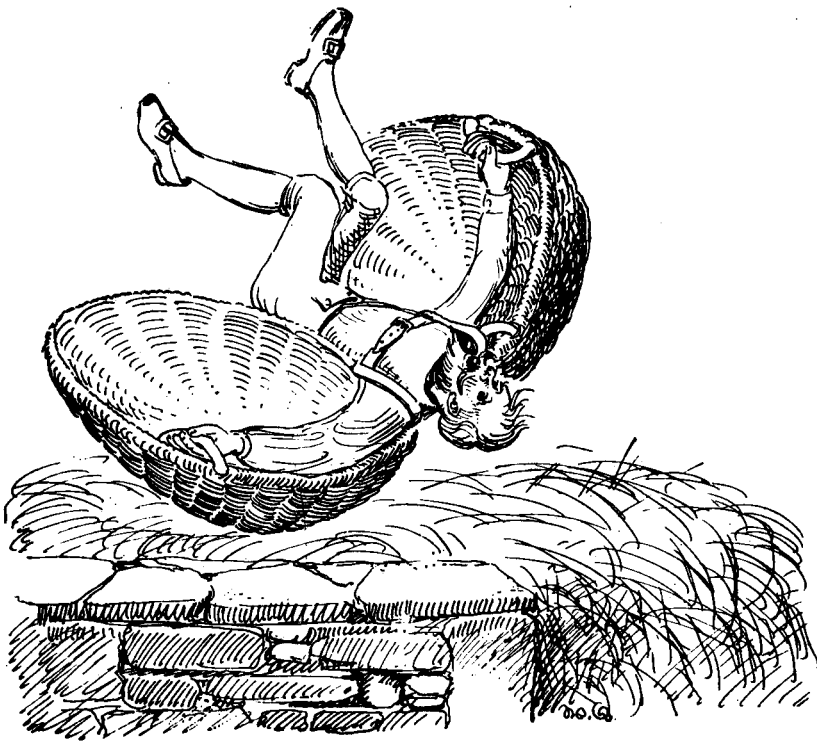
Tage fort. Heute heißen die Träger ähnlicher Bemühungen „Volkshochschule“ oder „Kulturgemeinde“. Daß die Stadt Olpe ein blühendes Musikleben in ihren Mauern beheimatet, wird zu Recht gebührend gewürdigt.

Lassen wir die zahlreichen Persönlichkeiten von überlokaler Bedeutung, die in diesem Kreis geboren sind, nur noch in Adreßbuchkürze folgen: Peter Attendorn, Buchdrucker in Straßburg; J. Bergmann, Priester und Mäzen in Basel; A. Börger, Pionier der Landwirtschaft in Uruguay; H. Bone, Lese- und Gesangbuchautor; Pater Anton Deimel, Sumererforscher; die Künstlerbrüder Düringer, J. Freithoff, Kupferstecher und Professor in Berlin; J. Hatzfeld, Priester und Musikwissenschaftler; P. Hauser, Barockmaler; F. Hitze,

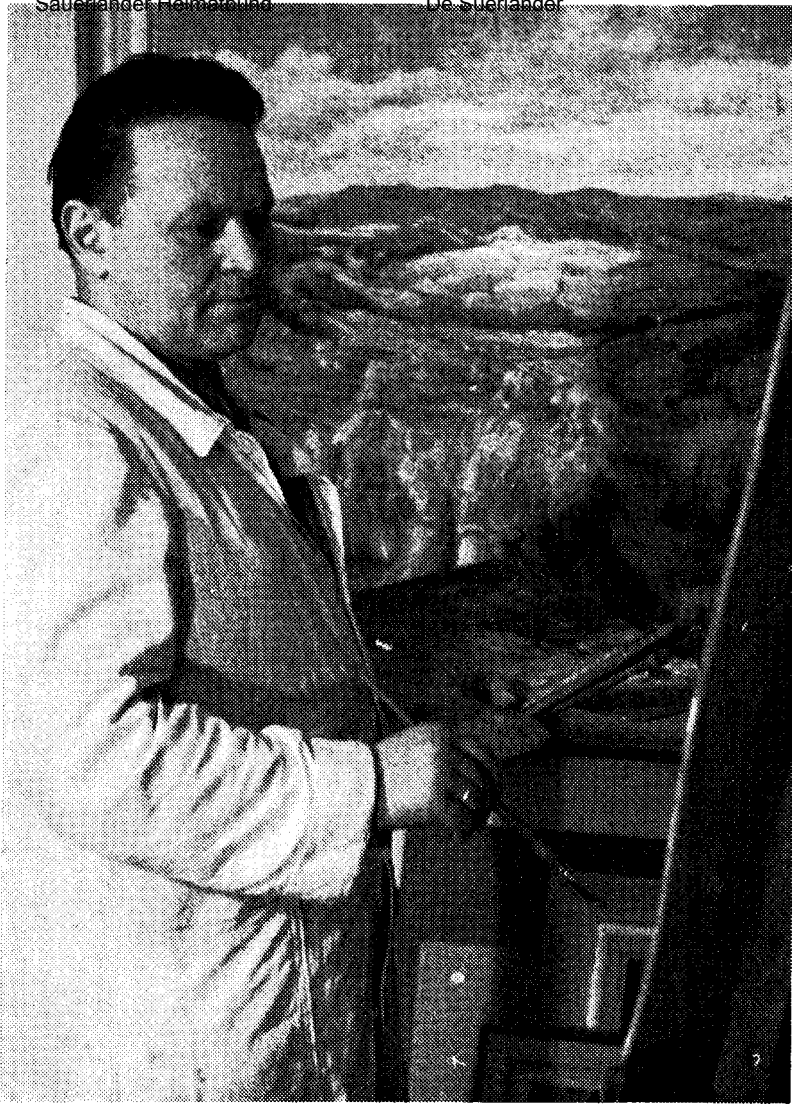
Sozialpolitiker; K. Klein, Erzbischof; J. u. B. Metz, Stukkateure; J. Rivius, Humanist; Sasse, Bildhauerfamilie; W. Schneider, Bischof; J. Sommer, „Westphalus Eremita“; J. Schnütgen, Domkapitular und Sammler; Vogt aus Elspe, Geschichtsschreiber Westfalens; außerdem ritterliche Familien, die sich Verdienste während der Ostkolonisation erworben haben.

Mit diesem kurzgefaßten, gut gebildeten Führer gibt der Landkreis Olpe allen Interessierten soviel Stoff an die Hand, wie man sich zur raschen Information wünscht. Das kleine Büchlein wird darüber hinaus genug Leser finden, die sich nach dieser Anregung eingehender mit dem Landkreis im schönen Südsauerland beschäftigen wollen.

MP.



Der „Floigenkaspar“ in Schmallenberg, jener Träumer, der sich wie Dädalus und Ikarus und der Schneider von Ulm durch eigene Kraft in die Luft erheben wollte, starb vor 100 Jahren. Unsere Zeichnung zeigt ihn, angetan mit zwei Flachkörben als Flügel, aus dem oberen Fenster seines Hauses sprang. Er landete bei diesem Start glücklicherweise weich auf einem Misthaufen. Von Beruf war er Bildhauer; er hat anerkanntswerte Werke, so auf dem Wilzenberg, hinterlassen. Die Segelflieger haben ihn durch einen Gedenkstein geehrt, ihn den ersten, allerdings glücklosen, Flieger des Sauerlandes.



Heinrich Kniffka

*Der Maler
von der Ruhr*

Heinrich Kniffka, der im vergangenen März 60 Jahre alt wurde, liebt vor allem Wasser und Flachland. Jetzt wohnt er aber mit Familie, Hund und Katze seit mehr als zwanzig Jahren schon in einem selbsterbauten, rosa getünchten Fachwerkhaus am Ortsausgang von Calle. Der Blick geht hier weit über ein Tal, das seltsamerweise „Schweiz“ genannt wird. Bleibt solcher Vergleich unerfindlich, begreift jeder Gast dieses schönen sauerländischen Kirchspiels sogleich, warum es einem Ruhr-Westfalen im Krieg Zuflucht und später Wahlheimat hat werden können.

Kniffka gehört für die Einheimischen längst zum Dorf. Daß er auch als hiesiger Künstler gilt, zeigen viele Sgraffiti von seiner Hand an öffentlichen

und privaten Bauten des Kreises Meschede. Bekannter noch ist der Maler durch Öl- und Wasserfarbenbilder geworden; ja mancher Freund seiner Palette sieht in Heinrich Kniffka den Aquarellisten des Sauerlandes. Ehrwürdige Denkmäler, Adelsitze und Landschaftsmotive sind lange seine bevorzugten Themen gewesen. Diese Blätter sprechen von einem heiteren, liebenswerten Künstler, der der Welt helle und duftige Farben abgewinnt. Unser Kalender hat gelegentlich auch eine andere Seite Kniffkas gezeigt, nämlich Porträts markanter sauerländischer Köpfe, deren Züge, knorrig, leidgeprüft oder verschmitzt, mit Prägnanz festgehalten worden sind. Daß sich dieser vielseitige Künstler als Pädagoge der Jugend widmet, dankt ihm jetzt schon mehr als eine

Generation von Sextanern, die er bis zum Abitur am Benediktiner-Gymnasium in Meschede begleitet hat.

Kniffkas erstes Berufsziel ist die Kirchenmalerei gewesen. Nach entsprechender handwerklicher Ausbildung ging er dann zur Staatlichen Kunstakademie Kassel und ließ sich anschließend als Freischaffender in Hamm nieder. Alte Presseauschnitte berichten von Ausstellungserfolgen und Museumsankäufen dieser Zeit, die der Krieg unterbrach. Auch als Soldat nutzte Kniffka jede Mußestunde, die noch nicht zerstörte Schönheit osteuropäischer Architektur und Flußlandschaften auf seinen Zeichenblock zu bannen. Viele dieser Blätter gingen später ebenso wie frühere Arbeiten mit dem ganzen Besitz in Hamm verloren.

Wer heute Kniffkas Atelier besucht, findet immerhin noch genug Dokumente aller Schaffensepochen, um die künstlerische Entwicklung des Malers überschauen zu können. Sie hat sich ohne Bruch vollzogen. Wenn auch heute nicht mehr vor der Natur skizziert wird, gibt es weiterhin Stilleben und Landschaften, die statt wie früher durch zeichnerische Feinheiten, jetzt eher durch kräftige Struktur und stärkere Farbgebung überzeugen.

Kniffkas Interesse gilt zunehmend gesellschaftskritischen Themen. Seine figürlichen Kompositionen mit Gesichtern, die keine Individualität mehr besitzen, zeigen den Sechzigjährigen auf neuen Wegen. Daß er auch aus seiner Unterrichtstätig-



Kopf einer Bäuerin

keit Anregungen schöpft, lassen ganze Serien von Blättern erkennen, die eine formale Aufgabe stufenweise weiterführen.

Nach langer Krankheit ist Heinrich Kniffka in seine stille Klausur heimgekehrt. Er wünscht sich die alte Schaffenskraft zurück. Mit ihm hoffen auch wir noch auf eine reiche Ernte. MP.

Lobpreis der Heimat

Von Franz Predeek

Am längsten Tage des Jahres fuhr die schöne sauerländische Landschaft an mir vorüber. Ich saß im Schnellzug und streichelte sie wie das Antlitz einer Mutter.

Am längsten fiel des Himmels Licht auf die geballten Wälder, die grün und kraus über den Bergen hingen.

Auf die an Hügel und Hang sich klammernden Saatfelder über die leise, kosend, des Schöpfers Hand führte.

Auf blühenden Gärten, in denen Kinder mit Blumen spielten. Auf Weideplätze, darauf sattes Vieh behaglich lag.

Fiel auf die Weite und Ferne unserer Landschaft und ließ sie aufleuchten wie in der Verklärung.

Auf Bauernhäuser, Dörfer und Landstädte, die alle ein gut Teil deutscher Heimeligkeit treu und bieder umschlossen.

Meine Augen konnten sich nicht satt sehen am Frieden und Segen, der über den Landen lag, an der prachtvollen Kraft, die die sauerländische Erde ausstrahlt, und die die Menschen durchrinnt, die in ihr schollenfest wurzeln.

O längster Tag, verweile, verweile! Daß ich das blühende Antlitz meiner Heimatlande länger sehen möge, und sei nur um Minuten! —

Da rief man irgendwo mein Ziel, und die Landschaft stand wie auf Kommando still. Der Vorhang fiel. —

Preis dir, sauerländische Erde!

Der Klausner vom Heidberg

Erinnerungen an Professor Wilhelm Kemper - Von Heinrich Schauerte

Etwa zwei Stunden westlich vom Kahlen Asten liegt am Ausgang des Dörfchens Lengenbeck, am Waldesrande die viel besuchte sogenannte „Klause“. Sie ist seit etwa 1900 nach und nach erbaut worden von dem aus Lengenbeck stammenden Oberlehrer Wilhelm Kemper, der hier seine Ferien und später seinen Lebensabend verbrachte. Heute wird sie von einem Ehepaar betreut. Wenn am Spätnachmittage in dem vom Klausner erbauten Kapellchen das Glöcklein läutet, müssen die Besucher sich auf den Heimweg begeben, und dann liegt hier wieder stiller Naturfriede wie in der Zeit, als der Klausner hier die Abende in der Waldeinsamkeit verbrachte. Im Sommer 1966 wurde das Glöcklein jedoch nicht geläutet, weil ein Schwalbenpaar sein Nest darin gebaut hatte.

Von dieser unteren Klause steigt man den Wald hinauf zu dem sogenannten „Heidberge“, auf dem unter breitästigen Buchen an einem frisch sprudelnden Quell vorher Kemper schon eine kleinere Klause errichtet hatte. Es war zunächst nur eine einfache Waldhütte, die er stolz „Klause“, genauer noch „Klause von Sankta Paula“ nannte. Sie umfaßte nur zwei kleine Räume, einen Aufenthaltssaal, der im Winter von einem offenen Herdfeuer erwärmt wurde, und anschließend ein kleines Schlafgemach; eine einfache Pritsche war des Klausners Nachtlager. Eine schmale Tür, durch die man kaum frontal hindurch gehen konnte, führte in die Klause. Prof. Kemper deutete gern Einzelheiten seiner Klause symbolisch und begleitete dies mit entsprechenden Sprüchen. Wenn er gefragt wurde, warum er die Tür so schmal gemacht habe, antwortete er mit dem Bibelvers: „Eng ist die Pforte und schmal ist der Weg, der zum Leben führt.“

Der Klausner

Auf dem etwa 400 Morgen großen Hermes Hof in Lengenbeck, auf den 1834 durch Einheirat von Mittelsorpe her der Familienname Kemper kam, wurde Wilhelm Kemper am 7. August 1844 geboren. Nach Besuch der Rektoratschule in Schmalenberg kam er an das Gymnasium zu Paderborn und legte dort im Herbst 1867 die Reifeprüfung ab. Als Mitschüler aus seiner engeren sauerländischen Heimat hatte er den späteren Arzt in Fredeburg, Dr. Franz Kieserling aus Berghausen und den späteren Oberpostsekretär Franz Pieper aus Siedlinghausen, Vater des am 14. 6. 1967 gestorbenen Domkapitulars Caspar Pieper. — Zu den Lehrern dieser drei sauerländischen Schüler gehörte auch der Dichter F.W. Grimme, der von 1856–1872 Oberlehrer in

Paderborn und ein besonderer Freund seiner sauerländischen Schüler war. Eine Episode aus dieser Zeit hat Franz Pieper einmal im „Westfälischen Volksblatt“ erzählt. Diese drei Sauerländer gingen im Sommer 1866 einmal nach Neuhaus in eine Wirtschaft, was Gymnasiasten verboten war. Sie wurden dort von Lehrern gesehen, und es wurde in einer Konferenz über sie verhandelt. Sie verteidigten sich mit dem Hinweis, sie hätten neue Nachrichten vom Kriege hören wollen. Nach der Konferenz gingen sie zu Grimme, um von ihm zu hören, wie ihre Sache ausgelaufen wäre. Doch diesmal empfing sie der Dichter ziemlich ungnädig und sagte sehr erregt: besonders habe er sich geärgert über die Bemerkung eines Lehrers: „Wieder diese drei Sauerländer!“

Studium und Lehrtätigkeit

Sein philologisches Studium in Münster wurde durch seine Soldatenzeit unterbrochen. Bei Ausbruch des Krieges 1870 bemühte er sich, als Einjährig-Freiwilliger eingestellt zu werden. Er versuchte es zunächst in Meschede — jedoch ohne Erfolg, dann in Münster. Hier war Wehrkreiskommandeur Graf Westphal aus Haus Laer bei Meschede. Als dieser in der Liste bei Kemper eingetragen fand: „aus Lengenbeck, Kreis Meschede“, sagte er sichtlich erfreut: „Das ist ja mein Landsmann, den muß ich nehmen“. Als Kemper mir dieses erzählte, sagte er: „Nirgends ist die Landsmannschaft so hoch gewertet worden wie auf dem Kasernenhof in Münster“. — Ich sah bei ihm ein Foto, wie er — vermutlich bei Metz — mit Kameraden Skat spielte. Später wurde er zum Hauptmann der Landwehr befördert.

Nach dem Kriege vollendete Wilhelm Kemper in Münster sein Studium. Eines Tages wollte ihn Grimme besuchen, traf ihn jedoch nicht an und ließ einen Gruß zurück. Kempers Hauswirtin fragte, wer er denn sei; da sagte Grimme, sein Name käme im 6. Psalm vor. Kemper schlug ihn nach und las: „Herr, strafe mich nicht in Deinem Grimme!“ „Do wuest iek, wait waß“, sagte Kemper, wenn er dies erzählte. — Am 15. 11. 1872 legte er die Lehramtsprüfung ab in den Fächern Geschichte und Erdkunde. Zur vollen Staatsprüfung gehörten drei Fächer, davon wenigstens eins für die Oberstufe. Aber in jener Zeit gab es auch noch eine Lehrbefähigung nur für die unteren und mittleren Klassen; solchen Lehrern wurde nicht der Titel „Professor“ verliehen; W. Kemper wurde jedoch auch als solcher, titulierte.

Seit 1873 unterrichtete Kemper am Gymnasium in Warendorf; 1887 wurde er an das Gymnasium in

Neustadt (Westpreußen, bei Danzig) versetzt. Wie es dazu kam, hat mir einer seiner Schüler erzählt: Das Gymnasium in Warendorf hatte 1887 eine Revision durch einen Ministerialrat; dieser besuchte auch Kempers Turnunterricht und wünschte eine bestimmte Übung. Darauf erwiderte Kemper selbstbewußt aus vollem Brusttone: „Hier kommandiere ich!“ Der Ministerialrat schwieg, aber kurz darauf erhielt Kemper seine Versetzung nach Neustadt. Der Zeichenlehrer des dortigen Gymnasiums hat ihn in braunem Eremitengewande gemalt; das Bild befindet sich im Besitze seiner Verwandten (Dommes) in Schmallenberg.

Waffeln für seine Besucher

Die Ferien und nach seiner vorzeitigen Pensionierung auch seinen Lebensabend verbrachte er in

seiner Heimat, wo er zunächst die obere und später auch die untere, noch erhaltene Klausen baute. Er erhielt viel Besuch, auch aus höchsten und gelehrtesten Kreisen, wie die Eintragungen in seinem Klausenalbum erkennen lassen; er war ja ein weit bekannter Mann und ein interessanter Erzähler, wußte zu allem passende Verse zu zitieren und gab sich auch als froher Gastgeber. Für besonders geschätzte Besucher backte er Waffeln, die er ganz vorzüglich zubereitete; nach der Höhe des Besuchers richtete sich die Zahl der Eier, die er für den Teig gebrauchte.

Mehrmals verbrachte längere Tage in der Klausen der Paderborner Kirchenrechtslehrer Prof. Josef Freisen aus Warstein (geb. 14. 9. 1853), der 1905 an die juristische Fakultät in Würzburg ging und dort am 5. 2. 1932 starb. Beide verlebten in

St. Anna in Nuttlar

Ein Kunstwerk aus dem 15. Jahrhundert

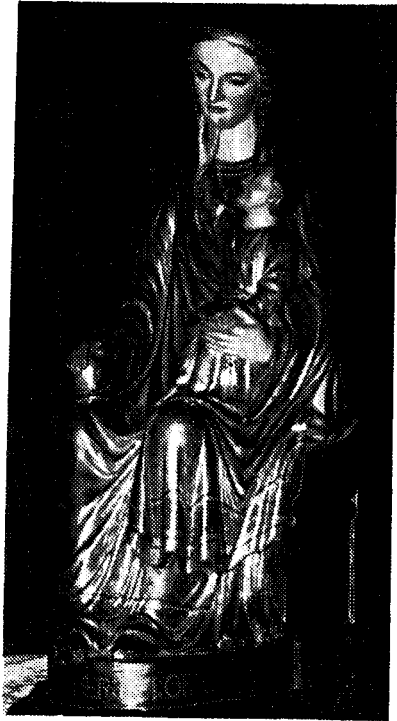
Ein Kleinod byzantinischer Kunst besitzt die Pfarrgemeinde Sankt Anna in Nuttlar in einer hölzernen Madonnenfigur aus dem 15. Jahrhundert. Die Gemeinde ist sich dieses wertvollen Besitzes allerdings erst seit einiger Zeit recht bewußt. Das Bildnis schmückte bis zum Abbruch im Jahre 1869 die Sankt-Anna-Kapelle auf dem Dümel, die ja ein Opfer des Baues der Ruhrtalbahn wurde. Dann lag das heimliche Kleinod jahrzehntelang unbeachtet auf dem Dachboden der alten Schule. Seinem eigenartigen Kunststil und der von ihm ausgehenden Wirkung verdankt es das Madonnenbild, daß es nach seiner Wiederentdeckung eines Tages ein würdigeres Zuhause in der Pfarrwohnung fand.

Als der verstorbene Kunstsachverständige Prälat Dr. Reinhold (aus Anlaß einer sauerländischen Ausstellung für kirchliche Kunst) die Madonnenfigur zu Gesicht bekam, war er überrascht und erkannte sogleich ihren großen künstlerischen und historischen Wert. In jüngster Zeit haben hervorragende Kunstsachverständige dieses Urteil nicht nur anerkannt, sondern darüber hinaus Pfarrer Eßer bestätigt, daß es sich um Kunstwerk von ungewöhnlicher Kostbarkeit handelt.

Die Madonnenfigur gehört der byzantinischen Kunstrichtung an, die durch antike Vorbilder beeinflusst ist. Sie ist um 1485 entstanden. Der Einfluß prachtliebender byzantinischer Kunst wird auch deutlich im Faltenwurf und der imponierenden Darstellung von Mutter und Kind.

Der Glaube an die Zaubermacht heiliger Bilder hat die Gestaltungskraft byzantinischer Kunst be-

lebt. „Sie sammelt die ganze Glut ihrer Liebe auf die Darstellung der Gottesmutter und erfand eine Unzahl von Bildtypen, die sie in einer ganz individuellen Haltung sehen“ (Lützeler). Dafür ist dieses Kunstwerk ein überzeugender Beweis. Die



Figur zeigt sieben Farbschichten aus weit auseinanderliegenden Epochen, gewiß auch eine Andeutung, daß Wert und Würde des Kunstwerkes früheren Generationen wohl bewußt gewesen sein muß.

T. T.

der oberen Klausel frohe Tage. Für Prof. Freisen war jedoch kein Bett vorhanden; aber Prof. Kemper hatte aus seinem väterlichen Hofe einen großen Backtrog in seine Klausel geschafft; darin wurde nun für Freisen ein Nachtlager bereit. Am folgenden Tage hat Freisen in Oberkirchen dieses Nachtlager mit den Worten geschildert: „Wat häw iek fruaren! Wann iek opem Rüggen laggte, fräs iek ant Läiw, un wann iek opem Läiw laggte, fräs iek an nen Rüggen.“

Es war am 25. 4. 1909; Prof. Kemper zeigte einem Pater, der auf Schloß Körtlinghausen zu Besuch weilte, wie hell sein offenes Herdfeuer brannte, und ohne es zuvor abzudecken, begleitete er den Pater ein Stück Weges bis auf die Höhe. Da ertönte der Ruf: „Die Klausel brennt!“ Sie eilten zurück, fanden aber nur noch rauchende Trümmer. Prof. Kemper hat diese obere Klausel nicht wieder aufgebaut, sondern die untere ausgebaut und wohnlich eingerichtet. Hierher kamen nun fortan die zahlreichen Besucher von nah und fern.

1400 Namen im Klausenalbum

Juristen aus Münster und Hamm stifteten 1897 ein „Klausenalbum“, deren Eintragungen in Prosa und in Versen Freude an den stillen Naturfrieden und auch Dank zum Ausdruck bringen. In der Zeit vom Juli 1897 bis zu des Klausners Tode am 2. 9. 1913, also innerhalb 15 Jahren, haben

Sechs Reiser

Am Fest der heiligen Barbara
in jedem Jahre es geschah:
zum Kirschbaum an des Gartens Rand
die Mutter ging und harrend stand.

Sie horchte, und kein Wort sie sprach.
Da durch den Schnee verhalten brach
zur halben Messe Glockenschlag
sechsmal vom Turm am frühen Tag.

Bei jedem Schlag, der zu ihr kam,
ein Reis vom Baum die Mutter nahm.
Trug dann behutsam und beglückt
ins Haus, was sie im Schnee geplückt.

Dort überm Herd im Wasserkrug
eins um das andre Knospen schlug
und wirkte still und ist erwacht
zur Uchte in der Heil'gen Nacht.

Da aus der Knospe engem Haus
die weiße Blüte trat heraus
und hat uns eine gute Zeit
getröstet in der Dunkelheit.

Am Fest der heiligen Barbara
in jedem Jahre es geschah:
sechs Reislein starr und schneebedeckt,
die hat die Liebe aufgeweckt.

Heinrich Luhmann

sich rund 1400 Besucher eingetragen. Es kamen Professoren, hohe Juristen und Staatsbeamte, natürlich auch Erholungssuchende aus den Kurorten ringsum und frühere Schüler. Im Juni 1906 hat der Verlagsbuchhändler J. Baedeker drei Tage als Gast in der Klausel verbracht. Als Kuriosum wies der Klausner darauf hin, daß Prof. Bludau in Münster, seit 1909 Bischof von Ermland, bereits 1806 die Klausel besucht habe; dieser hatte nämlich versehentlich 1806 statt 1906 geschrieben. Ein Chinamissionar schrieb seine Widmung in chinesischen Schriftzeichen mit französischem Begleittext, ein Indologe in Sanskrit. Von letzterem erzählte der Klausner auch etwas volkskundlich Interessantes. Beide saßen draußen bei einem offenen Feuer. Als der Indologe sich eine Zigarre anzünden wollte, reichte ihm der Klausner einen glühenden Holzsplit, den die Köhler „Paulus“ nennen. Da sagte der Gelehrte: „Zum dritten Mal zünde ich mir nun in origineller Weise eine Zigarre an: zum ersten Mal, indem ich meinen Stock in den Krater des Vesuvs tauchte, das zweite Mal am heiligen Feuer eines Hindu, zum dritten Mal in dieser gastlichen Klausel.“

Es kamen auch wohl Besucher mit Kummer her und gingen froh wieder fort. So schrieb eine Frau in das Album: „Dem in der Einsamkeit Frohen einen Dank von einer, die wieder froh wurde.“ Am 31. 8. 1913, zwei Tage vor seinem Tode, wollten ihn noch Damen aus Schloß Körtlinghausen besuchen. Sie trafen ihn jedoch nicht an und schrieben in das Klausenalbum: „So kommen wir bald noch einmal. Auf Wiedersehen!“ Das ist jedoch nicht mehr möglich gewesen.

Der letzte Tag

Der Klausner litt in den letzten Jahren an Zucker und suchte zuletzt Genesung im Krankenhaus der Olper Franziskanerinnen in Merten a. Rh. Nach Jahresfrist ergriff ihn Heimweh, und er kam für einige Wochen in seine Klausel zurück, wie um dort zu sterben. Am Nachmittag des 1. 9. 1913 ging er mit seinem Burschen auf die Waldhöhe und errichtete hier aus rohen Baumstämmen ein Kreuz, das, wie er sagte, zum ständigen Gedächtnis an ihn dort stehen sollte. Er gab seinem Burschen mehrmals den dringenden Auftrag, am anderen Tage noch einen Nagel in den Schnittpunkt der beiden Balken zu schlagen; er selbst wollte am folgenden Tage wieder nach Merten abreisen. Dann schaute er noch einmal an dem rauhen Kreuze herauf und sagte: „Nun ist mein Werk vollbracht.“ Er kehrte dann mit seinem Burschen in die Klausel zurück, legte sich nach einem stillen Gebete und in Gedanken an das Kreuz zur Ruhe und erwachte nicht wieder — ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht. So entschlief er am 2. September 1913 in seiner Klausel im Alter von 70 Jahren. „Wo ein gelehrter Mann gehaust, braucht's ein Stück Zeit, um seine Spuren zu verwischen.“ (Scheffel).

Die Rache des Kellners

von HEINZ STEGUWEIT

In einer gastlich eingerichteten Milchbar in der Nähe von Los Angeles kam es zu einem Auftritt, der viel Heiterkeit erregte: Ein Gast setzte sich an einen der kleinen Tische, und da der Tag glühend heiß war, bestellte sich der nobel gestriegelte Herr von etwa fünfzig Jahren einen kühlen Drink. Er trieb dabei den Kellner zur Eile an, denn der Durst sei bei diesem Wetter eine Quälerei.

Doch der Steward ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Er verfolgte das Stöhnen des Fremden mit einem Lächeln und ließ sich von der Tatsache, daß der Mann immerzu den triefenden Schädel vorne und hinten mit dem Taschentuch abwischte, wenig beeindrucken.

Vielmehr sagte er: „Langsam, mein Herr, langsam: Also Sie möchten sich mit einem Erdbeer-Shake erfrischen. Gut. Dann darf ich Sie zunächst davon unterrichten, daß wir nur die beste Eiskrem aus den Gloria-Freezern zu verwenden pflegen. Die Milch beziehen wir täglich dreimal

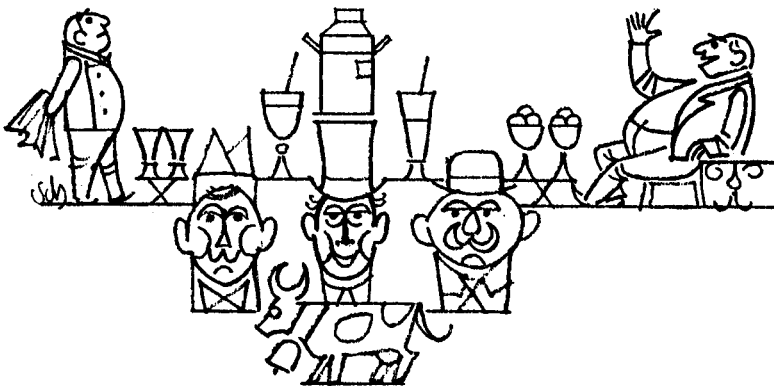
Der Gast wurde ungeduldig. Er zog den Steward am Ärmel und schalt aus Leibeskräften: „Was kümmern mich die Namen Ihrer Mixer und Lieferanten? Ich möchte einen Milch-Shake genießen, und zwar so rasch wie nur möglich!“

Der Kellner entzog seinen Ärmel zwar den weiteren Zugriffen des durstigen Besuchers, sonst aber zeigte er sich wenig geneigt, das Mundwerk stillzulegen. Er fuhr also fort:

„Gemach, mein Herr, gemach: Bevor Sie den Drink zu sehen bekommen, müssen Sie, ob Sie wollen oder nicht, noch erfahren, daß wir unsere Fruchtsäfte bei der Arkansas-Ltd. beziehen, der Manager heißt Tom Kidder, sein Assistent trägt den Namen Brian Higgs. Ferner wollen Sie zur Kenntnis nehmen, daß wir unsere Fußböden samt und sonders von Toby Roaling reinigen lassen, sein Stellvertreter ist der lange Aslan aus Fort Lee. Unsere Fensterputzerin ist Miß Savier, die Schornsteine fegt Fred Coleman, die Aschenbecher sind ein Erzeugnis der American Hardware Co. aus Chikago ...“

Der Steward wollte noch zu weiteren Erklärungen ausholen, da platzte dem Gast der Kragen: „Den Drink her oder ich schieße!“

Hier lächelte der Herr Ober endlich und sprach: „Gentleman, Sie sind doch Film-Produzent Billy Talker aus Hollywood? Na also. Ich wollte Ihnen nur einmal zeigen, wie das ist, wenn man einen Vorspann von hundert völlig uninteressanten Namen über sich ergöhen lassen muß, bevor die eigentliche Handlung beginnt. So, und nun bringe ich Ihnen den gewünschten Erdbeer-Milch-Shake ...!“



Die >Frühlingszauberer<

Jedes Jahr erleben wir erneut das Wunder des Frühlings. Kaum ist der letzte Rest des Schnees geschwunden, erwachen die Pflanzen aus der Ruhe des Winters. Es scheint, als habe die Natur ausgeatmet und wolle nun zu einem tiefen Einatmen ausholen. Allerorts regt sich neues Leben. Mutter Erde beginnt, sich eilends in frisches Grün zu kleiden. Bald werden die ersten Blüten unser Auge entzücken.

Der Mensch, der wintersüber viel zuviel in seinen Stuben gehockt hat, wird von dem Frühlingswunder mitgerissen und sucht draußen in der Natur Erholung und Erneuerung. Er findet sie wie seit alters in den jungen Frühlingskräutern und frischen Wildgewächsen. Altüberkommene Erfahrung rät ihm auch im Zeitalter der „Pillulis“, seine Wintermüdigkeit und Abgespanntheit durch ihren wohlverordneten Gebrauch zu überwinden. Urfahrung und Erberinnern lehren ihn, das Frühjahr als diejenige Zeit im Jahresrhythmus zu erkennen, in der im Aufbruch der Kräfte der Natur Heilung von chronischen Leiden am ehesten gelingt.

Jahrtausendaltes Heilwissen kommt uns zu Hilfe. Alle Völker dieser Erde verfügen über einen Schatz an Heilkräutern, der ihnen im Frühjahr zur Reinigung der Säfte des Blutes und der Gewebe dient. Was Tradition und instinktsicherer Spürsinn über lange Zeiträume zusammengetragen haben, was falscher Hochmut lange verstoß, belächelt und mißachtet hat, wird heute von einer geläuterten Medizin, die sich nicht allein auf eine Chemotherapie verlassen möchte, wieder anerkennt. Die Pflanzenheilkunde (Phytotherapie) ist wieder hoffähig geworden.

Vier Kräuter sind es, die unser Interesse erregen und als „Frühlingszauberer“ im Volk bekannt und

vor allem dem älteren Menschen dienstbar sind: Brennessel, Löwenzahn, Spitzwegerich und Schafgarbe.

Die **Brennessel** (*Urtica dioica*) wird zumeist als lästiges Unkraut betrachtet, völlig zu Unrecht. Seit langem wird der Saft der Brennessel zu Frühjahrskuren verwendet. Das Volk weiß, daß in diesem Kraut Heilkräfte stecken. Bluterneuerung und Säfte- und Gewebereinigung werden durch den hohen Gehalt an Eisen und Kalk, an Magnesium, Kalium, Mangan und zahlreichen anderen Vitalstoffen betrieben. Außer dem hohen Gehalt an leichtassimilierbaren Mineralien sind es vor allem die grünen Blattfarbstoffe, das Provitamin A, verdauungsanregende Sekretine und organische Säuren, von denen die anregenden und aufbauenden Wirkungen ausgehen. Die Brennessel kann sich auf so hohe Herren wie **Paracelsus** und **Kneipp** berufen, wenn sie ihre ausgezeichneten Heilreize beweisen will. Ihre umstimmende Wirkung bei Gicht, rheumatischen Beschwerden und bei Bleichsucht ist erwiesen.

Der **Löwenzahn** (*Taraxacum officinale*) wird bereits bei den großen Kräuterkundigen des Mittelalters als Heilpflanze verwandt. Der Saft des Löwenzahns wird seit Jahrhunderten erfolgreich zu Frühjahrskuren gebraucht. Er enthält viel Natrium, Magnesium, Kalzium, Kiesel- und Phosphorsäure, verschiedene Zuckerarten, das darm- anregende Cholin und eine Reihe von Bitterstoffen und Harzen. Nach dem bekannten Physiologen **Abderhalden** wird die Zellatmung durch den Löwenzahn vertieft. Seine Inhaltsstoffe wirken magenstärkend und verdauungsfördernd, ferner anregend auf die Absonderung der Produktionsstätten für Galle in der Leber und für Pankreasenzyme in der Bauspeicheldrüse. Hartleibigkeit und Stuhlverstopfung werden häufig beseitigt. Bedeutsam ist die Anregung der Tätigkeit der Drüsen mit innerer Abscheidung.

Wer denkt bei seinem Frühlingspaziergang über die Felder daran, daß der die Wege säumende unscheinbare **Spitzwegerich** (*Plantago lanceolata*) große Heilkräfte in sich birgt, die gerade zu dieser Zeit ihren Höhepunkt erreichen. Die bekannte blutverjüngende Wirkung des Spitzwegerichsaftes hat seit langen Zeiten dazu geführt, die Pflanze in der Reihe der Blutauffrischungsdrogen ganz nach vorn zu rücken. Auch bei ihm ist der relativ hohe Anteil an Haupt- und Spurenmineralien, darunter Kalium und Kieselsäure, der Grund der Wertschätzung und Beliebtheit. Diese wird gerade bei den Frühjahrsernten noch dadurch unterstrichen, daß der Spitz-



wegerichsaft den Auswurf fördert, indem er den Schleim löst, welcher sich bei den Erkältungskrankheiten des Frühjahrs in den Luftwegen bildet.

Den Reigen unserer Betrachtung schließt die Schafgarbe (*Achillea millefolium*). Diese Pflanze erfreut sich in der Volksheilkunde vielseitiger Anwendung. Sie ist reich an Bitterstoffen der Schafgarbe wird zur Förderung der Verdauung, zur Behebung von krampfhaften Schmerzen und Harzen sowie an ätherischen Ölen. Der Saft im Magen-Darm-Bereich und wegen seiner zu-

sammenziehenden und blutstillenden Wirkung mit Erfolg angewandt. Zur Auffrischung der Körpersäfte führt der verhältnismäßig hohe Bestand an Mineralien, unter denen Kalium, Kalzium und organisch gebundene Kieselsäure hervorragen. Wer nicht in der Lage ist, sich die Frühjahrskräuter in frischer Form zu beschaffen, sei auf die Tee- und vor allem auf die Saftformen verwiesen, die in allen Reformhäusern, Apotheken und den meisten Drogerien erhältlich sind.

Dr. med. H. Warning
in den „Kneipp-Blättern“

De Pottkremer

ist ein plattdeutsches Gedicht, das hin und wieder noch auf plattdeutschen Abenden zu hören ist. Hier schildert der Strunzerdähler, wie der Pottkremer mit seiner Kiepe durchs Land zieht und in Breitenbruch, Arnsberg, Uentrop und Freienohl seine Waren anbietet. Unsere Zeichnung (aus Grimme „Dusend Pläseyer“, Verlag Dr. Wagner) zeigt den Pottkremer auf dem Markt von Arnsberg „Do kam iek no Arensperg, de Kreaune de Welt —“



Von Gustav W. Stubner

Die „Polizei des Waldes“ marschiert. Kleine, unscheinbare Insekten klettern emsig an Stämmen und Ästen empor und vernichten unerbittlich die Schädlinge der Laub- und Nadelbäume, die Jahr für Jahr ihren Tribut fordern. „Die Natur hilft sich selbst“, sagten sich Wissenschaftler und Forstleute. Sie verzichteten auf die chemische Schädlingsbekämpfung und setzten eine Invasion der roten Waldameisen in Gang. Die kleinen Insekten, die scheinbar ziellos über verdorrte Tannennadeln und verfaultes Laub auf einsamen Waldwegen krabbeln, haben keine geringere Aufgabe, als beispielsweise die Blattwespe, den Eichenwickler und den Lärchenblasenfuß auszurotten. Seit 1952 setzten die Forstämter in Nordrhein-Westfalen jährlich etwa 180 Ameisenvölker in den Wäldern aus. Das bedeutet, daß in den ersten vier Jahren etwa 300 Millionen roter Waldameisen ausgeschickt wurden, um den Schädlingen des Waldes den Kampf anzusagen.

Ein Förster aus Schleswig-Holstein machte vorzeiten eine seltsame Entdeckung: Er stellte fest, daß in seinem Revier die Blattwespen Bäume und Sträucher kahlfraßen, auf ein paar kleinen Inseln aber der Baumbestand unversehrt geblieben war. Woran lag das? Man fand heraus, daß die rote Waldameise die Schädlinge in ihrem Jagdgebiet vertilgt hatte.

Dabei hat die „formica rufa“, wie die Lateiner die rote Waldameise nennen, im Grunde gar nichts gegen die Blattwespe oder den Eichenwickler. Sie verteidigt nur ihre „Milchkühe“, die Rindenläuse.

Nach einem sinnvollen System teilen sich die Ameisenvölker in ihre Aufgabengebiete: Die Königinnen legen Eier, die Männchen sorgen für die

Begattung, und die Arbeiterinnen (Pheidole), die weiter nichts als verkümmerte Weibchen – also geschlechtslose Tiere – sind, sorgen für Bauten, Ernährung, Brutpflege und Nestschutz. Die Nahrung beziehen sie vornehmlich von den Rindenläusen, die an den Stämmen hocken und mit stoischer Ruhe in meist entbehrlichen Mengen Pflanzensäfte aus den Bäumen saugen. Diese eigenartige Lieblingsbeschäftigung nutzen die Ameisen weidlich aus. Sie kitzeln das Hinterteil der Rindenläuse in so virtuoser Weise, daß diese bei der wohlthuenden Berührung zuckerhaltige Säfte ausscheiden, die den Ameisen als willkommenes Lebensmittel dienen und von ihnen in die Nester geschleppt werden.

Kein Wunder, daß die roten Waldameisen ihre „Milchkühe“ mit heroischer Tapferkeit verteidigen. Tag und Nacht bewachen sie die Rindenläuse und lassen kein ihnen gefährlich erscheinendes Lebewesen in ihre Nähe. Sobald die Raupe eines Eichenwicklers, eines Lärchenblasenfußes oder einer Blattwespe auftaucht, greifen sie den vermeintlichen Feind an und vernichten ihn erbarmungslos mit einem säurehaltigen Gift, obwohl die Schädlinge von der Rindenlaus gar keine Notiz nehmen. Aus einem Mißverständnis entsteht so ein „Präventivkrieg“, der sich zum Nutzen des Waldes auswirkt. Wenn die Sonne scheint und die Raupen besonders unternehmungslustig sind, kann der aus 500 000 Insekten bestehende Ableger auf diese Weise an einem einzigen Tag nicht weniger als 8 000 bis 10 000 Schädlinge vernichten.

Die biologische Schädlingsbekämpfungsaktion Nordrhein-Westfalens begann in Wolbeck bei Münster. Unter Mitwirkung des Wissenschaftlers



Kartoffelfeuer sind wie früher auch heute noch ein besonders Vergnügen sauerländischer Dorfjugend.

Dr. Lange vom Institut für angewandte Zoologie in Würzburg kurbelte Forstmeister König aus Wolbeck die Invasion der roten Waldameisen an. Zu seinen Mitarbeitern gehörte der Revierförster Richard, der überall dabei war, wenn Ameisen zur Schädlingsbekämpfung eingesetzt wurden. Aus dem Kreis Schleiden in der Eifel und aus dem Sauerland, wo es in überreichlichem Maße natürliche Ameisenvölker gibt, holten die Forstleute die roten Waldameisen heran und setzten sie im Reichswald bei Kleve, im Münsterland und im Eggegebirge aus. Weil auf dem Transport die Ameisenköniginnen leicht totgequetscht werden

können und die Völker der großen roten Waldameisen nur eine Königin und die mittleren roten Waldameisen etwa 200 Königinnen haben, bevorzugten die Forstleute die kleinen roten Waldameisen, deren zwei bis drei Millionen starken Völker oft über 3 000 Königinnen verfügen. Man schaufelte die Ableger von rund einer halben Million Ameisen in Leichtmetallkübel, brachte sie an die Gefahrenstellen und setzte sie auf einer Fläche von 50 mal 50 Metern samt Nestmaterial hauptsächlich in der Nähe von Baumstümpfen aus, wo sie neue Staaten bilden und gegen die Schädlinge des Waldes in Aktion treten können.



„Das kann doch gar nicht möglich sein“, denken wir spontan, wenn wir irgendwo in der Zeitung lesen, daß ein Autofahrer vorbeifuhr, als man ihm winkte, damit er eine alte, ohnmächtig gewordene Frau zur Rettungsstelle fahren sollte. — „Keine Zeit“, schrie er nur durchs Fenster, „habe eine Verabredung“, — und brauste davon.

Wir, die wir als Selbstverständlichkeit betrachten, der kranken Nachbarin die Milch zu holen, ihr von unserem Mittagessen abzugeben oder ihre Kinder in den Kindergarten zu bringen, können sowas nicht fassen: „Solche Unmenschen gibt es doch garnicht!“ Doch — es gibt! Sonst würde es nicht in der Zeitung stehen. Was aber leider nicht mehr in der Presse erschien, war die Notiz darüber, daß dieser flotte Autofahrer bestraft wurde. Ein Passant hatte Anzeige erstattet. Viel mehr Menschen sollten wissen, daß es einen Paragraphen gibt in unserem Strafgesetzbuch, nach dem die Richter ein hartes Herz bestrafen können. Und zwar mit Geldstrafe oder Gefängnis bis zu einem Jahr.

Dieser Paragraph, der sich mit „unterlassener Hilfeleistung“ befaßt, lautet wörtlich im Gesetzestext so:

„Wer bei Unglücksfällen oder gemeiner Gefahr oder Not nicht Hilfe leistet, obwohl dies erforderlich und ihm den Umständen nach zuzumuten, insbesondere ohne erhebliche eigene Gefahr und ohne Verletzung anderer wichtiger Pflichten möglich ist, wird mit Ge-

fängnis bis zu einem Jahr oder Geldstrafe bestraft.“ (§ 330 c./StGB.)

Die Sachverständigen, die man dazu befragt, meinen, daß die meisten Menschen, die nach Paragraph 330 c verurteilt werden müssen, dies nicht aus Unkenntnis des Gesetzes tun, sondern ihnen mangle es in besonderem Maße an Hilfsbereitschaft und Menschlichkeit ihrem Nächsten gegenüber.

Stimmt das?

Wohl nicht ganz! Mindestens 80% der Menschen, mit denen man darüber spricht, fallen aus allen Wolken, wenn sie hören, daß verweigerte Hilfeleistung strafbar ist. Fast niemand weiß, daß man Hilfe aus eigener Verantwortung leisten muß und nicht erst nach polizeilicher Aufforderung. Bis zum Jahre 1935 gab es ein altes Gesetz, nach dem man nur unter Polizeidruck zu helfen brauchte. Ab 28. Juni 1935 hat sich das geändert. Viele hartherzige ältere Menschen kennen nur dieses überholte Gesetz und werden deshalb straffällig. Besonders aber ist in einer Ehegemeinschaft jeder Ehegatte verpflichtet, den anderen „vor ihm ersichtlichen Gefahren zu bewahren“. So wurde ein Herr K. mit einer hohen Strafe belegt, weil er es zuließ, daß seine Frau, die eine Wette eingegangen war, solange trank, bis sie besinnungslos unter den Tisch fiel. Drei Stunden später starb sie dann.

Es wäre die sittliche und gesetzliche Pflicht von Herrn K. gewesen, seine nicht mehr selbstver-

antwortliche Frau mit allen Mitteln am Weitertrinken zu hindern. Das stellte der Strafrichter im Urteil fest

Diese Pflicht ergibt sich aus der sozialen Mitverantwortung jedes Menschen in unserer Gemeinschaftsordnung.

Hilferufen, die aus einer Wohnung dringen, muß man als Nachbar oder Passant sofort Folge leisten. Wenn es sich beim Eindringen in die fremde Wohnung dann jedoch herausstellt, daß man nur in einen „harmlosen“ Familienkrach geraten ist, so hat man dennoch keinen Hausfriedensbruch begangen, sondern nur seine Bürgerpflicht erfüllt.

Einem Ertrinkenden nachzuspringen, dazu ist man allerdings nicht verpflichtet, weil man dabei ja sein eigenes Leben aufs Spiel setzt. Aber einen Rettungsring zuwerfen und die Funkstreife oder die DLRG (die „Lebensretter“) holen, das muß man. Selbst wenn andere Menschen schon an der Unglücksstelle sind, aber sträflicherweise keine Hilfe leisten.

Auch der schwerkranke Nachbar, der mitten in der Nacht bei uns klingelt und uns bittet, den Arzt zu holen, hat das Recht dazu.

Verweigern wir diese Hilfe, machen wir uns strafbar. Und auch der Arzt muß kommen.

Selbst wenn er nicht der behandelnde Hausarzt ist. Kürzlich wurde ein Arzt zu tausend Mark Strafe verurteilt, weil er sich weigerte, zu einem kranken Kind zu kommen. Er schützte vor – vergebens! –, daß er nicht der Hausarzt sei. Das Kind starb. Zwar nicht durch die Schuld des Arztes, weil sich später herausstellte, daß es doch gestorben wäre. Der Arzt wurde also nicht – was auch hätte passieren können! – wegen fahrlässiger Tötung hinter Gitter geschickt, sondern lediglich nach Paragraph 330 c zu einer, allerdings hohen, Geldstrafe verurteilt. „Unterlassene Hilfeleistung.“ ...

Wir leben nun einmal alle in einer Gemeinschaft und wenn wir uns wirklich Menschen nennen wollen, so müssen wir auch so handeln. Schon unseren Kindern zum Vorbild, auf daß die Welt wirklich eines Tages etwas besser sein werde – auch ohne Staatsanwalt und Gericht. Und außerdem – morgen können wir es selbst sein, die Hilfe brauchen. Was dann, wenn wir sie nicht bekommen? Vielleicht von einem Nachbarn, dem wir selbst, sei es auch nur aus Achtlosigkeit, eine hilfsbereite Tat verweigert haben ...

Einer braucht doch den anderen – das sollten wir in keinem Augenblick vergessen!

Unterricht bei den Tieren

Von Grete Schoepl

Der Lehrer in der Schule hatte gesagt, daß man von jedem Tier etwas lernen könne, man müsse nur recht genau aufpassen, was sie tun und treiben.

Als nun der kleine Peter aus der Schule nach Hause ging, lief ihm eine Ameise über den Weg. Er bückte sich zu ihr hinab und fragte: „Ameise, was kann ich denn von dir lernen?“

„Arbeiten!“ meinte sie. „Sieh, ich bin schon früh auf, und erst wenn es dämmt, mache ich Feierabend. Du siehst mich den ganzen Tag über nicht eine Minute faul, und doch bekomme ich niemals einen Groschen Lohn!“

Peter ging weiter und geriet in einen Garten. Da stand ein Bienenstock. Er klopfte leise daran und fragte: „Bienenchen, was kann ich wohl von euch lernen?“

Da hörte er von innen die zarte Stimme einer kleinen Biene antworten: „Von mir kannst du Ordnung lernen! Schau nur einmal in unser Häuschen herein! Wir sind zwanzigtausend, die darin arbeiten, aber jedes weiß, was es tut und wo es

zu schaffen hat, keines ist dem andern im Wege, jedes fliegt zur rechten Zeit aus und ein.“

Peter kam in den Hof. Auf einem leeren Faß stand der Haushahn und krächte sein Kikeriki.

„Lieber Hahn,“ sagte Peter, „was lernst du mir denn?“ „Frühaufstehn!“ erwiderte der Haushahn ohne zu zögern, „Sobald die Sonne am Morgen ihre ersten Strahlen sendet, krähe ich schon mein Morgenlied und springe von meiner Stiege herunter. Früh ist die beste Zeit zur Arbeit, denn Morgenstunde hat Gold im Munde.“

Schließlich kam Peter in die Stube. Hier fand er die Katze auf dem Ofenherd, die sich gerade die Ohren putzte.

„Kätzchen“, fragte der kleine Bub, „Sicherlich wirst auch du mich noch etwas lehren?“

Das Kätzchen spitzte die Ohren und sagte: „Ich lehre dich Reinlichkeit! Ich weiß, daß mich die Leute nur lieb haben, wenn ich nett und sauber bin. Darum wasche ich mich oft, und es kann kommen, wer da will, ich brauche mich nicht zu schämen!“

Der Brukterergau

Von Dr. Otto Schnettler

Der Brukterergau erstreckte sich etwa über ein Gebiet von Essen bis Soest zwischen Lippe und Ruhr. Aber das Volk der Brukterer war gewandert oder vielmehr aus seinen Sitzen nördlich der Lippe vertrieben und verdrängt worden.

Die frühesten Nachrichten über diesen ebenso stolzen wie tapferen Volksstamm verdanken wir dem römischen Schriftsteller Tacitus, der etwa um 100 n. Chr. in der „Germania“ und seinen anderen Werken auch der Brukterer gedenkt.

In den Kämpfen der Römer mit den Westgermanen stehen die Brukterer in vorderster Reihe, Tacitus nennt sie bei Aufzählungen immer zuerst. In der Varusschlacht (9 n. Chr.) waren sie die mächtigsten Bundesgenossen Armins. Sie erbeuteten damals den Adler der 21. Legion und verwahrten ihn als Beweisstück ihrer Tapferkeit und ihres Ruhmes, bis ihnen sechs Jahre später ein römisches Heer den stolzen Siegespreis wieder entriß. Schon 12 n. Chr. griff Drusus sie an und errichtete im nächsten Jahre in ihrem Gebiete die Burg „Aliso“, deren Reste man heute mit guten Gründen bei Haltern an der Lippe zu sehen geneigt ist. Die Römer erkannten wohl, daß in diesem Stamme die Seele des germanischen Widerstandes lebte. Daher legten sie hier ein so starkes Befestigungswerk an, das zudem durch die Lippe mit dem Hinterland in Verbindung stand. Aber erst als Tiberius (der spätere Kaiser, † 37 n. Chr.) hier den Oberbefehl übernahm, beugten sich die Brukterer und Cherusker der römischen Übermacht, die dann in der Teutoburger Schlacht gebrochen wurde. Den heimtückischen Überfall auf die Marsen (damals nördlich der Ruhr) zur Zeit des Germanikus (14 n. Chr.) rächten vor allem die Brukterer. Aber sie konnten es nicht hindern, daß im nächsten Jahre noch einmal ein römisches Heer durch ihr Gebiet zog, es verwüstete und ihnen auch, wie schon erwähnt, den Legionsadler wieder entriß. Das Jahr 16 brachte dem Germanikus schwere Verluste, und damals muß auch „Aliso“ von den Germanen, insbesondere den Brukterern, zerstört worden sein. Lange Zeit blieb die Freiheit der germanischen Völker unangetastet. Wir hören von den Brukterern erst wieder (um 55 n. Chr.) zur Zeit des Kaisers Nero. Damals kamen die Brukterer und Tenkterer den von den Römern bedrohten Amsivariern (Emsleuten) zu Hilfe. Der zwar römischerfreundliche Fürst dieses Volkes namens Bojokalus wies damals die Römer, als sie ihm Verrat an seinem eigenen Volke zumuteten, um es aus seinen Wohnsitzen zu

verdrängen, mit den stolzen Worten zurück: Fehlen kann uns das Land, darauf zu leben, darauf zu sterben, nicht! Es klingt uns daraus zugleich die Entschlossenheit und das Selbstbewußtsein ihrer Waffenfreunde, der Brukterer, entgegen, die ja am allerwenigsten freundliche Gesinnungen gegen die Römer hegten. Ja, Tacitus meint, sie hätten gerade wegen ihres Hochmutes und stolzen Selbstbewußtseins sich den Haß ihrer Nachbarstämme zugezogen und seien daher von diesen verdrängt und fast gänzlich ausgelittigt worden. Aber er verrät uns nun, welch hohen Respekt die Brukterer den Römern einflößten, wenn er glaubt, in ihrem vermeintlichen Untergang auch einen Gunsterweis der Götter gegen Rom sehen zu dürfen. Denn nichts könne dem römischen Reiche nützlicher sein als die Uneinigkeit seiner Feinde! Im Bataveraufstand (69/70 n. Chr.) hatten die Brukterer ebenfalls ihren Volksgenossen kräftige Hilfe geleistet. Dabei zeigte sich, welch großes Ansehen die Frau bei den Germanen genoß. Begeistert nämlich von der mit Sehergabe begnadeten Velede schlossen sich Brukterer, Tenkterer und Chauken der Erhebung an. Sie wohnte im Lande der Brukterer einsam auf einem hohen Turme an der Lippe und hatte den größten Einfluß auf ihr Volk. Ihr Ansehen wuchs damals um so mehr, weil sie den Germanen Glück und Erfolg, den römischen Legionen aber Untergang prophezeit hatte. Ihr Urteil wurde dem des Claudius Civilis (des Führers der Bataver) gleich gewertet. Um sie zu ehren, führten die germanischen Krieger das erbeutete Schiff des römischen Feldherrn die Lippe hinauf als Geschenk für Velede. Die Römer verschmähten es nicht, als der Bataverkrieg zu Ende ging, sich auch an Velede zu wenden, um ihre Gunst zu gewinnen. Sie hatten wohl jene germanische Seherin nicht vergessen, die einst dem Drusus sein jähes Ende voraussagte!

Wahrscheinlich sind die Brukterer etwa 100 n. Chr., also in der Zeit, wo Tacitus sie größtenteils vernichtet sein läßt, allmählich über die Lippe südwärts gedrängt worden. Gerade seit diesem Jahrhundert vollziehen sich manche Änderungen in den Wohnsitzen der Westgermanen, vor allem bilden sich die großen Stämme der Franken und Sachsen, von denen die kleineren mehr und mehr aufgesogen werden. Gerade zwischen ihnen behaupten aber die Brukterer eine längere Selbständigkeit, indem sie selbst wohl die Marsen und Sugamberer in der Hauptsache mit sich vereinigen. Hier vollzieht sich damals und in der Folgezeit eine Völkerwanderung im

kleinen, die schon lange zur Ruhe gekommen ist, als die große Völkerwanderung um 400 n. Chr. losbricht. Sie hat daher die westgermanischen Stämme nur wenig berührt. Diese sind im wesentlichen in ihren damaligen Wohnsitzen verblieben. Gegen die Brukterer ist noch 310 n. Chr. der römische Kaiser Konstantin siegreich vorgegangen. In den nächsten Jahrzehnten haben sie sich dann wohl den Franken angeschlossen und mit diesen die Kämpfe im römischen Reiche mitgemacht. Von dort wird auch ein brukterischer Offizier den in Dortmund 1907 entdeckten Goldschatz mitgebracht und hier vergraben haben. Außerdem werden Brukterer unter den Hilfstruppen Attilas erwähnt. In diese Zeit gehören auch die Gräberfunde nördlich und vor allem südlich der Lippe, deren Gleichartigkeit auf einen Volksstamm schließen läßt, und das können nur die Brukterer gewesen sein, denen Marsen und Sugamberer sich angeschlossen hatten.

Gehörten sie bis dahin zum fränkischen Stamme, so tritt darin im Jahre 694 n. Chr. eine Änderung ein. Die im Norden und Osten vordringenden Sachsen unterwerfen den Brukterergau und schieben die Grenze ihres Volkstums vor bis über Essen hinaus. Die damals gewonnenen Grenzen, südlich weit über das Bruktererland hinausgreifend, sind als Grenzen westfälisch-sächsischen Volkstums bis heute erkennbar erhalten geblieben.

Ein Jahr vorher hatte der hl. Suitbertus mit Erfolg das Christentum zu predigen begonnen. Wie es scheint, hatte die christliche Lehre aber schon früher, von den fränkischen Königen gestützt, im Brukterergau, nämlich in Soest, Boden gewonnen. Mit dem Eindringen der Sachsen hörte Suitberts Wirksamkeit auf, er zog sich nach Kaiserswerth zurück. Ob sein und seiner Vorgänger Werk hier gänzlich vernichtet wurde, läßt sich nicht sagen.

Aber wie hier auf späterem sächsischen Boden das Christentum zuerst gepredigt worden ist, so nimmt der Brukterergau auch noch in anderer Hinsicht eine Vorrangstellung ein. Man pflegt nämlich in ihm das Kernstück des späteren Westfalenlandes zu sehen und vor allem eine Grafschaft karolingischer Prägung. Soweit die Erinnerung an die große Bedeutung des Volkes der Brukterer im Abwehrkampfe des Germanentums gegen das Römertum hier fortklingt, ist das gewiß richtig, und auf dem Boden brukterischen Landes entwickelte sich unsere heimische Großindustrie.

Aber Karl der Große mußte teilen, um zu herrschen, um alle Germanenstämme in einem großen Reiche zu vereinigen. Allzu große Verwaltungseinheiten waren namentlich im Gebiete der so schwer zu bewältigenden Sachsen, denen auch die Brukterer damals zugehörten, nicht zu empfehlen. Es ist daher schon aus diesem Grund



Helferinnen aus der fernen Welt finden wir in vielen Krankenhäusern: aus Korea und Indonesien. Unser Bild zeigt zwei junge Schwestern aus Indonesien bei ihrer Ankunft in Arnshagen.

de anzunehmen, daß die im Gau Westfalen eingewanderten Gau Westfalen zugewiesen. Auch für Engern findet sich die Bezeichnung Gau; in ihm liegt z. B. 978 Vellinghausen in der Grafschaft Hermanns, Erwitte 1027 in der Grafschaft Markwards.

Außer der Grafschaft Warins (858) werden aber auch noch anderwärts Grafschaften auf dem Boden des Brukerergaues namhaft gemacht. So 928 die Grafschaft des (Grafen) Friedrich, zu der Mengede und „Enchoven“ gehören. Im Jahre 947 erscheinen die Grafschaften Ekberts und Kobbos bei Huckarde und 966 lernen wir bei oder um Essen die Grafschaft Hoolds kennen. Es besteht kein Zweifel, daß wir Grafschaften vor uns haben, die im Brukerergau lagen, zu dem übrigens im 12. Jahrhundert auch Dorstfeld gerechnet wird. Sicher aber darf man annehmen, daß damit keineswegs die Anzahl der brukerischen Grafschaften erschöpft ist. Vielleicht läßt sich das noch klarer erkennen, wenn wir in der Lage sind, einige der genannten Grafschaften noch längere Zeit zu verfolgen und womöglich in ihrem Umfange genauer zu bestimmen. Es würde sich daraus nicht nur ergeben, daß der Brukerergau keine Grafschaft gewesen ist, sondern vor allem auch, daß man sich auch die ursprünglichen Grafschaften nicht allzu groß vorstellen darf.

Im Jahre 947 bestätigte König Otto I. dem Stift Essen seinen von Ludwig dem Deutschen († 876) geschenkten Besitz Huckarde, dessen Unterhöfe sich über zwei Grafschaften erstrecken. Nun lagen auch später hier zwei Grafschaften, nämlich die Grafschaft Dortmund und die Limburger (krumme) Grafschaft. Zur letzteren gehörte Huckarde. Die zweite dieser Grafschaften kann daher nur die Dortmunder sein. Auf sie müssen wir demnach auch die Nachrichten von 928, 1052 und 1635 beziehen, die besagen, daß (Alten-) Mengede in einer Grafschaft gelegen war. Die erste Urkunde des Dortmunder Urkundenbuches nennt zum Jahre 899 noch eine weitere Grafschaft in diesem Gebiete nämlich die Grafschaft Adalberts mit den Orten Aplerbeck und Methler. Aber das dürfte doch nur scheinbar so sein. Denn Aplerbeck gehörte späteren Nachrichten zufolge zur oben genannten Limburger Grafschaft, die sich im Osten, Süden und Westen um die Grafschaft Dortmund herumlegte, und ohne Zweifel ist auch Methler ihr zuzuweisen, wenn es auch später nicht mehr zu belegen ist. Wir pflegen diese Bezirke meistens Freigrafschaften zu nennen. Im Mittelalter geschah das nur ganz allmählich. Wer den Ursprung der Freigrafschaft überhaupt im karolingischen Grafschaftssystem sieht, wird kaum Bedenken tragen, in jenen Grafschaften unseres heimischen Brukerergaues echte karolingische Grafschaften zu sehen, so gering ihr Umfang auch sein mag.

Der Umfang des Brukerergaues läßt sich übrigens aus Urkunden größtenteils des 9. Jahrhunderts recht gut erkennen. Danach liegt Persebeck (b. Barop) 820 im Brukerergau, aber auch Ampen, Schmerlecke (b. Soest), Geseke liegen 833 im selben Gau. 834 gehört Castrop zu ihm, 858 Stockum nördlich der Lippe, östlich Werne im Kreise Lüdinghausen. Aber auch Essen (Hof Ehrenzell) wird noch 966 zum gleichen Gau gerechnet. Diesen Umfang bestätigen die Nachrichten bis ins 13. Jahrhundert hinein. Wir verdanken sie größtenteils den fleißigen Mönchen von Werden, den unmittelbaren Nachbarn der Brukerer seit Einführung des Christentums, die daher überlieferungsgemäß diese alte Bezeichnung noch beibehielten, als andere Landschaftsnamen sie sonst schon verdrängt hatten.

Das Hinübergreifen über die Lippe bis Stockum erinnert uns an die früheren Wohnsitze des Volkes nördlich dieses Flusses. Dort berührte es damals den Dreingau, dessen Umfang etwa durch die Lage von Herzfeld (815) Werne (834), Drensteinfurt (851) und Selm (858) bestimmt wird. Hier grenzen also zwei Grafschaften aneinander, von denen die eine mit Selm im Gau „Dreini“ die Grafschaft des (Grafen) Burchard, die andere mit Stockum im Brukerergau die des (Grafen) Warin ist (858). Warins Grafschaft dehnte sich offenbar südlich des Lippeflusses weiter aus.

Übrigens lag der Brukerergau wohl innerhalb Westfalens, das auch mehrfach als Gau bezeichnet wird. Aber von diesem ist ersterer wohl zu scheiden. Denn sowohl Dortmund (997) wie Gemen (1016), Herbede (1020) und Paderborn (1023)

Schauspieler spricht noch Sauerländer Platt

Fritz Tillmann aus Neheim-Hüsten in Berlin

In der Komödie am Kurfürstendamm ist Premieren-Stimmung. Hauptmanns „Biberpelz“, die hintergründige Diebeskomödie, geht in einer neuen Inszenierung über die Bretter. Und am Schluß zahlreiche „Vorhänge“. Ich habe sie nicht gezählt. Und immer wieder: Grethe Weiser als Mutter Wolfen –, und immer wieder auch neben ihr Fritz Tillmann als Wehrhan auf der Rampe. Beide haben wesentlich das Spiel getragen. Beider Name steht an der Spitze des Programms. Und von denen, die immer wieder die Hände rühren zum erneuten Beifall, weiß wohl kaum einer, daß dieser Mann neben „der“ Weiser ein Sauerländer ist, Fritz Tillmann nämlich aus Hüsten, der sich in den letzten Jahren auf der Bühne wie im Film ganz nach vorn gespielt hat.

Eigentlich ist in seiner Heimat wenig von ihm bekannt. Wenn ein Film mit ihm in Neheim, Hüsten oder Arnsberg läuft, heißt es wohl mal in einem Nebensatz: „In der Rolle des XYZ Fritz Tillmann, der bekanntlich aus Hüsten stammt.“ Und auch der Verfasser dieser Zeilen muß leider sagen, daß er recht wenig von ihm wußte. Darum saß er eines Nachmittags in Berlin-Nikolassee dem Schauspieler gegenüber. Die beiden langhaarigen Dackel hatten zwar erst über den Besuch gelärt – draußen, weit vor den Toren der großen Stadt, wo mitten zwischen schmucken Häuschen hohe Birken und Klefern wachsen und wo so garnichts mehr von der Unrast der Riesenstadt zu spüren ist.

Es gab zunächst einiges zu erzählen aus der Heimat, von Bekannten, was daraus geworden, und schließlich blieb die Frage nicht aus, deretwegen der Verfasser sich auf die S-Bahn gesetzt hatte: „Wie kam denn nun alles und wie haben Sie angefangen?“

Es ist leichter, den ersten Wunsch zu unterdrücken, als alle die anderen Wünsche zu befriedigen, die er nach sich zieht.

La Rochefoucauld

Fritz Tillmann holte einen Karton mit Photos, die aus dem Krieg gerettet worden sind, und wir betrachten die Bilder...

Was hier jetzt – zusammengefaßt – berichtet wird, ist selbstverständlich kein Monolog des Schauspielers, sondern das Ergebnis von Frage und Antwort und vom gemeinsamen Betrachten der Bilder, die ihn immer wieder in der Maske eines Charakters darstellen, nie in einer Liebhaberrolle. „Die glatten Liebhaberrollen liegen mir nicht“, meint er lachend, „ich brauche Rollen, in denen ich sozusagen explodieren kann“.

Gehen wir ein wenig der Reihe nach vor: Fritz Tillmann, der Sauerländer, wurde in Frankfurt geboren, wo seine Eltern wohnten, die aber bald in die sauerländische Heimat, nach Hüsten, heute Neheim-Hüsten, zurückkehrten. Und hier wuchs er auf mit allem, was zu unserer Heimat gehört. Er besuchte das Realgymnasium in Neheim-Hüsten, begann erst nach dem Wunsch des Vaters im kaufmännischen Beruf, aber der Hang zum Theater ließ sich nicht unterdrücken.

Er nahm Unterricht in Düsseldorf und hatte bald seine erste Rolle am Stadttheater in Hagen, von wo aus auch Hermann Speelmanns und Rudi Platte ihren Weg nahmen. Die erste Rolle seines Lebens war – welch netter Zufall –, auch im „Biberpelz“, aber damals spielte er den Amtsdieners Mitteldorf, womit schon offenbar zu Beginn feststeht, daß ihm die skurrilen Figuren, die nach Maske und Vielseitigkeit verlangen, besonders liegen.

Nächste Stationen waren Elbing und Breslau. Er traf dort auch mit der Arnsberger Schauspielerin Anne Marion (Müller) zusammen. Nach Kriegsende ging er zu Gründgens in Düsseldorf und von dort schon bald nach Berlin. Und an allen bedeutenden Bühnen sieht man jetzt Fritz Tillmann in beachtlichen Rollen, von der Kritik zunächst aufmerksam beobachtet, bald gelobt und von den Berlinern sehr bald bewundert und verehrt.

Klassische wie moderne Stücke finden sein Interesse. Er spielte um einiges zu nennen, den St. Juste in „Dantons Tod“, den Tom in der „Glasmenagerie“, den Biff im „Tod eines Handlungsreisenden“, den Feldwebel im „Gesang im Feuerofen“, den Mississippi in „Ehe des Herrn Mississippi“, den Amerikaner in „Die Liebe der vier Obersten“, den Jim in „Ein Mond für die Beladenen“, den Alpenkönig in „Alpenkönig und Menschenfeind“, den Schulmeister in „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“, den Mes-

erschmann in „Schloß im Mond“, zur Zeit in der Komödie den Amtsvorsteher von Wehrhan, eine Figur voll Saft und Kraft, aber doch auch die Hohlheit eines Repräsentanten der wilhelmischen Aera karikierend, wie sie der Dichter kritisch wünscht.

UND BEIM FILM

Der Film greift gern nach kommenden Männern der Bühne. Aber Fritz Tillmann konnte sich Zeit lassen, nachdem er selbst richtig „angekommen“ war, und konnte warten, bis Filmrollen nach seinem Geschmack bereitlagen. Man sah Fritz Tillmann in den letzten Jahren in profilierten Rollen in den Filmen „Der 20. Juli“, „Der Major und die Stiere“, „Anastasia“, „Herrscher ohne Krone“, „Schwarzbrot und Kipferl“, „Gestehen Sie, Dr. Korda“, „Dr. Krippen lebt“, „Schicksal am Mäterhorn“, „Der Schinderhannes“ und in vielen anderen Filmen, aber die Bühnenarbeit steht weit vorn.

Auch im Fernsehen konnte man den Sauerländer schon häufiger sehen, unter anderem in „Hannelles Himmelfahrt“, „Ein Fremder kam ins Haus“, „Der Herr im ersten Stock“, „Der Mann, der seinen Namen änderte“, „Was ihr wollt“, und „Der Fall Pineudus“. Filmpläne sind im Augenblick wegen Theaterverpflichtungen nicht aktuell. Übrigens erhielt Fritz Tillmann im Jahre 1956/57 für die Gestaltung von Nebenrollen, insbesondere für „Ein Mädchen aus Flandern“ den Preis der Filmkritik.

Ich wollte gern wissen, welche Rolle ihm die liebste ist. Aber Tillmann legt sich nicht fest. Jede Rolle, die eine Charakterdarstellung besonderer Art erfordert, so wie sie das Repertoire der letzten Jahre ausweist, ist „seine Sache“.

Gern hat er Rollen gestaltet, in denen er Dialekte sprechen muß, fügt er hinzu.

„Hoffentlich können Sie dann aber auch noch Plattdeutsch?“ fragte ich zweifelnd. Nun, ich wurde nicht enttäuscht, er spricht noch – und ich durfte mich davon überzeugen – ausgezeichnetes sauerländisches Platt. Und das kam aus sauerländischem Herzen und war nicht nur eine Rolle.

Über diese Haltung freuen wir uns ebenso sehr, wie darüber, daß ein Sauerländer Junge sich mit westfälischer Dickköpfigkeit und ebensolcher Energie behauptet hat. Aber bei allen Gaben, die die Natur dem Schauspieler mit auf den Weg gegeben haben muß, ist unermesslicher Fleiß die Treppe zum Erfolg und das Wachsen zur menschlichen Reife die Voraussetzung zum großen Können als Menschengestalter auf der Bühne. (FS)

Kiärmes

Is Kiärmes im Dingen!
 Do rugget de Plaug,
 do restet de Hammer,
 de Biuern hett g'naug
 im Sumerdagg schwett.
 Niu wellte se mol feyern.
 Bey Bäilemanns is de Näggeske wiäst,
 weil Drütte säo weyt is,
 bo Anton se läid weerd
 un doch gären queyt is.
 Un Hankäppe hiät seyne Hitte säo stoots;
 dai lätt hai prämäiern!
 Bo Bennat dat hor, do hiät hai säofoots
 seyn Lamm un diän Bock
 un en Hochteytsrock
 füör en Kiärmesdagg putzet.
 O Hiemel un Här! – –
 Segg äiner, wannehr
 lätt Stüöttebeck dann
 seyne Kuiken prämäieren?
 São störige Dinger!
 Hai lätt sik flatäiern.
 Un Ankemanns Färken?
 Un Deykuawes Ossen?
 Un Haufnagels Stiärken?
 Un Haischäpers Zossen?
 Et fröget sik henne un fröget sik hiär.
 Fehlt bläos et richtige Kiärmswiär.
 Dann saßte wuat saihn!
 Dann danzet Jakäowes met Lina Galopp,
 un Kathreynë niemet en Kläierrock op
 un springet seyнем Janhinnerk wuat vüör,
 en Schottisch, ne Polka;
 wäit Guatt, bat näo mehr.
 Doch Bäilemanns Drütte dait artig un feyn
 un striepet am Kläid hiär iut Seyde un Leyn
 un wächtet un wächtet op Dänzer.
 Dat alles is Auwermanns Anton te dumm.
 Diäm is et vam Danzen nit,
 nit vamme Schwäiten.
 Hai hiät säoviel schwett
 in diän Dagen, diän häiten.
 Niu drinket he Klören
 un lätt sik dann nohiär
 – diän Kater prämäiern
 un kümmet op düse verlötige Weyse
 reygümme met Bäiern
 am äisten tau seyнем Kiärmespreyse.
 Is Kiärms im Dingen!
 Biän geng et nit an?
 Diän Biuern un äok diän Arbeitsmann.
 Do restet de Hammer, do rugget de Plaug;
 un tinne Wiäke, dann is et säo weyt,
 dann hett se alle füörn Jöhrken genau.
 Bläos Drütte, dat fand keine Dänzer. – –
 Norbert Voß
 Aus „Dagg un Dau“

Die „eigentümliche Dämmerung“

Geschichte der Helmat in alten Büchern

Als der Geheime Regierungsrat Jakobi aus Berlin in der Festsitzung des Historischen Vereins zu Arnberg am 13. Dezember 1859 über das Thema „Westfalen einst und jetzt“ referierte und dabei die Zustände Südwestfalens im 18. Jahrhundert düster malte, stellte er unter anderem fest: „Wenn man voraussetzen wollte, daß die Verfeinerung des Lebens, daß Kunst und Wissenschaft, daß auch nur Bequemlichkeit und Wohlhabigkeit des Daseins eine entsprechende Höhe gehabt hätten, so würde man irrefahren. In dieser Hinsicht kann man seine Erwartungen nicht tief genug herunterstimmen —“

Und dann hatte er es mit dem Buchhandel und sagte in seinem Vortrag: „Von Lennep bis Duisburg, von der Weser bis zum Rheine war in unseren Landen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (des 18. Jahrhunderts nämlich) noch keine Buchhandlung zu finden. Die erste Anstalt dieser Art scheint die im Jahre 1784 zu Lipstadt errichtete Zweigniederlassung der Haude- und Soenerschen Buchhandlung gewesen zu sein.“

Hier irrte der Geheime Regierungsrat. Zunächst wird man ihm allerdings zustimmen, wenn er der hohen Versammlung etwas sagt, was allerdings die ehrenwerten Männer dieser Gesellschaft im Arnberger Casino ohnehin wußten:

„Den gewöhnlichen Bedarf an Büchern für Haus und Schule lieferten die Buchbinder; was darüber hinaus ging, wurde von fernen Buchhandlungen bezogen. Öffentliche Leihbibliotheken fehlten ebenfalls ganz. Buchdruckereien besaß zwar die Grafschaft Mark in Soest, Hamm und Dortmund schon seit alten Zeiten; dagegen wurde dem Herzogtum Westfalen erst im Jahre 1766 eine solche geistige Beleuchtungsanstalt durch die in Arnberg angelegte Herkensche Druckerei zuteil —“.

„Literarische Enthaltensamkeit“

Geheimrat Jacobi wischt uns Westfalen, denen er an der Arnberger Regierung sicherlich sonst brav diente, noch eins aus, indem er weiter feststellt: „Eine natürliche Folge dieser literarischen Enthaltensamkeit war die eigentümliche Dämmerung, welche über dem ganzen Westfalenland lagerte —“. Man kann das heute noch in „Blättern zur näheren Kunde Westfalens“ von 1863 nachlesen.

Herr Jacobi hatte sich damals offenbar allzusehr dieser geistigen Dämmerung angepaßt, denn er lag falsch mit seinen historischen Bemerkungen,

wenngleich man weiß, daß es dazumal Buchhandlungen noch nicht geben konnte, die den heutigen auch nur im entferntesten ähnlich sehen.

Aber es gab sie schon im Herzogtum Westfalen! Gerade im letzten Jahr konnte eine Werler Buchhandlung (Stein) auf ein 250jähriges Bestehen zurückblicken. Bereits 1713 kam der Buchbinder Philipp Stein über Herdringen, wo er im Dienst der Fürstenberger stand, nach Werl und begründete die Buchbinderei, die sich dann später zu einer Buchhandlung auswuchs, und der man später auch einen Zeitungsverlag und Druckerei angliederte, kühne Unternehmungen, „Zorniger junger Männer“ der damaligen Zeit.

Richtig ist, daß, wie auch in diesem Fall, das Geschäft mit der Literatur beim Buchbinder begann, und die Firma Stein, die ununterbrochen durch sieben Generationen im Familienbesitz blieb, kann eine Geschichte vorlegen, die sich im deutschen Buchhandel wohl sehen lassen kann, so daß sogar das Fernsehen die historische Darstellung in alten Büchern und Bänden seinen Zuschauern zeigte.

Wenn auch die Zeugen aus den Anfängen der Buchhandelsgeschichte, wie nicht anders erwartet werden kann, nur spärlich sind, — Immerhin zeigt eine Broschüre aus dem Jahre 1715 schon den Buchbinder Stein als Mitarbeiter — so wurde der Bücherdruck und der Buchhandel dann im neuen Jahrhundert in Werl und Arnberg doch schon sehr lebhaft. Neben Stein tauchen die Namen Ritter, Schilling, Grote und Düser in Arnberg auf.

Die Buchhandlung Stein brachte unter anderem heraus 1830 „Der heilige Gesang oder Westfälisches catholisches Gesangbuch für den öffentlichen Gottesdienst und häusliche Andacht, herausgegeben von „M. L. Herold, Pfarrer zu Hoinkhausen im Herzogtum Westfalen“, 1849 die Denkschrift der katholischen Bischöfe über die Verfassungsurkunde für den preußischen Staat vom 5. Dezember 1849“ und 1793 gibt es schon ein „Christlich-catholisches Gesangbuch“, aus dem Verlag der Wittib Stein in Werl.

Der Landbevölkerung brachte man 1839 „Wartung und Pflege der Weiden nebst Bewässerungsanlagen und Beschreibung der nötigen Werkzeuge“ und zu der derselben Zeit auch einen Landwirtschaftlichen Ratgeber mit dem Hunderjährigen Kalender.

Stein brachte — im Wallfahrtsort Werl naheliegend — Marienandachtsbüchlein, Heiligenlegen-

den heraus neben geschichtlichen Werken. Alle wurden in der Arnberger Druckerei hergestellt. Bände von Seibertz „Quellen zur Landes- und Rechtsgeschichte“ erschienen bei Stein, andere bei Ritter in Arnberg und bei Grote, haben heute Liebhaberwert.

1848 kam die Geschichte der Stadt Räden von Dr. Josef Bender und die Geschichte der Stadt Geseke von Pfarrer A. Kampschulte, Alme, 1858 „Die Grafen von Dortmund“ von Dr. A. Krönicke bei Stein heraus.

1820 eine Geschichte Arnbergs von M. Hüser bei Grote, 1869 „Geschichte von Arnberg“ von F. J. Pieler, bei Schilgen, und 1882 „Arnberg – Sitten, Lebensweise und Schicksale unserer Vorfahren“ von F. J. Pieler bei Stein und 1858 „Quellen der Westfälischen Geschichte“ bei Grote.

Ein begehrtes Stück ist auch „Diplomatische Familiengeschichte der alten Grafen von Werl und Arnberg“ von Joh. Suibert Seibertz, 1845 Verlag Ritter, Arnberg.

Stein in Werl begann 1877 schon mit Unterhaltungsliteratur; man sieht noch ein Bändchen „Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer –“.

Die Buchhandlung Stein hatte 1872 immerhin schon eine Verlagsproduktion von 80 Titeln!

Daß einige Buchbinder, Buchhändler und Buchdrucker die ersten Zeitungsverleger auch im kurkölnischen Sauerland wurden, gehört mit zu diesem geschichtlichen Bild. Herking und Düser in Arnberg stehen an der Spitze. Anton Stein, ein Mann von ungewöhnlichem Format, ließ 1848 und 1849 in Werl den „Freimütigen an der Haar“ durch freimütige Worte sprechen; man brachte ihn durch fehlende Kautions zum Schweigen, worauf 1855 das Central-Volksblatt (Arnberg und Werl) Nachfolgerin dieses „Freimütigen“ wurde. Doch die Zeitungsgeschichte ist ein neues Blatt in der Geschichte der „geistigen Beleuchtungsanstalten“, wie sich der Geheime Regierungsrat 1862 im Historischen Verein so hübsch ausdrückte.

F. Sch.

Der letzte Uhu vom Bornstein

Ein Helfer der Menschen – von Menschen vernichtet

Verschiedene Vogelarten, die einst das Waldgebiet um die Bruchhauser Steine belebten, sind entweder sehr selten geworden oder ganz ausgestorben. Wenn man die Gründe für diese Tatsache untersucht, so kommt man zu der Feststellung, daß einzelnen Vogelarten die Grundlage für ihre Lebensexistenz durch radikale Aufforstung der Oedländer und Heideflächen genommen wurde und sie dadurch gezwungen wurden, die bisher heimisch gewesenen Distrikte zu verlassen. Hinzu kam noch, daß mancher Laubwald mit seinem dichten Unterholz der Fichte weichen mußte. In den Jahren vor dem ersten Weltkrieg waren hier an verschiedenen Stellen noch Rudel von Birkwild anzutreffen; heute ist diese Vogelart fast völlig ausgestorben. Der Auerhahn, der in der gleichen Zeit noch an mehreren Stellen die günstigsten Balzplätze hatte, ist schon zur Seltenheit geworden. Das Haselwild, das um die Jahrhundertwende noch einen guten Bestand aufzuweisen hatte, kommt hier überhaupt nicht mehr vor; es mußte wandern, weil man ihm nahm, was ihm lebensnotwendig war, es flüchtete vor den Fichtenkulturen.

Ein anderer Grund für die Verarmung in der heimischen Fauna liegt in der Verfolgung durch den

Menschen. Man muß mit tiefstem Bedauern feststellen, daß dadurch allein eine Vogelart unserer Heimat ausgestorben ist oder, besser gesagt, vernichtet wurde, die seit Jahrhunderten das Reich an den mächtigen Steinriesen beherrschte: der Uhu! Wohl richtete er auch einigen jagdlichen Schaden dadurch an, daß ihm neben Mäusen auch Hasen und Vögel zum Opfer fielen. Konnte das der Beweggrund sein, eine seltene Vogelart zum Aussterben zu verurteilen? Wohl kaum! In der Hauptsache aber nährt er sich von Mäusen und Ratten und ist so einer der besten Helfer des Menschen. Sicherlich waren die Jäger stolz, wenn sie diesen zur Rarität gewordenen Großvogel als Jagdtrophäe heimbringen konnten, um ihn dann präparieren zu lassen und in einem Winkel des Hauses als Staubfänger aufzustellen.

Der Uhu bevorzugte als Aufenthalt besonders Höhlen an unzugänglichen Felsen, und es ist daher begreiflich, daß er mit Vorliebe an den hohen Steinriesen horstete. Man vermag nicht zu sagen, wie lange er dort beheimatet gewesen ist, jedoch das Ende seiner Herrschaft an den Steinen ist uns bekannt; mit dem Jahr 1876 war sein völliger Untergang besiegelt... Stolz hatte er auf leisem Flug sein ausgedehntes Revier

durchkreist, der König der Nacht! Und wenn über Wald und Flur nächtliche Stille sich breitete und der schaurige Ruf des Uhus sie jäh zerriß, wurde dann nicht der Aberglaube wach: Eulenkraft bedeutet Tod...!?

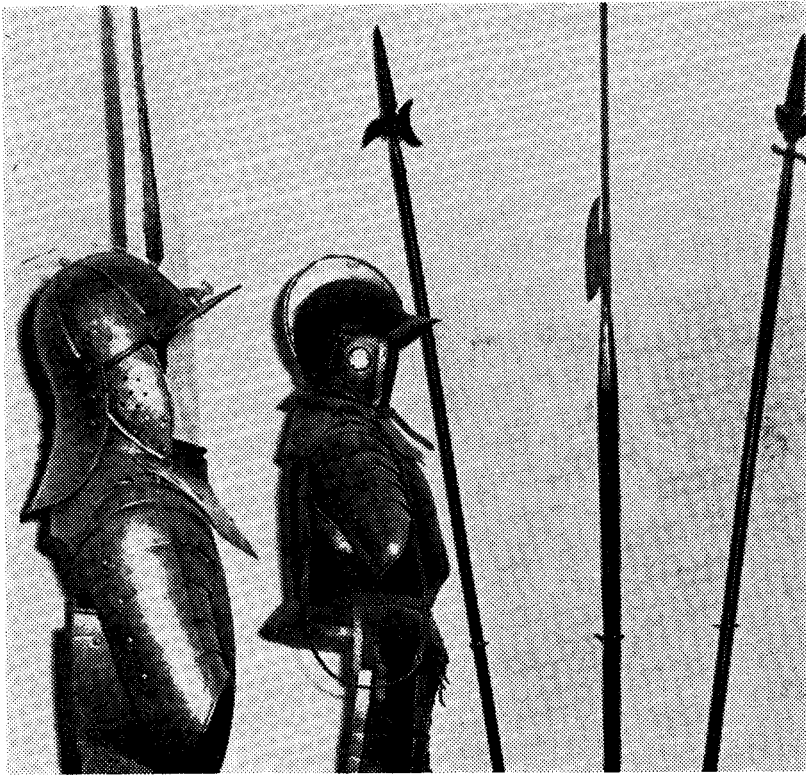
Das alte Uhpärchen hatte am Bornstein den Horst möglichst verborgen und unauffällig angelegt; darin lag die junge Brut, die von den Alten sorgsam umhegt wurde. Wiederholt durchstöberten die nackten zerklüfteten Felswände, und nach langem Suchen erspähten sie den Horst in schwindelnder Höhe auf einem Felsvorsprung, geborgen in einer kleinen Höhle. Um jeden Preis mußten sie ihn erreichen! Sie stiegen hinauf, sie waren am Ziel; die Gefahr, die ihnen drohte, kannten sie nicht. Der wagemutigste der Burschen wurde angeseilt und hin-

abgelassen zu der Stelle, wo der Horst sich befand. Klopfenden Herzens greift er nach seiner Beute und entnimmt ihm die jungen Eulen. Am Seil zieht man ihn empor, glücklich kommt er nach oben, wo man ihn mit größter Spannung erwartet hatte. — Sie steigen herab vom Berge und zeigen triumphierend ihre Beute. Nur mit Mühe und Not können die Jungen soviel Nahrung herbeischaffen, wie ihre Lieblinge verlangen. Sie werden größer und größer. Dann will man sich die Vielfraße vom Halse schaffen, sie werden für zwölf Taler an den Zoo in Münster verkauft. Und das Schicksal des alten Uhpärchens? Es wurde von den Jägern eifrig verfolgt und dann zur Strecke gebracht. Damit war der Uhu an den Bruchhauser Steinen ausgestorben, und sein Ruf für immer verstummt.

J. W.



Roter Fingerhut
auf einer Waldblöße
im „Alten Testament“



Mittelalterliche
Ritterrüstungen

SAUERLANDMUSEUM im Landsberger Hof in Arnberg

Darstellung
der Geschichte und Kultur
des kurkölnischen Sauerlandes

Geöffnet an den Werktagen (außer montags) von 10.00–13.00 Uhr
und 15.00–17.00 Uhr. An Sonn- u. Feiertagen von 10.00–13.00 Uhr.
(Sonderführungen nach vorheriger Absprache).



Vor 350 Jahren starb:

Caspar von Fürstenberg

Der Landdroste des Herzogtums Westfalen

In diesem Jahr werden es 350 Jahre, daß Landdrost Caspar von Fürstenberg in Arnsberg starb und in der Abteikirche zu Wedinghausen begraben wurde. Sein Sohn setzte ihm ein prächtiges Denkmal über dem Grab, – der Paderborner Bildhauer Grönlinger schuf es in Marmor und Alabaster – das jetzt Hauptaltar der Propsteikirche ist, eines der wertvollsten Ausstattungsstücke der Kirche.

Caspar von Fürstenberg entstammte dem alten westfälischen Rittergeschlecht, das seinen Namen ableitet von dem Fürstenberg (Vorstenberg) bei Neheim. Auf der Burg dieses Berges tritt Ende des 13. Jahrhunderts zum erstenmal ein Hermann von Fürstenberg als kurkölnischer freier Burgmann auf.

Caspar von Fürstenberg (1545–1618) war seinem Vater, dem ersten Amtmann von Bilstein und Waldenburg, im Jahr 1567 im Amt gefolgt. Er gilt als der Begründer der Macht und des Reichtums des Hauses Fürstenberg. Als Droste von Bilstein nahm er sich der Verwaltung mit großem Ernst an; wir wissen aus seinem im Herdringer Archiv heute noch verwahrten Tagebuch von den vielen Amtsgeschäften: Termine, Verhöre, Hexenprozesse, Urteile in Streitigkeiten, auch von der Beteiligung an „Sauffereien“, an Wolfsjagden und Fischfang, an Schützenfesten und Prozessionen usw. Auch um den Bergbau in seinem Bereich kümmerte er sich. Amtssitz des Erbdrosten war die Burg Bilstein. Im Jahre 1595 begann er mit dem Ausbau der Burg Schnellenberg, der 14 Jahre dauerte, 1607 verlegte er seinen Wohnsitz von Bilstein hierher, und nahm sich Zeit, selbst Bäume zu veredeln und anzupflanzen. Kurfürst Ferdinand berief Caspar von Fürstenberg im Jahr 1612 zum Landdrosten. Er hatte sich Burg Schnellenberg als Alters- und Ruhesitz ausersehen, aber am 5. März 1618 starb er in Arnsberg. Sein Sohn Friedrich ließ ihm das erwähnte Denkmal setzen. In der Inschrift heißt es, daß er mit 21 Jahren Licentiat beider Rechte war und „als Ratgeber der Fürsten von Mainz, Köln und Paderborn, als Träger der schwierigsten Gesandtschaften mit unglaublicher Treue, Arbeitsamkeit und Standhaftigkeit in den unheilvollen Zeiten des Staates, der katholischen Religion, dem Römischen Reiche, dem Vaterlande gedient habe –.

„Er hat gelebt 72 Jahre, 4 Monate und 2 Tage, hat die Drosteien Bilstein, Waldenburg und Fredeburg 49 Jahre versehen, war 5 Jahr Landdroste von Westfalen, nahm 40 Jahre an allen Reichsversammlungen teil, sei es als Gesandter, sei es als vornehmster Ratsherr“.



Unsere heimischen Sparkassen stehen im Mittelpunkt des wirtschaftlichen Lebens im Kreise Arnberg und beraten Sie in

allen Geld- und Vermögensangelegenheiten.

Unsere Aufgabe ist es nicht nur: Spargeld zu verwalten: Wir vereinfachen Ihnen das Zahlen durch Spargiro, den bargeldlosen Zahlungsverkehr der Sparkassen; wir erledigen auch Auslandsgeschäfte und besorgen alle Sorten und Devisen; wir kaufen, verkaufen und verwalten für Sie Wertpapiere aller Art, und gewähren - unseren Kunden bevorzugt -

Kleinkredite - Anschaffungsdarlehen

Hypothekendarlehen und Kontokorrent-Kredite

Wenn Sie fachkundigen Rat benötigen, wenden Sie sich vertrauensvoll an Ihre **öffentliche** Sparkasse.

Die öffentlichen Sparkassen des Kreises Arnberg:

Städtische Sparkasse zu Arnberg

Stadtsparkasse zu Balve

Amtssparkasse Freienohl

Verbandssparkasse Neheim-Hüsten-Sundern

Verbandssparkasse der Städte Warstein und Belecke



Jeder Zehnte war Hausierer

Siedlinghausen - einst Hauptplatz des Eisenhandels

Siedlinghausen im Negertal sieht auf eine alte und wechselreiche Geschichte zurück. Im 14. und 15. Jahrhundert wurden in seiner Umgebung zahlreiche Meiler wüst, so daß die heutige Gesamtmarkung des Dorfes sieben oder acht Marken vereinigt. In der Geschichte des sauerländischen Gewerbefleißes nimmt Siedlinghausen einen bevorzugten Platz ein.

Ein Güterverzeichnis des Hofes Drasenbeck aus dem Jahre 1314 führt Einkünfte des Schulden von einer Hufe in Rollinchusen („vertich hoeff Iseren“) und von Welferinchusen („vyff raitschene“) an. Beide Orte lagen in der Nähe des Dorfes Siedlinghausen. Ein Bericht aus dem Jahre 1546 erwähnt das neue Bergwerk bei Siedlinghausen, das bisher wenig abgebaut sei, da der kölnische Bergmeister Leonard Losener das erste Geschmelz mit Beschlag belegt habe. 1557 und 1558 werden Bergwerke „uff dem Selberge, im Grund Sydlinghausen, Assingghausen, Elpe und Ramsbecke“ genannt.

12 Karren Eisen für 100 Taler

Eine „Osemunds Hüttstede“ lag im Tale der Elfter zwischen Altenfeld und Siedlinghausen. Gerd von Meschede verpachtete sie im Jahre 1567 gegen 4 Taler Grundgeld. In demselben Jahre wird eine andere Hütte in Siedlinghausen durch Johann Hottenmeister bezeugt. Seit dieser Zeit erscheint Siedlinghausen als einer der Hauptplätze der Eisenindustrie des oberen Sauerlandes, zumal auch der Handel der benachbarten Eisenwerke meist über Siedlinghausen abgewickelt wurde. Die Hütte in Elpe erscheint 1597 in den kurkölnischen Registern (Lagerbuch des Herzogtums Westfalen). Die Silbacher Hütte gehörte 1780 dem Kloster Grafschaft. Die Preisbildung auf dem Siedlinghäuser Eisenmarkt war richtunggebend. So kosteten im Jahre 1569 12 Karren Eisen (Karren = 1296 Pfund) rund 100 Taler. Ende des 16. Jahrhunderts gab es hier mindestens einen Hammer, denn 1586 werden in einer Urkunde Wiesen ober und unter dem Hammer und 1588 ein Johann Hammerschmidt erwähnt.

Je Feuer wöchentlich 16 Zentner Eisen

Das 18. Jahrhundert brachte einen starken Auftrieb der Eisenindustrie. Das Kopfschatzregister von 1764 nennt in Siedlinghausen 2 Reidemeister, 11 Hammerschmiede, 9 Nagelschmiede und 7 andere Schmiede, so daß ein volles Drittel des Dorfes von der Eisenindustrie lebte. Im 18. Jahrhundert wird dann ein weiterer Hammer in der

Mark der Wüstung Ranlinghausen genannt, „Gruels oder Heinrich Waldhammer.“ Hergestellt werden Scheren und Messer, Äxte, Häckselmesser, Sensen und ganz besonders Nägel. Siedlinghausen wird in der Reihe der Hauptorte der sauerländischen Nagelindustrie aufgeführt, deren Zentrale Bruchhausen war. Eine Aufstellung der Berg-, Hütten- und Hammerwerke des Kreises Brilon vom Jahre 1827 nennt den Hammer mit einem Feuer auf der Neger überhalb Siedlinghausen und den Hammer mit zwei Feuern auf der Neger unterhalb des Dorfes. Als Besitzer erscheinen B. Völlmecke und Martin, sowie ein Nüchel aus Winkhausen. Die Hämmer wurden 20–22 Wochen betrieben. An jedem Feuer wurden wöchentlich 15–16 Zentner Eisen geschmiedet. Was die einheimischen Schmiede nicht abnahmen, wurde in die Regierungsbezirke Minden und Münster verkauft.

Reidemeister fürchteten nicht Tod noch Teufel

Die Besitzer der „Ilerschmitten“ und „Drahtrollen“ sowie die selbständigen Schmiede nannte man Reidemeister. Es waren selbstbewußte Männer, diese Reidemeister. Oft waren sie Besitzer einer großen Anzahl von Hämmern. Der Volksmund urteilte über sie: „Ein Reidemeister singet in de Kiärke nit selver, hai hiät dotau sine Lue.“ Diese alten Hammerschmiede betrieben schon damals eine weitsichtige Wirtschaftspolitik, die einer möglichen Überproduktion mit ihren unausbleiblichen Preisfolgen steuern sollte. So bestimmten sie schon in frühester Zeit, daß die Hämmer mindestens vier Monate im Jahr stillliegen mußten. Das war gewöhnlich zu der Zeit der dringenden landwirtschaftlichen Arbeit. 1755 wurde ein Plan vereinbart, welcher jedem Hammer das zu verarbeitende Quantum Eisen und die Holzkohle vorschrieb. Es gab auch Bestimmungen über die sog. „gesicherte Nahrung“, d. h. über die Fabrikation guter und einwandfreier Ware zu angemessenen Preisen.

Im Jahre 1861 wurde eine Kornmühle an der Namenlose, die Mühle Hesse, errichtet.

Bis Belgien und Nordfrankreich

Es lag nahe, daß ein großer Teil der Eisenfabrikate durch den Hausierhandel abgesetzt wurde. So stand im Sensenhandel der Siedlinghäuser Sensenhändler in erster Reihe. Das Kopfschatzregister von 1764 gibt bei 10% der männlichen Einwohner als Hauptberuf den Hausierhandel an. In diesem Zeitraum zogen Siedlinghäuser und Evers-

berger hauptsächlich nach Belgien und Nordfrankreich. Sie genossen dort einen guten Ruf. Bis in die jüngste Zeit hinein hat der Hausierhandel in Siedlinghausen vielen Bewohnern eine gute Existenzgrundlage geboten. Als das große Sterben der Eisenindustrie im oberen Sauerlande begann, da nahm die Zahl der Hausierer immer mehr zu. Zu den Eisenwaren kamen dann noch Holzwaren, Drechslerwaren, Pfeifen und schließlich auch Textilwaren.

Vom 15. Juli bis 1. Oktober 1852 fand in Köln die erste große Gewerbeausstellung statt. Unter den Ausstellern finden wir Siedlinghäuser Handwerker. Zu den Weltausstellungen 1862 in London und 1867 in Paris ergingen Einladungen an die Siedlinghäuser.

Dat Veloziped

Aus »Sunnenland« von Franz Rinsche

Twai Dage sind mey iut meynem achten Liäwensjore säu klor in der Erinnerung, dat ik moine, et wūr gisten wiäst. Ik well dorümme ok vertellen, bat ik aan diän Dagen beliäwet hewwe. Vatter harr im Duarpe Wülftte ne Kau kofft. Bo hoi doi nigge Muckel häälte, droffte ik met. Fey gängen üwer'n Ossenkamp am Äusterhuawe vüärbey. Dat is niu 'n wunderschoinen Wiäg. Ik go diän fake in Gedanken, awer jedetmol make ik diän Gang, wann ik terhaime sin. Ais gäng et 'n Boikenbiärg langs. Üwer diäm Biäрге laggte ne Woide van us. Fake hewwe ik do use Kögge hot. Niu wasset up diär Woide häuge Dännen. Wann de Biärg uppe horte, soo me rechts un links nix as briune Haide. Et is ainfach nit te säggen, biu schoin dat Pläckcken Eere was, dat use Hiärguatt hey mirren tüsker 'n Biärgen iutsprett harr. De Luie im Duarpe soon dat awer nit. Ik wüßte ok nit, dat meyn Vatter mol saggt härr: „Kuck mol, bat is dat hey schoin!“ Nai Vatter gäng et as allen Luien im Duarpe: Et schoinste wur et do, bo de beste Frucht woß.

Ok aan düsem Dage wūr Vatter widder goon, one ok ment ain Woort üwer doi schoine Giegend te verloisen, wann ik nix saggt härr. Ik frogere Vatter: „Soll fey nit mol düär de Haide bit no'm „Gräuten Kruise“ up'm Kalvorgesbiäрге goon?“

„O, borümme, Junge, dat is jä 'n Ümmewiäg!“

„O, Vatter, ment 'n bitzken! Kuck, do uawen is et säu schoin, un me kann säu weyt kucken!“

Vatter saggte widder nix un gäng met mey dat kuarste Stück Wiäg düär et Haidekriut taur Höchte. Ungerwiägens funk ik en dicken Stainpilz. Ik naam ne up un wais ne Vatter. „Kuck mol, Vatter, bat en Keerl vam Stainpilz! Diän kann me iäten, hiät us de Lerer saggt.“

Strohflaiger

Viuelduener
un mirren deriut
en Strohl:
siusende Giäre
düört Blo,
dai de Schwalven
territt.
Platt op me Biuk
legget de Dürper
un trecket
de Schullern in.
Spöert unner
stölerнем Stäot
Woite.

Düsenjäger

Vogeldonner
und mitten daraus
ein Strahl:
sausender Speer
durchs Blau,
der die Schwalben
zerreißt.
Flach auf dem Bauch
liegen die Dörfer
und ziehen
die Schultern ein.
Spüren unter
stählerнем Stoß
Weite.

Siegfried Kessemeyer

„Junge, schmiß diu diän Huckenstaul wual up de Eere! Un weys, wisk dik de Hänne af, doi is jä giftig!“

„Nai, Vatter, doi is gar nit giftig un schmächte schoine! Sall ik ne Mutter metniämen, dat soi ne us terächte mäket?“

„Ümme diusend Guattswillen, Junge! Düse Hukkenstäule! Moinst diu, fey wöllen us alle vergiften?“

Erfahrung
nutzen

Hochleistungs-
Gebläse

für Stroh, Heu und Silage.





MASCHINENFABRIK u. EISENGIEßEREI
KLEIN & BIERMANN
5951 OEDINGEN / SAUERLAND Postf. 23

Seit mehr als
100 Jahren!

Ik lachere Vatter, wann'it doch de Lere, soogt hiät!

„Junge, schmeyt mey dat Drachentuig furt! Ik mag se nit soin!“

Gans bedroiwet lait ik meynen schoinen Stainpilz fallen. Säu as Vatter dachte, dachten ok de anern Lule Im Duarpe. Koine Frugge im Duarpe härr ainen Huckenstau aanpacket. Ik frogere awer Vatter: „Borümme sies diu Huckenstau dofüär?“

„Weyl sik de Hucken, wann se et Nachts genaug rümme rebänsket hät, do uppe iuträset.“

„Hucken? – Bat is dat?“

„Hucken! – Jä, Hucken! – Doi spauket et Nachts, wann en Kristmenske schlöpet!“

„Awer, bo kummet doi hiär?“

„No, se sollt wual vam Deuwel iut der Hölle kumen! Boi wait dat! Meyn Vaar mente, se kämen iut der Eere.“

„Vatter, hiäs diu all moi ne Huccke soon?“

„Nai, dat gerade nit!“

Do wuren fey ok all up der Höchte. Dat schoine Moinedaal laggte vüör us. Taur Rechten wuren twai Blärge: de Äustenbiärg un et Schällhorn. Hinger em Schällhorn soo me de Tören un de bioen Schiewerdiäker van der Stadt Breylen. Gerade vüär us lachere us dat kloine Bieuerduarp Wülfte aan. Links wur de Äusterhuaw un gans ungen de Moineburg. As en witt Bänneken schlangere sik de Moine düär de groinen Wiesen, un nläwen lär iaip de Moineströte entlangs. Tau usen Foiten laggten de Feller in iluter Streypen niäwenain: groin, briun, schwart un giäl. Ok tüscker Wülfte un Breylen soo me nix as Feller lägen. Awer gans ächten, weyt, weyt wuren nix as Blärge un Kuppen te soln. Se molern sik dunkelbloo im Dunste am Hiemel af.

„Do hingen“, saggte Vatter un wais met der Hand de Richtung, „do häuge Spitze do, dat is de Stainbiärg! Doi is säbhundertvertig Meter häuge.“

„Höchter as use Sunder, Vatter?“

„O, Junge, näu twaihundert Meter höchter!“

„Hä, do möchte ik gern mol rupper kletern!“

„Jä, Junge, wann widder nix is, dat kanns diu sachte der van hewwen, wann diu mol äller bist! Awer sui moi do, de Postkutsche kümmt van Breylen, gleyk blöset de Posteljoiner!“

Vatter harr et näu nit iutgesaggt, do horte ik all et Blosen, un ik kannte ok et Loidken:

„Peter, die Post ist da,
hat dir was mitgebracht,
Peter, 'n Brief,
aber kein Geld!“

Ik klatskere vergnolgt in meyne Hänne, säu gefäll mey dat. Fake soi ik mik niu näu im Dräume do uawen stoon un soi dat schoine Bleid vüär mey. Awer doi gläie Postkutsche feelt koinmois. Fey gängen widder. Doch do, bat wur dat dann? – „Vatter, Vatter!“ raip ik un häll iäne am Rocke faste, „niu kuck doch moi! Do – do – vüär us!“

Vatter kuckere. „Bat dann? Ik soi jä nix!“

„Do – do – vüär us! Vatter, kuck doch! En Keerl sittet up twai Riäern: vüärn en gräutet un hingen en kloinet!“

„Ach, niu soi ek et! Jä, Junge, dat is en Veloziped! Hiäs diu dann säu ain Dingen näu nit soin?“

„Nai, Vatter! Awer sägg: Veloziped, bat is dat?“

„Na – bat is dat! – Dat is en Twairad!“

„Jä, biu loipet dat dann, do sind jä gar kenne Guile vüär?“

„No, dat triet doi Mann met en Foiten!“

„Met en Foiten? – Met en Foiten? – O, dat gait awer fix! Kuck, hoi is all balle ungen bey der Moineburg! O, Vatter, bidde, käup mey äuk säu'n Veloziped!“

„Junge, wäs wual de Knuaken terbiäken? Füär koin Geld in der Weit sätt ik mik up säu'n Dingen!“ Ik söchtere doip, dann kaam et vam Hiärtens Grunne: „Ik awer, Vatter!“

Fey häälten de Kau un tuagen weyer trügge. Doch doi nigge Muckel Interessaire mik gans wendig. Ik dachte ümmer näu aan dat Wunner van Twairad, dat ik soon harr. Biu was et ment möglich, dat dat Dingen säu fix forte un doch nit up de Seyte fäll?

Weyl ik ümmer am Frogen blaif, saggte Vatter et leßte: „Junge, hai de Miule!“ Bey der Schauie vertallte ik et en Blagen. Doi lachern mik iut un saggten: „Diu luigest!“ Dat was mey niu awer doch teviel. Bo de Schauie aanfäng, wais ik säufoorts up.

„Na, Fränken, bat git et?“ frogere de Lerer.

„Heer Lerer, ik hewwe up de Moineströte met usem Vattern en Verloziplär soin, dat up twai Riäern hingernain allaine forte. Niu sägget de annern: Ik lüäg!“

„Diu moinst en Veloziped oder Twairad. Jo, dat git et, un diu hiäs nit luagen!“ Niu taikere hoi ain't aan de Wandtofel. O, hoi konn feyn molen! Ok verkiorte hoi us, biu et kaam, dat säu ain Twairad in Beweugunge blaif un de Balankse häll. Dat verstong ik gleyk, awer ik wußte niu ok, borümme Vatter füär mik saggt harr: „Hai de Miule!“

„Sunnenland“ – Verlag Regensberg, Münster

Sehnsucht nach der Eisenbahn

In einer Denkschrift des Briloner Landrats Frh. v. Droste zu Padberg im Jahre 1864 heißt es:

„Das Herzogtum Westfalen und seine Nachbarschaft, daher auch der Kreis Brilon, sind bis zur Stunde noch nicht von einer Eisenbahn durchschnitten und entbehren zum größten Nachteil für Wohlstand und Gewerbetätigkeit ihrer Bewohner alle jene Vorteile, welche die lebenswichtige Pulsader der Kultur darzubieten vermag. Die industrielle Atmosphäre dieser ganzen Gegend bedarf nur des eisernen Schienenstranges, um zu fruchtbaren Niederschlägen kondensiert zu werden. Alle schlummernden Kräfte werden zu energischer Tätigkeit erwachen, sobald der erste Zug mit Steinkohlen durch das Gebirgstal braust. Die Eisenbahn, schon seit Jahren der sehnlichste Wunsch aller Bewohner des Bezirks, denselben aber immer nur wie ein Schattenbild oder Phantom aus der Ferne gezeigt, um sofort wieder im Nichts zu verschwinden, ist endlich in der neuesten Zeit zu einem greifbaren Objekt geworden. Bereits bei Gelegenheit des Baues der Westf. Eisenbahn war die Linie Hagen-Arnsberg-Meschede-Brilon-Warburg ins Auge gefaßt, allein vergeblich: die Linie Hamm-Lippstadt-Paderborn-Warburg trug den Sieg davon!

In den folgenden Jahren tauchten die verschiedensten Projekte auf, so die Strecke von Arnsberg bis Nuttlar oder durch das Möhnetal von Neheim bis Brilon. In den Jahren 1863–1865 begann die Bergisch-Märkische Eisenbahngesellschaft, sich mit den vorliegenden Projekten ernsthaft zu befassen. Der Plan, die Strecke Düsseldorf-Hagen bis Westwig (Bestwig!) ¹⁾ auszubauen, wurde vom Handelsministerium nicht genehmigt, weil es den Durchbau bis Kassel forderte. In einer außerordentlichen Generalversammlung der Aktionäre der Bergisch Märkischen Eisenbahngesellschaft vom 30. 6. 1865 wurde der Beschluß gefaßt, eine Bahn von Schwerte über Arnsberg bis Westwig (Kr. Meschede) zu bauen und die Konzession hierfür zu beantragen. Die Bereitswilligkeit der Gesellschaft, die Bahnlinie bis Kassel fortzuführen (ohne Festlegung eines Termins) wurde betont. Nach schwierigen Verhandlungen wurde die landesherrliche Konzession erteilt. Die Genehmigung war an Bedingungen geknüpft, die für die Kreise Meschede und Brilon von großer Bedeutung waren: Die Bergisch-Märkische Eisen-

bahngesellschaft übernimmt in Erweiterung ihres Unternehmens den Bau und Betrieb einer Eisenbahn von Düsseldorf über Ratlingen-Kettwig-Werden, dann im Ruhrtal aufwärts über Schwerte-Arnsberg-Meschede bis Westwig (Kr. Meschede). Sie erklärt ihre Bereitwilligkeit, diese Bahnlinie auf Verlangen des Staates und nach Wahl der Königl. Staatsregierung entweder bis Warburg (zum Anschluß an die Westf. Eisenbahn und die Kurfürst Friedrich-Wilhelm-Nordbahn) oder direkt bis nach Kassel fortzuführen. Da eine Sackbahn bis Westwig unmöglich den allgemeinen Interessen entspricht, ist die Durchführung der Bahn bis Warburg bzw. Kassel ein dringendes Erfordernis. Landrat Frh. v. Droste berichtet (1864), daß die Vorarbeiten auf Grund bindender Beschlüsse begonnen haben. Bis zum Jahre 1870 sei mit der Fertigstellung der Bahnlinie bis Westwig zu rechnen. Die Weiterführung bis Warburg stoße auf erhebliche Terrainschwierigkeiten. Sie bedingen große Tunnelbauten an der Wasserscheide. Mit der Durchführung der Eisenbahnlinie bis Warburg sei daher erst im Jahre 1872 zu rechnen. Der Landrat bezweifelt, ob die Eisenbahnlinie unmittelbar an die Kreisstadt Brilon herangeführt werden kann, setzt sich aber für eine spezielle Untersuchung und Vermessung ein, ganz im Sinne der Stadtbewohner, die keineswegs die Eisenbahnverbindung von sich fernhalten wollte. T. T.

¹⁾ „Westwig“ ist das Ergebnis einer falschen Katasteraufnahme zu Beginn der preußischen Zeit und widerspricht der Entwicklung des Namens aus einem Eigennamen.

*Den Fortschritt
nutzen*

Korngebläse S K G
hoch in der Leistung,
unten im Preis



Seit mehr als
100 Jahren!

MASCHINENFABRIK u. EISENGIESSEREI
KLEIN & BIERMANN
5951 OEDINGEN / SAUERLAND Postf. 23

Paragrafen im Alltag

Überhängende Kirschen - wem gehören sie?

Die ersten Obstbäume, die Früchte tragen, sind die Kirschbäume. Kein anderer Obstbaum hat eine solche Anziehungskraft auf Menschen, wie der Kirschbaum. Nicht immer werden zwar die Kirschen gleich pfundweise abgepflückt, aber so im Vorübergehen wird doch manche Kirsche mitgenommen.

Viele Menschen sind sich allerdings der Schwere ihrer Tat garnicht bewußt. In den meisten Fällen machen die beim Kirschenabpflücken Ertapten ein erstauntes Gesicht, wenn man sie des Diebstahls bezichtigt. Die Rechtslage ist aber nun einmal so, daß nach § 911 des Bürgerlichen Gesetzbuches alles Obst, welches sich an den in das Nachbargrundstück, zur öffentlichen Straße oder in Wege überhängenden Zweigen befindet, so lange Eigentum des Baumbesitzers ist, wie die Kirschen, Äpfel, Birnen oder Pflaumen noch fest an den Zweigen sitzen. Wer sich

also von den überhängenden Zweigen Früchte abpflückt, macht sich wegen Diebstahls strafbar und kann vom Obstbaumbesitzer oder den beauftragten Feldhütern zur Anzeige gebracht werden. Es spielt dabei keine Rolle, ob es sich um pfundweise abgepflückte Früchte handelt, oder nur um eine einzelne Kirsche, um nur einen Apfel oder eine Pflaume. Jedes vom Gericht gefällte Urteil wegen Obstdiebstahls zieht eine Eintragung in das Strafregister nach sich. Der „Obstklauser“ gilt dann in der Öffentlichkeit für 5 Jahre als „vorbestraft“ – und so etwas sollte eine Handvoll Kirschen wirklich nicht wert sein.

Immer wieder kann man auch erleben, daß versucht wird durch kräftiges Schütteln der überhängenden Zweige das Obst zu Fall zu bringen. Nach den Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches verliert der Baumbesitzer das Recht an den Früchten, wenn diese auf ein Nachbargrundstück fallen. Eine Ausnahme bilden nur die an den öffentlichen Straßen stehenden Obstbäume. Als Fallobst werden aber nur solche Früchte angesehen, die infolge ihrer Reife, durch starken Wind u. ä. von den Zweigen fallen. Wer aber durch Schütteln der Zweige gewaltsam „Fallobst“ erzeugt, macht sich genau so strafbar wie beim Obstdiebstahl. Der Baumbesitzer kann obendrein Schadensersatz verlangen.

Kartoffelfeuer innerhalb des Ortsgebietes verboten!

Wie unangenehm der Rauch verbrannter Gartenabfälle werden kann, darüber braucht wohl kaum weiter berichtet zu werden. Dichter, atembehindernder Qualm lagert oftmals vom frühen Morgen bis spät in die Nacht über ganzen Gemeindevierteln. Die in der Nähe abgebrannter Kartoffelfeuer wohnenden Hausbewohner müssen an solchen Tagen Fenster und Türen dicht geschlossen halten und können es trotzdem nicht verhindern, daß sich der höchst unangenehme Geruch verbrannter Abfälle in der Wohnung festsetzt und noch tagelang später zu spüren ist.

Was den Bewohnern auf dem Lande weiter keine Sorgen bereitet, kann für den Gartenbesitzer in der Stadt zu einem schwerwiegenden Problem werden, nämlich die Beseitigung der Gartenabfälle. Die einfachste Lösung wäre eine Verbrennung. Innerhalb geschlossener Ortschaften ist das Verbrennen von Gartenabfällen wegen der damit verbundenen Rauchentwicklung aber fast immer durch Polizeivorschriften (Gemeindeordnung) verboten, zu Recht verboten, weil der Rauch eine Belästigung der Nachbarschaft darstellt. Leider werden diese gesetzlichen Anordnungen immer wieder übertreten, größtenteils weil sie dem Gar-

Dingsten

Alle Feindschaft, die das Jahr
Ausgear im dunklen Ringe,
Ist vergessen, ist verziehn,
Da gerauscht der Taube Schwinge.

Alle Sühn' ist heute vollbracht,
Weil die Liebe Alles einet –
Schau! im Ehrenkleid der Knecht
Mit dem Herren frei erscheinet.

Eine Stunde will der Herr,
Drin die alte Trennung falle;
Dort die Reihe zeigt sie dir,
Reich und Arm, verschlingend Alle;

Alle in den hellen Ring
Einer Liebe aufgegangen! –
Also haben diesen Tag
Von den Vätern wir empfangen;

Haben treulich ihn bewahrt
Durch des Haders böse Zeiten,
Drin, dem Geiste abgewandt
Die entzweiten Geister streiten.

Treulich wollen ferner auch
Wir der Väter Sitte wahren,
Bis sie, was nun siech und krank,
Heilend, sich wird offenbaren.

Bis die Herzen, die getrennt
Sich zum Bunde wieder wenden,
Und die Brüder allerwärts
Stehen mit vereinten Händen.

Josef Pape

tenbesitzer nicht bekannt sind. Unwissenheit schützt aber nicht vor Strafe!

Wenn ein Gartenbesitzer innerhalb einer geschlossenen Ortschaft Abfälle im Garten verbrennt und durch den dabei entwickelnden Rauch Anwohner belästigt werden, so kann er wegen Übertretung des § 368 des Strafgesetzbuches (StGB) zur Anzeige gebracht werden. Nach Absatz 6 des § 368 StGB ist das Abbrennen von offenen Feuern in der Nähe von Gebäuden verboten, und kann mit Geldstrafe bis zu 150 DM, oder mit Haft bis zu 14 Tagen bestraft werden. Die von der Rauchbelästigung Betroffenen können beim zuständigen Amtsgericht eine Unterlassungsklage erheben, mit welcher es dem Gartenbesitzer untersagt wird, jemals wieder im Garten etwaige Abfälle mit starker Rauchentwicklung zu verbrennen.

Jede Ernte im Garten hinterläßt Abfälle aller Art, vor allem Kartoffel- und Bohnenkraut, die meistens sehr umfangreich sind. Wohin nun mit diesen Abfällen? Wenn die Abfälle ganz trocken sind und in kleinen Haufen bei stets offener Flamme verbrannt werden, läßt sich eine Belästigung durch Rauch wohl vermeiden. Meistens sind die Abfälle aber noch feucht und so wird es fast immer beizenden Qualm geben, der sich innerhalb geschlossener Ortschaften nicht ausbreiten darf. Wenn es einfach nicht möglich ist, die Abfälle im Garten auf den Düngerhaufen zu werfen, dann müssen sie im Garten vergraben werden. Ist auch dies nicht möglich, bleibt als letzter Ausweg der Abtransport an eine Stelle außerhalb der Gemeinde, wo sie bei Beachtung der nötigen Vorsichtsmaßnahmen verbrannt werden können, oder irgendwo auf einen Schutt- abladeplatz gebracht werden dürfen. Es sei hier gleich erwähnt, daß jedes offene Feuer bei Anbruch der Dunkelheit ganz gelöscht werden muß. Abgebrannte Feuer dürfen nicht unbeaufsichtigt nachglühen!

Wenn der Hund den Gehweg beschmutzt...

Der Haushund ist unzweifelhaft das älteste Haustier, welches auf das innigste mit den Menschen verbunden ist. Mit der Entrichtung der Hundesteuer ist aber nicht jegliche Freiheit im Straßenverkehr erkaufte. So dürfen Hunde nicht mit in Lebensmittelgeschäfte genommen werden und es muß darauf geachtet werden, daß sie nicht an den Auslagen der auf den Straßen stehenden Lebensmittelständen schnuppern. Auch in Gaststätten und Hotels sind Hunde nicht gerne gesehen und ebenso gehört ein Hund nicht in ein Freibad. — In Parkanlagen und Forsten dürfen Hunde nicht frei herumlaufen.

Wenn es sich um die Verunreinigung der Gehwege handelt, können Hunde zur Plage werden. Es muß darauf geachtet werden, daß der Gehweg

Dat westföliche Fröhstück

En blanken Disch ut guerrem Baikenholt stäiht in de Stuawe vüör de hülten Bank. Kuem män doarin, hie gielt kein Proahlen stolt un sett dy in de Riege frie un frank. Un nu griep tau, hie es dat schwatte Braut ut äigen Koarn, et woss am Rauenstein. Dat hölt ues ut diäm Huese Schmacht un Naut un hölt de Innärn stur un fast biän. Schnie män de langs diäm Schinken, raut un witt lach't hai dy aan, dai Kuaste brun vam Rauk. Hew keine Naut, dat Meß nit hangen blitt, van binnen es hai at'n Siedendauk. Noch äint, mien Frönd, dai stäinern Kruke doa, iek roa' di guett, vergiät dat Drinken nit. Diäm „Urquelle“ aller Fraiden büst du noah, hai mäkt äist, dat dyn läten Würze kritt. Datt es Westfoalenart — alltied am Oallen hangen, (doch auk dat Nigge richtig es bekieken). Un wann du es 'ne Arbäit hiäst anfangen, draffst du üm'n Düwel nit mähr wieken. un fröhstücken es Arbäit, sunderglieken.

Richard Althaus

sauber bleibt. Die Verunreinigung des Gehweges durch Hunde ist zwar nicht strafbar, doch der Hundehalter macht sich strafbar, wenn er es unterläßt, diese Verunreinigung sofort wieder zu beseitigen.

*Für Gespann-
u. Schlepperzug*
Ackerwalzen
einteilig, dreiteilig, fünfteilig,
340 - 380 - 450 und 500 mm
Ring-Durchmesser



Seit mehr als
100 Jahren!

MASCHINENFABRIK u. EISENGIEßEREI
KLEIN & BIERMANN
5951 OEDINGEN / SAUERLAND Postf. 23

In der Schwerspatgrube in Meggen

Gelegentlich einer Heimattagung in Meggen machten die Männer des Heimatbundes den unter Tage Schaffenden einen Besuch. Das war weder Ausdruck einer Laune oder nur eine Geste, sondern man wollte sagen: wir leben nicht irgendwo in einem Wolkenkuckucksheim, sondern wir wollen um alles wissen, was ein Stück Helmat ist. Dazu gehören auch die Männer in der Grube. Im Empfangsraum werden wir vom Oberingenieur theoretisch in die Geheimnisse des Bergbaues eingeweiht. Da ist ein großes Modell aus Glas vom ganzen Abbaugelände, da hängen Zeichnungen von Querschnitten des Geländes an der Wand, graphische Darstellungen von der Entwicklung der Grube in den Jahren 1864 bis heute.

Morgengang

Noch im Tau die Rose stand,
Ging die Liebe Frau durchs Land,
nelgte sich und war ihr gut,
und die Knospe wurde Glut.

Eben aus dem engen Haus
schlüpft' ein Schmetterling heraus.
Da sie lächelnd hob die Hand,
er die erste Blüte fand.

Saß im Nest die junge Brut,
warm noch in der Mutter Hut.
Als sich naht' die heilige Frau,
stieg ein zages Lied ins Blau.

Schliefe ein Kind am Wegessaum,
träumte seinen schönsten Traum:
pflückte sich der Sterne viel,
Mond und Sterne für sein Spiel.

Gold floß in das Ährenmeer,
und die Wabe wurde schwer.
Süße in die Traube quoll,
und im Laub der Apfel schwoll.

Wo sie ging, die Liebe Frau,
durch das Land im Morgentau,
bracht sie für ein kurzes Glück
uns das Paradies zurück.

Heinrich Luhmann

Die meisten hörten sicher zum ersten Mal, daß hier nicht nur das größte Abbaulager dieser Art in der Bundesrepublik, sondern überhaupt der ganzen Welt ist. Nach der Wiederaufnahme der Förderung ist die Produktion von Jahr zu Jahr gestiegen, wenn sie auch nicht die Fieberkurven der Kriegsjahre verständlicherweise nicht erreicht. Das hier zutage kommende Fördergut enthält 41% Schwefel, 8% Zink, 1/2% Blei und 34% Eisen.

Die großen Anlagen der Schwerspatgrube der Firma Sachtleben drücken dem kleinen Ort an der Lenne seinen Stempel auf. Wenn man weiß, daß die Grube insgesamt 1500 Menschen beschäftigt, die aus der ganzen Umgebung hierher kommen, weiß man auch um die wirtschaftlichen Ausstrahlungen eines solchen großen Unternehmens.

Wer die Verwaltungsräume betritt, ist überrascht von der Großräumigkeit der Gebäude, von der Sauberkeit und dem guten Geschmack, mit dem diese Häuser und ihre Einrichtungen errichtet worden sind. Die große bronzene Figur eines Bergmanns mit der Grubenlampe ist der Schmuck der Eingangshalle und führt sofort den Besucher in den Geist des Unternehmens.

Wir werden zunächst einmal in bergmännische Tracht gesteckt. Man geht unbeholfen in diesen stabilen Anzügen und Schuhen. Ingenieur und Steiger reichen jedem die Karbid-Grubenlampe. Dann rollt es aus der Tiefe im Förderhaus nach oben. Das Eisentor fällt, und wir steigen in den Förderkorb. Ein paar Witze über das merkwürdige Aussehen sind wohl die üblichen Begleiterscheinungen, wenn Gäste einmal in solche Grube fahren.

Sicher und ohne Erschütterung bringt uns der Förderkorb bis zur fünften Sohle. Zunächst hört man einmal mit etwas Beklemmung, daß man sich nunmehr 220 m unter Erde befindet. Obschon man Grubenanlagen aus Bildern kennt, ist die erste Begegnung mit der ganzen Anlage, den Schienen und laufenden Lorenzügen, der spärlichen Beleuchtung und den Männern an den Maschinen und Bohrhämmern wie Erscheinungen aus einer fremden Welt. Es dauert nicht lange, dann vertraut diese Atmospäre und dieses Bild. Dann wechselt man den Glückauf-Gruß mit den Bergleuten, dann bewegt man sich sicher in den langen Stollengängen und hört mit Interesse den Erklärungen der Ingenieure, Stei-

ger und Arbeiter, die sich bemühen, ihr Fachwissen den Laien unter möglicher Umgehung von ihren geläufigen Fachausdrücken verständlich zu machen.

Da ist eine laut knatternde Bohrmaschine – stauenswert für uns – die Ihre Bohrer in die Felswände schickt. Da rollen die mit Gestein gefüllten Züge an uns vorbei. Da müssen wir über Wasserrinnen und kleine Teiche – von den Wänden tropft es unaufhörlich – da steigen wir auf langen Leitern hoch und wieder herunter, um möglichst nah „vor Ort“ zu kommen; der Versuchung, die fachmännischen Dinge hier zu wiederholen, will der Berichtersteller aus naheliegenden Gründen aus dem Wege gehen, zwei Stunden Aufenthalt auf der fünften Sohle scheinen ihm hierfür noch keine Legitimation zu sein. Für die Geologen unter uns, die auf eine lange Praxis als „Steinforscher“ zurückblicken können, ist dieses Herumklettern in der Gesteinswelt natürlich das, was man ein „gefundenes Fressen“ nennt ---

Unsere freundlichen Mentore liefern uns schließlich wohlbehalten wieder an den Förderkorb und Minuten darauf können wir die Karbidlampchen wieder mit dem Sonnenlicht des strahlenden Junitages vertauschen. Noch ein Blick auf die Förderanlage, in den Maschinenraum – dann gehts ins Badewasser, und der Sonntagsanzug nimmt uns wieder auf.

Es ist gut für jeden, einmal auch diese sauerländischen Menschen bei der schweren Arbeit gesehen zu haben, von einander zu wissen, was der Alltag ihnen abverlangt.

Sagt einer: „Es ist doch gut, daß ich hier nicht zu arbeiten brauche“. Und ein anderer: „Wahrscheinlich würde der Hauer oder Steiger, oder wer es sein mag, dasselbe von Ihrer Arbeitsstelle sagen --“.

Das ist gut so, daß gerade da, wo er schafft, sich jeder heimisch fühlt.

Daß wir den Arbeitern in der Grube einen Besuch machten, war nicht eine „Interessante“ Bereicherung des Tagungsprogramms. Das wußte jeder: es war die Bekundung, daß auch hier bei diesen arbeitenden Menschen, über der Erde und unter der Erde, **Heimat** ist.

Die Heimat, die unsere Freude ist – und der unsere Sorge gilt. F. Sch.

Wie im Kohlenbergbau gibt es auch hier Stollen, Querschläge, Schächte etc. Lange Jahre wurde

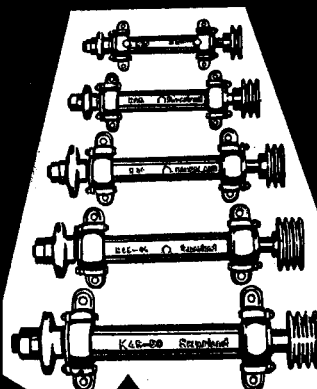
die Förderung mit Pferdefuhrwerk an die Bahn gebracht: Schmelzer mit 70-80, von Goebel mit 30-40 Pferden. Mit der Zeit wurde alles modernisiert. Im letzten Kriege waren rund 4000 Männer und Frauen hier beschäftigt.

Nicht alle Bergleute kehrten von ihrer Schicht gesund oder lebend heim. Zwar gibt es keine Kohlenstaub- bzw. Schlagwetterexplosion, aber Unglücke durch Steinfall, Strebebruch etc. ließen sich nie völlig vermeiden. Der schwärzeste Tag war der 9. Februar 1944, als sich unter Tage neun Tonnen Dynamit entzündeten und explodierten: Bei diesem Unglück gab es 72 Tote und 45 Verletzte, darunter auch Kriegsgefangene und Zivilinternierte bzw. Zwangsarbeiter.

Außer Schwefelkies wird auch Schwerspat gefördert. Anfangs übten Meggener Besitzer ihre Rechte aus, die seit 1917 durch die Kali-Chemie AG übernommen sind. Eine Seilbahn bringt den Schwerspat bis zur Verladerrampe, die ihren Bahnanschluß hat.

*Kreissägenlager
mit Kugellagern
- staubdicht*

15 - 20 - 25 - 30 - 35 - 40 -
45 und 50 mm Wellenstärke
mit Keil- o. Flachriemenscheibe



Seit mehr als
100 Jahren!

MASCHINENFABRIK u. EISENGIEßEREI
KLEIN & BIERMANN
5951 OEDINGEN / SAUERLAND Postf. 23

Das Wiedersehen

Von L. Schmidt-Nagel

Es war ein Tag wie jeder dieser Tage meines Lebens. Gewiß habe ich früher als andere Menschen den Blick für das bunte Leben der Stadt, in der ich wohne, und für die Sonne oder gelegentlich den Mond, der darüber steht, verloren.

Meine Gedanken sind in den Jahren nach dem Verlust der Heimat träumerisch geworden. Ich habe ja auch niemanden, der mir sagen könnte, daß mein alter Hut, der mit der kleinen bunten Feder nicht gerade auf meinem Kopf sitzt, ganz geschweige, daß er längst nicht mehr modern ist.

Einen Tag richte ich nach dem vorhergehenden, und keinen dieser Tage liebe ich. Sie enthalten nur das Notwendigste, und mit wem sollte ich auch meine Gedanken teilen. Ich finde niemanden, der mir zuhört.

Mein Hauswirt mag mich nicht, weil ich meine Besonderheiten habe, die er nicht versteht. Im Haus halten mich alle für eine alte Jungfrau, die

ich jawohl auch bin, alt und verschroben, wenn ich auch die Jahre dafür noch nicht habe.

Wenn ich mich aber in den Schaufenstern der Stadt sehe, die ihre Augen sind, blank und hell, dann weiß ich es nicht, ob ich das bin. Wie soll ich mich von dem alten Lodenmantel trennen, den ich auf der Flucht getragen habe, und der einmal meinem Bruder gehört hat. Gewiß, er ist abgetragen, aber noch immer warm. Es ist noch etwas Heimatwärme darin und etwas Waldluft. Wenn ich dann noch den kleinen, grünen Hut sehe, den mit der bunten Feder, dann höre ich die Hunde bellen, und ich bin glücklich, glücklich in meinen Träumen von damals.

Sicher habe ich versagt. Man baute mir die Brücke in ein neues Leben, aber ich bin verzagt, ich fand nicht den Mut, sie zu betreten.

Niemals wollte ich in dieser Stadt bleiben. Ich war sogar schon einmal hinaus gefahren, ein Zimmer auf dem Lande zu suchen. Aber ich habe Angst vor den grünen Wiesen, vor dem Wald und jedem Haus mit einem roten Pfannendach. Die Stadt ist mir fremd geblieben. Darum macht sie mich nicht wehmütig.

Die Gemüsefrau an der Ecke ist auch zugezogen. Sie sagte es mir selber. Sie hat ein frohes Lachen in den blanken Augen, wenn sie Salat einwickelt und Bohnen wiegt. Wie mag sie es nur bis hierher gerettet haben, das fröhliche Lachen? Einmal lud sie mich zu einer Tasse Kaffee ein und fragte mich tüchtig aus, bis ich einsilbiger wurde.

Was macht es aus, ob es nur ein einziger Acker war, den man verlassen hat, oder ein Stück Land mit Wäldern und Seen.

Man hat das Verlorene geliebt und nicht einem jeden Menschen ist es gegeben, das Lachen im Fluchtgepäck mit zu bringen. Das war also mein Leben, bis ich dich wiedersah.

Es war gestern, oder ist es schon eine Woche her? Ich weiß es nicht.

Der Abend war da, und es hatte aufgehört zu regnen. Da lief ich noch ein wenig die Schaufenster entlang, wie an vielen Abenden meines stillen Lebens, und auch an diesem Abend saß der kleine, grüne Hut, den die Gemüsehändlerin spöttisch den „Gutshut“ nennt, auf meinem Kopf.

Der Blumenstrauß

Vom Feldrain einen Blumenstrauß
Bracht ich der lieben Frau ins Haus.

Sie dankt's mit einem Morgenkuß,
Margeriten, Mohn und Hahnenfuß;

Und mitten in den Sonnenschein
Stellt sie den Blumenstrauß hinein.

Der Kaffee dampft, ein Jüchlein frisch
Vereinigt uns am Kaffeetisch.

Ich trinke zwei, sie bringt's auf vier;
Gesegnet sein sie ihr und mir.

Sie macht die Brote mir zurecht;
Ein ander Mal bin ich ihr Knecht.

Ein Plauderstündlein noch bespricht
Der beiderseitigen Tagespflicht.

Und Sonne, Frau und Blumenstück,
Das ganze Zimmer voller Glück.

W. Lennemann

Heute, in dieser Stunde weiß ich es nicht mehr genau, ob du es wirklich warst, aber ich sah dich in der Passage durch das helle Glas der Schaukästen.

Irgendwie war es die Haltung des Mannes, der mit einer Dame gegenüber der Scheiben stand, die etwas in mir zum Klingen brachte. Wie eine heiße Woge lief das Erschrecken des Erkennens durch meine Glieder, als begannen sie plötzlich zu leben, lebendig und jung wie früher.

Ohne zu atmen, erwartete ich dein Profil zu sehen. Ich habe es so vor mir, daß ich es malen könnte, nur es früher schmaler und jung.

Dann sah ich die Narbe vor deinem linken Ohr, oder ich glaubte sie zu sehen, wo dich Bodo, der große Bernhardiner, beim Herumtollen gebissen hatte. Eigentlich nicht gebissen, nur mit seinen großen Zähnen gestreift.

Dann nahm die Dame deinen Arm, und ich sah lange auf den leeren Platz vor dem Fenster. Meine Gedanken gingen weite Wege, zurück, dahin wo ich dich verlassen hatte.

Weißt du noch, wie du mich einmal vor Bodo beschützttest, als er, so groß wie ein Kalb, mit begehrliehen Samtaugen mein Butterbrot ansah, das ich hoch über meinen Kopf hielt?

Du hobest mich einfach über den Bretterzaun und schwangest dann meine dunklen Zöpfe hin und her, bis ich wieder lachen konnte. Du machtest dir nichts aus den Hänseleien der anderen, weil ich nur halb so groß war wie du, und du

In reichhaltiger Auswahl
**Rübenreiniger /
 Rübenschneider /
 Allesmuser**



Seit mehr als 100 Jahren!
 MASCHINENFABRIK u. EISENGIESSEREI
KLEIN & BIERMANN
 5951 OEDINGEN / SAUERLAND Postf. 23

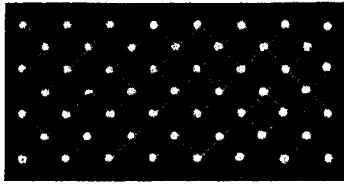
schon lange Hosen trugst. Wir wurden Freunde über Bodo und den Zaun, der unseren Gemüsegarten vor eueren Hühnern schützte.

Du Lieber, das war damals, als die Wälder und Seen noch die alte Heimat waren, und die weiten Koppeln bis zum Horizont reichten.

*Einkochapparatfedern
 und Konservenglas-
 bügel*




GEBRÜDER DINGEKUS
 ATTENDORN I.W.
 SPEZIALFABRIK FÜR KONSERVENGLAS-VERSCHLÜSSE



Stallkosten

ca. 10 mm stark , in Längen von 0,5 mtr.

200 mm breit, Gew. ca. 12 kg p. mtr.

DM 18,- p.mtr.

250 mm breit, Gew. ca. 16 kg p. mtr.

DM 21,90 p.mtr.



Maschinenfabrik u. Eisengießerei **KLEIN & BIERMANN** Oedingen (Sauerland) Ruf: 269

Weißt du noch, daß unsere Freundschaft zum Bündnis wurde an den alten Kopfweiden, unserem Lieblingsplatz?

„Träume nicht“, sagtest du, wenn ich den weißen Segelwolken nachsah.

Manchmal lagen wir im Gras unter dem Sommerhimmel unseres Landes, den ich nie wieder so gesehen habe, so weit gespannt von Horizont zu Horizont. Margeriten nickten neben unseren Köpfen, und die Pferde standen gegen den Himmel.

Der Moloch Krieg nahm dich mir fort und dann nahm er mir die Heimat und darin warst du.

Kannst du dich an unsere Winter erinnern? An den Ententeich, und Immer waren meine Schlittschuhe nicht ganz in Ordnung. Weißt du noch,

wie du dich ärgertest, wenn ich so klein und leicht wie ich war, davonflog zum anderen Ufer? Manchmal hielt ich absichtlich zurück, daß du mich fangen konntest. So sehr ich versucht habe, zu vergessen, das ist mein Traum geblieben, der Teich, der Wald, die Wiesen, das weiße, alte Haus mit den uralten Kastanien und – du!

Nach so vielen Jahren bin ich immer noch Besuch in dieser Stadt. Weißt du noch, als wir Abschied nahmen an dem Tag, an dem du Soldat wurdest?

Ich hatte noch meine Zöpfe, und immer noch waren sie deine Freude. Da küßtest du mich zum ersten Male.

Es wollte Frühling werden, und als ich die Augen öffnete, war ein lichter Schleier ersten Grüns über den alten Kopfweiden, die noch so oft meine einzige Gesellschaft waren.

Es ist dir keine Zeit für deinen ersten Urlaub geblieben. Stundenlang saß ich an den Weiden, und ihre Wurzeln hätten von meinen Tränen leben können.

Es kam dann wieder eine Zeit, da mein Herz wie ein wilder Vogel war, hilflos flatternd, ohne Geborgenheit und Heimstatt.

Da waren meine Tränen längst versiegt, und nur meine Gedanken waren auf weiten Wegen. Sie suchten Brücken und Stege an allen Tagen zum vergangenen Leben und zu dir.

Aber auch diese Zeit verging mir, und ich betrat das Land meiner Träume, verbannt von allem, was Glück war, und jetzt muß ich alle Tage an den Scheiben der Passage stehen und warten. Man spürt den Wechsel der Jahreszeiten in den Straßenschluchten der Schaufenster.

Ob ich dich jemals wiedersehen werde?

Ich werde warten!

Sundagsriuh

Hilligschoin un Klärkenstille
Is de olle Bluernstuawe.

Imme Süörger restet sik de Vaar,
un de Mömme lieset in der Handpostille
in der Liäseecke unnerm Mutterguarresbille,
un en Sunnenscheynken keyket mille
düör de Riuten in de olle Stuawe;
un et rieget sik kein Lüftken Imme Huawe

un kein Menske mehr.
Un kein Menske -- --
Sunddag hiät et Hlus.

Imme Süörger restet sik de male Bluer,
un vam Täoern fären gälht de Klärkenluer,
un de Klocken lulet lähren Mutterguarresgruß,
un de Sunne sinket.

Norbert Voß
Aus „Dag un Dau“

Sauerländische Sagen

Der Teufelsstein

Nicht weit von Saalhausen, abseits von der Landstraße, die durch das Lennetal führt, lag ehemals ein großer Felsblock. Er war oben flach wie ein Altar. Und wirklich ist er in altersgrauer Zeit ein Opferstein gewesen.

Aber später hatte es seine Sonderheit mit diesem Stein. Fünf Vertiefungen waren darin gezeichnet, als hätte ein Mensch sie mit Kopf und Armen und Beinen eingedrückt. Vor diesem Bild erschrak nicht so sehr ein Mensch, wohl aber der Satan. Denn es war für ihn eine schmerzliche Erinnerung, und er mied mit Fleiß den Weg, der hier vorbeiführte.

In den Höhlen des Lennetals wohnten vor langen Zeiten viele Hexen. Als die Boten des Christentums kamen, war es mit ihrer Kunst vorbei. Sie wanderten aus. Nur eine Hexe blieb und wohnte wie bisher im Goldstein, nahe bei dem Opferaltar. Der Satan lobte ihren dreisten Sinn, und er kam öfter zu der Hexe und jagte mit ihr herum an den Felsen, über Busch und Dornestrüpp.

Einst, als der Teufel wieder einmal mit der Alten getollt hatte, sagte die Hexe plötzlich: „Du siehst

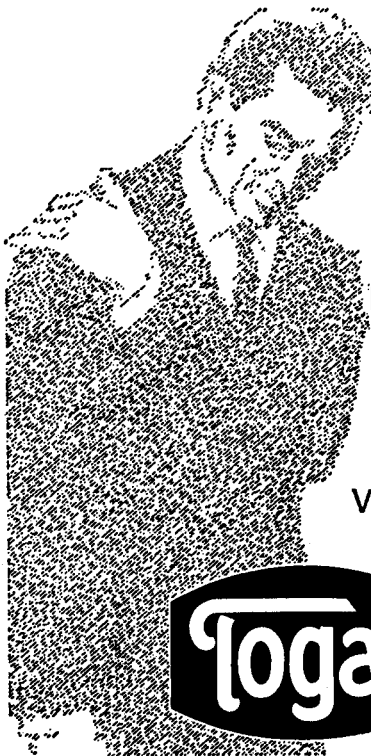
drüben die Bergspitze. Wirst du hinüberfliegen, so sei ein kühler Krug Kräuterbittern dein Lohn!“ Der Teufel lachte und schwang sich in die Luft. Da, plötzlich versagten ihm die roten Flatterschläge. Er stürzte aus der Höhe herab und schlug kreischend auf jenen Steinblock und fiel mit solcher Wucht, daß selne Glieder sich eingruben.

Die Alte führte den zerschundenen Höllenmeister an die Lenne und wusch ihm seine Wunden.

Noch heute vernimmt man an dieser Stelle das jämmerliche Stöhnen des Bösen. Auch ist hier das Wasser zum Sumpf geworden, und gespenstliches Erlengebüsch kriecht heraus. Nicht selten steigt ein schweflichter Dunst auf, und ein roter Schein liegt über dem Wasser, und man kann meinen, die Hölle wäre nicht weit.

Der Wilzenberger

Auf dem Wilzenberg an der Lenne stand in altergrauer Zeit die Burg eines Riesen. Er war mächtiger und stärker als alle selnesgleichen und war der Schrecken des Landes. Er war so gewaltig groß, daß er das weite Tal mit einem ein-



Rheuma

Rheuma, Gelenkentzündungen, Gliederreißen sowie andere rheumatische Erkrankungen bekämpft Togal rasch und zuverlässig. Togal stoppt den rheumatischen Krankheitsprozeß, fördert aktiv die Heilung und bringt so auch die quälenden Beschwerden zum Abklingen. Verkrampte Muskeln lösen sich, schmerzhaftes Gelenkschwellungen und Entzündungen gehen zurück, die Beweglichkeit der Glieder bessert sich.

**Seit Jahrzehnten bewährt
keine Gewöhnung – gut verträglich.**

Erhältlich in allen Apotheken.



zigen Schritt messen konnte. So stand er bisweilen mit dem einen Fuß auf dem Wilzenberg und mit dem andern jenseits auf dem Koppen und bückte sich nieder, aus der Lenne zu trinken. Dann war es jedesmal, als habe sich eine schwarze Wolke vor die Sonne geschoben. Und wenn er das Wasser schlürfte, so rauschte es wie ein schweres Wetter durchs Tal.

Die Leute ringsum hielten sich verborgen in Angst vor dem wüsten Gesellen. Hatte er sich einer grausamen Tat schuldig gemacht, so stürzte er sich gierig nieder auf das Wasser der Lenne. Aber es entwich vor ihm in die Erde, als fürchte es sich.

De Geschichte vom Spinnfräulein

Auf dem Herrensköppchen bei Winterberg stand einst ein Schloß. Hier wohnte ein Ritterfräulein, das war über die Maßen stolz. Es verachtete die Bauern, die den mageren Acker pflügten, und verachtete die armen Frauen, die sich abmühen mußten auf den Flachsfeldern und sich die Finger krumm spannen vor lauter Not. Die Frauen ertrugen die Schmach nicht länger, die ihnen die Stolze täglich antat. Sie gingen daher zu den Hollen, die im Hellelatal wohnten, und klagten ihnen ihr Leid.

Eines Tages nun fuhr das Ritterfräulein zu Besuch auf die Burg Norderna. Indes gruben die Hollen schnell einen Gang in den Berg hinein und unterwühlten die Burg, so daß sie keinen Grund mehr hatte. Da stürzte sie mit großem Getöse zusammen.

Als das Fräulein nach einigen Tagen zurückkehrte, fand sie statt des stolzen Schlosses nur noch Trümmer, und sie begann ein lautes Jammern in ihrem Unglück. Aber keine Tür tat sich für sie auf, keine Hand reichte ihr ein Stück Brot. Sie war verstoßen von jedermann.

Da sie nicht aus noch ein wußte, ging sie am Ende zu den Hollen und weinte bitterlich. Sie wollte fleißig arbeiten, sagte sie, wenn sie nur bei ihnen bleiben könnte; denn auf der weiten Welt habe sie keinen Menschen mehr.

Die guten Hollen hatten Mitleid, gaben ihr ein Spinnrad und Flachs dazu, und sie hat gesponnen, Tag und Nacht.

Die Hollen trugen das Linnen, welches das Fräulein gesponnen hatte, hinauf und legten es heimlich zu der Arbeit der Frauen, damit die armen Frauen nun Gutes empfangen für alle Kränkung, die das Ritterfräulein ihnen einst angetan hatte. Wenn man heute durchs Hellelatal wandert, so hört man in stillen Stunden ein leises Surren. Es ist aber das Spinnrad des Fräuleins im Berge bei den Hollen.



**Machen Sie
das Beste
aus
Ihrem Geld**



**Wir beraten Sie
bei der Geldanlage**

Sie wissen doch:



Wenn's um Geld geht
SPARKASSE

Die öffentlichen Sparkassen im Kreise Meschede:

SPARKASSE MESCHEDÉ

in Meschede, Eslohe, Wennemen und Cobbenrode

SPARKASSE DES AMTES SCHMALLEMBERG

in Schmallenberg, Fleckenberg, Gleidorf, Oberkirchen, Westfeld
und Wormbach

SPARKASSE DES AMTES SERKENRODE

in Finnentrop, Bamenohl, Fretter, Lenhausen, Oedingen, Ostentrop
und Serkenrode

VERBANDSSPARKASSE BESTWIG

in Bestwig, Heringhausen, Nuttlar, Ostwig, Ramsbeck und Velmede

SPARKASSE DER STADT FREDEBURG

STADTSPARKASSE EVERSBERG

in Eversberg, Wehrstapel/Heinrichsthal

GEMEINDESPARKASSE BÖDEFELD



Kinder- Heimat

Knickern - ein uraltes Frühlingspiel

Von Richard Althaus

Knicker, Klicker, Murmeln, Marmeln, Picker, Schusser, Mollen, Löper, Steinerte, Schipper, Ditscher, Tetscher — nein, nun muß es aber gut sein, wer soll sich da noch auskennen? Dabei ist doch bei all diesen Bezeichnungen immer nur unser alter, lieber Knicker gemeint, ein Spielzeug, das sich hartnäckig über alle guten und schlechten Zeiten hinweg erhalten hat, und das noch so raffiniertes und modernes Spielzeug verdrängen oder ändern konnte. Es ist wirklich eines der ältesten Spielzeuge der Welt, haben doch immerhin schon die Kinder der alten Ägypter vor tausenden vor Jahren damit gespielt und mit den vom Flußwasser rund geschliffenen Steinen spielten noch früher auch die Höhlenkinder der Steinzeit.

Bis dann eines Tages ein gewitzter Mann auf die Idee kam, die runden Steinchen künstlich herzustellen. Sie wurden zuerst aus Marmor gedreht

(daher Marmeln), später aus Kalkstein, Grauwacke und noch später auch aus Glas. Weil aber auch die armen Kinder Marmeln haben wollten, preßte man sie schließlich maschinell aus Ton, bemalte und brannte sie. Damit traten sie ihren Siegeszug um die Welt an. Die echten Marmeln wurden früher in den sogenannten Kugelmühlen des Salzburger Landes hergestellt. Dreimal legte man sie zwischen immer feinere, gerillte Mühlsteine und nach etwa 24 Stunden waren sie rund und glatt. Bis zu tausend Zentner solcher Knicker wurden im vorigen Jahrhundert vom Salzburger Land in alle Welt verkauft. Segelschiffe nahmen häufig gern solche Ladungen auf, weil die Knicker sehr schwer waren und die Segler dadurch den notwendigen Tiefgang bekamen.

Auch im Sauerland wurde zu allen Zeiten mit Knickern gespielt. Immer wenn im Frühling die Sonne ein bißchen wärmer scheint, und Straßen und Plätze trocken werden, holen, vor allem auf dem Lande, die Jungen ihre Knickerbeutel hervor, und wieder beginnt das uralte Spiel des Knickerns. Auch heute hat es noch nichts von seiner Popularität eingebüßt und auch in den Städten unserer Heimat wird es noch gespielt, von Jungen und Mädeln.

Das Wichtigste beim Spiel waren natürlich die Knicker selber. Ebenso selbstverständlich war, daß wir damals nur Plattdeutsch sprachen und daß daher alle Ausdrücke beim Knickerspiel nur plattdeutsch bekannt waren. Die Bezeichnungen der Knicker richteten sich bei uns nach dem Material, aus dem sie gefertigt waren. So kannten wir vor allem die *Stäinknicker*, die aus Grauwacke gedreht wurden und sehr haltbar waren. Als weniger gut erwiesen sich die *Möllekes* oder „Mollen“, die sehr klein (kleine Kartoffeln heißen ja auch so) und aus Ton geformt, bemalt und gebrannt waren. Es gab aber auch ganz billige, mit der Hand aus Ton geformte und bemalte, aber nicht gebrannte Knicker, die natürlich leicht zerbrechlich waren. Sie hießen *Mählkrutzen* oder *-knutzen*. Erheblich höher im Kurs standen da schon die *Bästers*, sehr dicke Knicker aus Grauwacke oder Eisen. Sehr begehrt, weil seltener, waren immer die *Sundagsknicker*, leuchtend bunt gefärbte Steinknicker, die es infolge des hohen Kaufpreises nicht so häufig gab. Unstreitig der Gipfel und für uns wahrhaft königlicher Besitz aber waren die *Glässkes*, die Knicker aus Glas, die es in allen nur erdenklichen Dimensionen und in den schönsten Farben gab. In ihnen waren oft farbige Spiralen oder gar schneeweiße Tiere eingeschmolzen, oder sie boten ein Spiel irisierender Farben. An sie war natürlich schwer ranzukommen. Da ging es schon leichter, wenn man die seegrünen Kugeln aus den Verschlüssen der Selterwasserflaschen sammelte. Das mußte man natürlich im Sommer besorgen, wenn die traditio-

Von allerlei Getier

Christine, Christane,
Wat krägget dai Hahne?
Hai sittet oppem Tiene,
Un plücket sik ne Pliume
Ik saggte füär' ne, hai söll mey äine giewen,
Do woll hai mey'n Pott vull Stäine giewen,
Do schlaug' ik' ne an den Kopp,
Do raip dai Mester Jakob.
Threse, widdewese Beßmenstiel,
Gif den Goisen nit te viel,
Gif den Änten auk wat met
Dann weert se all tehaupe fett.
Kuckuck, friet de Egger iut,
Friet dai Schwalen met,
Dann weerste dlick un fett.
Hawek, Hawek, Kulkendaif,
Hiäst deyn Vaar un Mömme nit laif.

Aus dem Kreise Olpe

Falke macht
Strümpfe für Staats-
männer  **und**
Steuerzahler , **für**
Teens  **und Twens,**
 **für Tennissasse**
und Skikanonen ,
für Hochseefischer
 **und Landratten.**

Falke hat einfach
jeden Strumpf, den Sie sich
vorstellen können.



nellen Familienausflüge mit Butterbrotpaketen und Botanisiertrommeln stattfanden.

Kein Wunder, daß mit den Knickern ein schwungvoller Handel getrieben wurde. Bei uns hieß das natürlich „kungeln“. Jede Knickerart hatte ja ihren besonderen Wert und für einen guten mußte man schon etliche weniger gute geben. So bezahlten wir für einen Stäinknicker drei bis vier Möllekes, oder fünf Miählkrutzen. Für einen Bäster aber etwa 20 Stäinknicker und für ein Glässken je nach Größe und Farbenpracht 20—40 Stäinknicker. Selbstverständlich war jeder normale Junge darauf bedacht, den anderen zu übervortellen, zu „beschummeln“.

Der Ablauf der Knickerspiele ging nach ungeschriebenen Gesetzen vor sich. Allgemein waren folgende Regeln: Lagen im Schußfeld des Werfers Hindernisse, wie Steine, Zweige o. ä., konnte der Werfer durch den Ruf „Alles wägg“ die Bahn glätten, damit er evtl. zu einem guten Wurf kam. War sein Gegner aber schneller und rief „Nix wägg“, dann mußten alle Hindernisse liegen bleiben. Rollte der Knicker in eine Vertiefung, konnte der Werfer durch den Ruf „Absatz“ erzwingen, daß der Knicker höher gelegt wurde und dadurch ein besseres Ziel bot. Rief aber der Gegner „Kein Satz“, blieb der Knicker ungünstig liegen. Wollte ein Spieler verhindern, daß sein Knicker „angepickt“ wurde (durch Werfen getroffen), konnte er das durch den Ruf „Dux“ zu verhindern suchen. Dann wurde der Knicker mit dem Absatz

in die Erde gedrückt (ihn ducken, verbergen), wo er dann besser gegen einen Treffer geschützt war. In den meisten Gegenden unserer Heimat wurde mit den Knickern geworfen, hier und da aber auch „geschossen“. Das geschah so, daß der Knicker zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand eingeklemmt und nach sorgfältigem Zielen abgeschossen wurde. Da die Hand dabei auf der Erde liegen mußte, kann man sich gut vorstellen, wie „beglückt“ Eltern und Lehrer waren, wenn die Jungen zu Hause oder in der Schule aufkreuzten. Beim Werfen ging es natürlich auch nicht sauberer zu. In meiner Kinderzeit spielten Mädchen nur ganz selten mit Knickern.

Sechs der gebräuchlichsten Knickerspiele sollen hier nur kurz skizziert werden. Sie mögen auch für viele Unterarten stehen, deren Aufzählung den Rahmen dieser Abhandlung zu sehr sprengen würde. Ist die Erde noch ein bißchen feucht, entscheidet man sich zunächst für *Pick an die Wand* (Pick an die Wand). Der erste Spieler wirft seinen Knicker so an eine Wand oder auf einen Mauervorsprung, daß er in einem Bogen abspringt. Der zweite Spieler sucht nun seinen Knicker so an die Wand zu werfen (picken) daß dieser den ersten trifft oder ihn auf Fingerspannweite erreicht. Also, kann der letzte Werfer die beiden Knicker mit einer Spanne von Daumen und kleinen Finger verbinden, gehören ihm beide Knicker. Spielen mehrere Jungen mit, gehören ihm auch alle Knicker, wenn er mit seinem den vorher geworfenen anpickt. Ist aber der Knicker eines Spielers nicht weit genug von der Wand abgefliegen, darf er noch einmal picken.

Nicht minder beliebt ist *Pick und Spanne* (picken und spannen). Mindestens zwei Spieler. Einer muß nach dem Knicker des anderen werfen, der in unterschiedlicher Entfernung liegt. Trifft er ihn (picken), oder kann er ihn durch die Handspanne mit seinem verbinden (spannen), gehören ihm beide, sonst kommt der Gegner ans Werfen und dann ist er meistens verloren. Gern wird dabei gemogelt, indem man versucht, einen Knicker mit der Fingerspitze heranzuziehen. Das nennt man „Betuppen“ oder auch „Bieräiken“. Letzterer Ausdruck wird auch angewendet, wenn sich ein Spieler weit über die Mal-Linie beugt und die Spielhand weit vorstreckt, um einige Zentimeter zu gewinnen. Beldes ist natürlich verboten. Bei uns war dieses Spiel besonders auf dem Schulweg beliebt, da man dabei ja vorwärts kam, aber nie früh genug zum Schulbeginn.

Küffken, das dritte Spiel ist schon komplizierter. Mit dem Absatz wird ein rundes Loch in die Erde gedreht, das Küffken. Zum Glück waren unsere Schulhöfe nicht geteert oder gepflastert. Ein Spieler gibt dem anderen eine Anzahl Knicker in die Hand, die dieser verdoppelt. Nun wirft er von einem Mal aus die Knicker gleitend aus der hohlen Hand in das Küffken. Bleibt eine ge-

Vogelstimmen

Der Spatz im Winter:

Bulerken, Buierken lot mik in deyn
Schulerken!

Der Buchfink:

Di lelb, lelb, lebb, de Welt is schäbb
viär lluter Lumperte!

Die Kohlmelse im Lenz:

Spinn dicke, spinn dicke swlpp int Feld!

Die Schwalbe:

As ik Abschäld nahm wören alle Schoppen
un Schulern vull
As' ick wlerkam
Was alles vergluckelt, verguackelt,
vertährtl!

Die Lerche beim Aufstieg:

Köörnken rlepl Köörnken rlepl!
Köörnken rlepl!

Beim Niedersteigen:

Ick woll mol gern in den Hleml staigen
Was viel te wlet!
Te willet! Te willet!

**Ein
guter
Tag
beginnt
mit der**



ACCUMULATORENWERK HOPPECKE



CARL ZOELLNER & SOHN

5798 HOPPECKE (WESTF.)

Unser Arbeitsprogramm: Accumulatoren für alle Verwendungsgebiete:

Ortsfeste Batterien in Glas-, Steinzeug- oder Hopperitkästen mit positiven Groboberflächen- und negativen Kastenplatten. Pufferbatterien, Lichtbatterien, Batterien für Notbeleuchtung, Eisenbahn-, Sicherungs- und Fernsprechanlagen, Selbstanschlußbatterien im Fernsprechbetrieb usw.

Fahrzeug-Antriebs-Batterien für Elektromobile, Lastkarren, Schlepper, Hubkarren, Plattformwagen, Kippwagen, Grubenlokomotiven usw.

Schiffsbatterien für Beleuchtung u. Antrieb.

Batterien für Schienenfahrzeuge: Zugbeleuchtung für Diesellokomotiven usw.

Auto- und Motorrad-Batterien für Beleuchtung und Anlasser.

Radio-Heiz- und Anoden-Batterien, Hochspannungs- und Meßbatterien. Batterien für Verstärkungsanlagen.

Kleinsammler für Telefonie, Telegrafie, Uhren- u. Signalanlagen. Dauerelemente, Spezialelemente mit hohem Säureraum usw. **Ersatzplatten und Material** für vorhandene Batterien.

rade Zahl (paar) von Knickern im Küffken, gehört ihm der ganze Wurf, bei „unpaar“ dem Gegner. Da immer einige Knicker über den Rand springen, ist das Ergebnis stets offen und nicht so sehr an Geschicklichkeit gebunden. Also eher ein Glücksspiel. Das Spiel entbehrt dadurch nicht einer gewissen Spannung. Natürlich versucht man auch hier zu „betuppen“, indem man einen Knicker im gekrümmten Daumen festhält und ihn gegebenenfalls nachrollen läßt, wenn es „unpaar“ ist. Wird der Betupper erwischt, muß er Strafe zahlen (ut de Ameskasse).

Mehr Geschick gehört wieder zum Uthacken. Wieder wird ein Loch mit dem Absatz gedreht, in das jeder Mitspieler zwei bis vier Knicker legt, nach denen dann mit einem Bäster geworfen wird. Die herausgepickten Knicker gehören dem Werfer. Als sozusagen „gerechter“ Ausgleich darf der Spieler neu anfangen, der den letzten Knicker aus dem Küffken wirft.

Auch beim Riege npläcken oder -schmieten kommt es auf persönliches Geschick an. Mehrere Spieler setzen eine Anzahl Knicker in eine Reihe mit etwa 10 cm Abstand. Mit einem „Gewinner“ (ein Knicker, der einem schon oft Glück gebracht hat) versucht man nun, einen Knicker aus der Reihe heraus zu „pläcken“. Gelingt es, gehört – je nach vorheriger Abmachung – der getroffene Knicker, oder aber auch alle rechts oder links von dem getroffenen Stück liegenden Knicker. Selbstverständlich wird auch hier von einem Mal aus geworfen. Werden die Knicker statt in einer Stirnreihe in eine Längsreihe gelegt, gilt es ebenfalls einen herauszupicken, alle davor, oder dahinter liegenden Knicker gehören dann dem Werfer.

Weigenleedken

Sloap, mien Kind,
nu steiht de Maon
graut un kloar an't Hiemmelstelt.
Sloap, mien Kind,
un laot düsse stille Welt.
Sloap, mien Kind,
de Stäärmkes staot,
kiekt harunner dūr de Baim.
Sloap, mien Kind,
wi alle gaocht
met in diene schönsten Draim.
Sloap, mien Kind,
denn Moders Laiw
is bi di de heele Nacht.
Sloap, mien Kind,
Kick an, ick glaif,
Kindken släopt all week un sacht.

Rainer Schepper

Sehr beliebt war immer das Utknicksen. Mehrere Spieler setzen eine Anzahl Knicker in einen kleinen Kreis (Knuff) von etwa 20 cm Durchmesser zu einer Pyramide zusammen. Von dem zwei bis drei Meter entfernten Mal aus wird mit einem nicht zu dicken Bäster auf das Häufchen in dem Kuff geworfen. Alle Knicker, die über den Kreis hinaus fliegen, gehören dem Werfer. Hat er das Pech, alle Knicker mit einem Wurf aus dem Kuff zu werfen, muß er zur Strafe die gleiche Anzahl (in einigen Gegenden die doppelte) Knicker einsetzen.

Die Knickerspiele waren früher – und sind es heute noch – sehr zeitbedingt. Meistens dauerte es nur wenige Wochen, dann verschwanden die bunten Kügelchen wieder in den Schubladen, und andere Spiele wie Schlagball, Fangspiele (Hinkebuer – Wer fürchtet sich vor'm schwarzen Mann – Wolf und Gänschen und andere mehr) traten an ihre Stelle. Dafür wurden aber gerade die Knickerspiele mit einer unglaublichen Intensität getrieben. Jedes Mittel war uns recht, in den Besitz der lockenden Kügelchen zu kommen. Schmutzige und blaugefrorene Finger wurden in Kauf genommen. Essen und Trinken, Schule und Schularbeiten wurden souverän übersehen. Es kam einfach wie ein Fieber über uns. Merkwürdigerweise faßte aber kein schulentlassener Junge mehr einen Knicker an. Seinen Bestand verschenkte er an Geschwister oder jüngere Kameraden. Wie schon erwähnt, war es kein Spiel für Mädchen, sondern ganz und gar ein „männliches“. Bedingt durch die immer stärkere Besiedlung unseres Landes und durch den Bau von Stein- und Asphaltstraßen, in die man keine „Küffkes“ drehen kann, aber auch durch die Zunahme des technischen Spielzeugs, ist das Knickerspiel nicht mehr so populär wie vor 60 Jahren. Aber auszurotten wie manche anderen Spiele unserer Jugend, ist bis jetzt noch nicht gelungen.

Auch das ist ein Stück Kultur, das der Moloch Zeit noch nicht gefressen hat.

Wie die Tanne ihre Nadeln bekam

Von E. A. Eisenhauer

Ihr wißt doch alle, daß der Herbst ein großer Malermeister ist und vor allem die bunten Farben liebt? In den Gärten leuchteten bald die Früchte in den schönsten Farben aus dem grünen Laub der Bäume; auch im Wald hatte er den Brombeeren ein tiefviolettes Kleid gegeben, den Früchten der wilden Rose aber ein leuchtend-rotes Gewand, je nachdem, wie sie es wünschten. Dabei kam es natürlich vor, daß auch hier und da ein Farbenklecks auf die Blätter fiel, und die



bekömmlich durch besonders
weiches Brauwasser

taten gar stolz damit vor den anderen, die ganz grün geblieben waren. Da baten die anderen: „Lieber Meister Herbst, wir möchten auch gerne so bunt und lustig aussehen!“

Der Herbst ließ sich nicht lange bitten, suchte all seine bunten Farbreste zusammen und machte sich an die Arbeit. Da boten die Wälder und Gärten bald ein wundervolles, farbenprächtiges Bild. Um diese Zeit trug auch die Tanne noch grüne Blätter wie die anderen Bäume, und als der Herbst nun auch zu ihr kommen wollte, rief sie: „Nein, nein, ich möchte diesen Mummenschanz nicht mitmachen. Das Leben ist doch viel zu ernst!“ Da stellte der Herbst seine Farbtöpfe beiseite. Da er aber über alles die Lustigkeit und den Tanz liebte, mußte der Wind immer zu fröhlichen Reigenfesten aufspielen, und die bunten Blätter wollten nur noch tanzen und riefen dem Winde immer wieder zu: „Spiel uns auf, spiel uns auf, wir wollen uns unseres Lebens freuen!“

Winterowend

Kumm, sett dik bey'n Uawen!
Ik saiht dey aan, diu kannst gutt vertellen.
Vey Gräuten welt Appeln schellen.
Un diu, klalne Schelm do buawen,
Halt dik faste, süß fällestey mey plackstig op en
Düse feyv Appele, dicke un rät, [Schäut.
Liät in de Kachel taum brohn! —
Slecht sall't us dün Owend nit gohn.
Un de dickeste Is viär diän klalnen Schelm,
Dal do häuge sittet met Säwel un Helm.
Hört tau, wat dai frümmere Mann vertellet,
Ungerdiäs vey de Appeln schellet.

„Et was mol en aarm verloten Kind,
Dat genk aliäne diär Nacht un Wind;
Seyn Vatter un Mutter wören baide daut,
Det Kind gräin sey de Äugelkes rät.
Et harr' nit Mantei, et harr' nit Kläid,
De Wind am dünnen Hiemeken rät,
Et harr' nit Huasen, eet harr' nit Schauh,
De witte Snai, dai deckere 't tau.
Un't allerleßte Stücksken Bräut
Harr't dailt mit en Vullkes, dai lieren säu
Näut.“

Wat schuiwet sik do in meyne Hand?
Wai bucket do met'm Köppken an de Wand
Un raipet: „O Mutter, läup geschwind
Un hal doch häime dät aarme Kind!
Meyn Berreken ist so bräit un lank,
Do sall't inne slopen, ik slope op ter Bank.
Meynen dicken Appel, meynen Säwel, meynen
Dät glew ik all diäm aarmen Schelm.“ [Helm,
Gutt kannste vertellen, ik soh't deynen Äugen
Eyn Kingerhiäte fenk te blauen aan, [aan:
Twäi Kingerhänne gäfften iähr Laiweste hiär.
Wann de des Wiäges kümme, klopp wler an
use Diär.
Christine Koch

Es wurde immer toller. „Mehr, mehr!“ riefen die Blätter immer wieder, wenn der Wind sich einmal ausruhen wollte. „so blase doch, Wind, blase!“

Da packte den Wind der ganz tolle Übermut, er blies mit aller Kraft, und da die bunten Blättchen vom wilden Tanz schon ein wenig matt geworden waren und sich nicht mehr gar so fest an den Zweigen hielten, da geschah es: sie konnten sich nun nicht mehr halten, und — heidi, trug der Wind sie davon durch die Luft. Das gab ein Wirbeln und Stoßen, ein Tollen und Lachen. Aber das Lachen verging ihnen, als sie dann endlich erschöpft irgendwo zu Boden sanken und dort liegen blieben, weil sie nicht mehr zu ihren Bäumen zurückkehren konnten. Die standen nun ganz kahl und trostlos da, riefen nach dem Meister Herbst, aber der hatte sich schon wieder auf die Wanderschaft gemacht...

Nur die Tannen standen noch da im Schmuck ihrer grünen Blätter.

Es kam ein anderer Herr in das Land, ein gar grimmiger Herrscher war es, mit der Sonne hatte er sich bald erzürnt. Sie schien nicht mehr und so mußten alle, die sie bisher erwärmt hatte, sehr unter der Kälte leiden. Am meisten die armen kahlen Bäume, aber auch die Tannenblätter stöhnten. Sie rollten sich ganz zusammen, daß es nun aussah, als trügen die Bäume lauter splitze grüne Nadeln...

Aber endlich zog auch dieser gestrenge Herr davon, und es kam der Frühling. Er war milde und gütig und schenkte den entlaubten Bäumen wieder frische grüne Blätter. An den Tannen aber hatte er sich die Hände wund gestoßen, und so behielten sie ihre spitzen grünen Nadeln, denn sie hatten nicht mehr die Kraft, sie wieder zu Blättern zu entfalten.

Und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. (—idk—)

Häime

Im Blärgland was meyn Stücksken Häime.
Do was de Wiese liuter grain,
un diusend Blaumen blöggeren im Sumerjohr,
un üöwer usem Hius kann op en Hoor
de Eikbäum intem Schuattstain salhn.

Un wenn de Hiärwest kam,
dann hlät he riusket
un us vam willen Jäger wuat vertallt.
Un wenn et Froijohr was,
dann heff ik liusket
un mi am Vugelneste op de Tälwen stallt.

Wenn doch säo 'n Stücksken Häime
liuter met mi genge:
de Biärg, dai Wiesen un dat weye Feld.
Ik matt uch missen, wenn ik mi äok ümmebrenge,
un kumme liuter widder In de Welt
un well doch weyer häime — — —

Norbert Voß aus „Dagg un Dau“



Waldreiches Bergland (450-818)
Mildes Reizklima
250 km Wanderwege
Hallenfreibad (ganzjährig geöffnet)
+ Wintersport / Skilifte - Sprungschanzen

= Erholungsreiche Ferien / frohe Wochenende
in

modernen Hotels, gemütlichen Pensionen,
Ferienwohnungen oder Zweitwohnhäusern
der

Erholungsgemeinden Berghausen, Bödefeld-
Freiheit, Bödefeld-Land, Dorlar, Rarbach
und der Stadt Fredeburg. (Kneipp-Kurort)

Auskunft und Prospekte gern und schnell durch

AMTSVERKEHRSVERBAND 5947 FREDEBURG

Postfach 2 - Telefon 02974/351

**Über
75 Jahre
Pionierarbeit
in der
Gesensschmiede-
technik**



SIEPMANN-WERKE KG
BELECKE (MÖHNE)

PLATTDUIJSK IN EHREN

Op der Hasenjagd

De Heer Stadrot Lukas Lülink striepere düör seyne Jagd und woll en Hasen scheiten. Seyne junge Frau harr me saggt: „Lukas, meyn leiwe Mann, weißte, bo ik mol grade rechten Aweteyt op härke? Op Hasenpiäper! Nju goh und scheid mey 'n Häseken, mey te Gefallen!“

No, bat deiht me nit all, wamme ne junge Frau hiät! Feyf geschlagene Stunden laip hai niu heyrümme, un nit äun Steert vamme Hasen harre sik seihn loten. Vernehnig woll hei häimegohn. Do käm meyne Frau met me Kuarwe am Aarmen in de Maite, un in diäm Kuarwe wiepelere un krasere wuat inne rümme. De Heer Stadrot, dei van Natiuer neygierig was, frogere: „Frau, bat driäg ey do in diäm Kuarwe? Hauhner?“ — „Näi, en Hasen.“ „En Hasen? Biu kumm ey dann an en lebendigen Hasen?“

„Jä, Heer, dat is ne kuriause Geschichte; se lutt ganß luigenhaft un is doch wohr. Seiht, dat aarme Deyer saat in usem Goren un was vüör Kölle half daut. Ik häl ne rin un satte ne ächtern Uawen, un do bekrieg hei sik dann sau lankam. Ik häl me 'n paar Kauhblaar, owwer hei päck nix an. Da dacht ik: dat aarme Deyer jomert un lait en laupen. Jä, seiht, un do mäk hei 'n paar Sprünge, un dann laip hei weyer trügge in unse Hius ächtern Uawen. Bat niu! Ik saggte füör meynen Mann: „Jausup“, saggt ik, „vey wellt us kein unrecht Gut op de Säile hangen, ik brenge ne'm Fürster in der Stadt, diäm kümmet hei tau.“ „Diusend Schwerrenaut!“ reip do de Heer Stadrot, „bat sin ey 'n ehrlich Menske! Owwer hört, üowerlotet diän Hasen mey, ik gief ug feyf Mark derfüör!“ „Heer, dat draff ik doch nit daun!“ „Män dreyste, dreyste, dei Sünne vergit ug de Köster!“ „Jä, wann ey meint — feyf Mark is en schoin Geld — dott härr ey ne!“

„Holt, Frau, lotet diän Kuarf tau! Hört mol neype tau! Ik goh niu en Stücksken vüör, un dann tell ik: „eins, zwei, drei“, un op „drei“ lot ey diän Hasen laupen, hey no der rechten Seyte hen, un ik scheid en dann daut.“

„Ja, ey weerd owwer mey wual nit driäpen?“ „Keine Naut, en Hasen driäp ik, nit ug.“

Gut, de Heer Stadrot gänk, laggte de Flinte an de Backe un tallte: eins, zwei, drei! De Frau nahm en Dieckel vam Kuarwe un de Hase sprunk riut. Owwer o weih — nit dohenne, bo de Heer Stadrot seyne Puister henne höll, hei leip äch-

ter diär guden Frau hiär und schlaug sik links in de Böske. „Krackeningeweide!“ schannte Heer Lukas Lülink, är hei en paar graute Lüöker in de Luft schuoten harre. Et Häseken was wiäg un hei was ümme feyf Mark lichter. „Jä, dann kann kann ik jo niu no Hius gohn“, saggte de Frau. „Jo, gott män, ey konnt wual lachen, ey het ugge Geld, un ik — ik heff en ollen Schiet. Ik hewwe füör feyf Mark mol schuaten!“

Nodrag: De Frau Stadrot hiät trotzdiam Hasenpiäper kriegen.

F. H.

Brümme Willewiese keinen Gemeindebiärg hiät

Et waß näo säo te seggen im „ollen Testmänte“. Do wöern dai Hiähner Bürger unner iährem Schultheiß Biggemann, dai en Taihten inkassäiern mochte, un diärümme Landesheer nannt wor, op iähren Piären loBrieten. Sai wolln Grenz-pöhle schlohn, ümme domet iähr Äigentumsrächt an diäm gräoten Gebirge tuskerm Hahn, Stockmen, Ennerpe un Willewiese sieker te bewejzen un de Grenzen faste te leggen.

Dai Gräote vam Läinsket ower, biu se ne nanten, waß Hauptkeerl van Läinsket un Willewiese. Hai harre Wind van diär Sake kriegen, rait met sejnem Ossen no diär Willewiese, sammelere do sejne Luie um se rieten op iähren Ossen diän Hiähnern entgiegen, ümme äok näo en Stücke Biärg met te krejgen. Sai kämen buar d'r Willewiese an, doch dai Hiähner wöern op iähren Piären fixer wiäst un feste weck am inpöhlen. Dai miärkern niu, datt ne dai Gräote dai Sake strejig makon woll. Dobej harrn se ock Angst fiär diäm Gräoten, weil hai ne ganz gruawen ungewülten Siuerlänner waß, met diäm nit guet Kirßenplücken waß. Se nehmen iähre ollen, schworen Viäderladerpüisters un schüeten en paar Lüöker in de Luft.

Grade, bot knallt harre, fläog diäm Gräoten ne Maikäwer fiär de Blesse. Hai stüötore vamm Ossen, laggte middem drunner un raip: „Se hett miek schuaten, se hett miek schuaten!“ Dät Ösken ower waß stohn bliewen, mek äis Päose un wor undicht dobej. Do raip dai Gräote: „Luie,

WER STROM GEBRAUCHT

SPART

ZEIT UND KRAFT

WER NACHTSTROM NUTZT

SPART

AUCH NOCH GELD

Luie, helpet mej doch, iek verstickte im äigenen Blauel“ Do kräig et sejne Krejgsschar met der Angest un nahm Raißiut. Dai Gräote ower laggte não liuter unner sejnem Ossen. Diãrümme kãmen dai Hiãhner nõger un wolln mol tausaihn, bat met me loß waß. Bo sai miãrkern, datt et men Inbildunge vamme waß, bünnten se me en Strejpen vam linnen Hlemde ümme en Kopp, satten ne op sejnem Ossen un schickern ne Hãime. Dai Willewlesken ower horn in iãhren Huisern, biu dai Hiãhner uawen buar em Knuren et Tedeum sungen, wail se diãn Grãoten op são ainfache Art un Wejse loß woren wõern.

Clemens Schnell

En Hoormiddel

Gurre Frõnne woren Postmester Arens un Posthalter Linhoff in Arensperg, dat kam schon van dãn Geschãften hãr. Niu kam mol de Postmester nom Posthalter, ãre duse met ãinem Raisenden verhandlere. Dai Raisende harre nãmlich en Hoormiddel „Probatum est“, dat saugar op em blanken Koppe de Hore wãier kummen laiten soll. Saun blanken Kopp harre niu gerade de Posthalter. Ower konnt nit Schwindel sãin? De Postmester soll niu den Uitschlag giwen un hai saggte dãm Posthalter „Suih, diu hiãst saune olle Jagdtaske, do schmãr dat Tüig mol drop, un wãnn do de Hore dann wãier drop wasset, dann draffste auk ruhig dãinen Kopp domett inschmãren. Dann helperet!“

Ragout fin

Regiorungssekretãr Heßelbein genk no Fãierowend taum Glase Bãier, vake ãist nom Bõrgerhiuse, dann no der Krim oder auch ümmegekãhrt. ãines gurron Dages kam hai nom Bõrgerhiuse un fand dãn ganzen Stammdisk vull am ätten. „Wünsche allerseits guten Appetit, meine Herren!“ „Danke“, krãig hai tau Antwort. „Was haben denn die Herren da Feines?“ „Ragout fin“ raip ãiner. Un de Wãiert frogere: „Wollen Sie eine Portion mitessen?“ Un Hesselbãin wor nit blõie, at ne Portiaun un nau ãine. Denn genk hai no dãr Krim, do wußten se ower all, bat im Bõrgerhiuse passãiert wor. Un et diuere nit lange, do vertallte Hesselbain, daß er eben im Bõrgerhause so fein gegessen habe, so deliziõs habe er noch nie etwas gefunden. Un bo ãiner frogere: „Ja, was haben Sie denn gegessen?“ saggte Hesselbain stolz „Ragout fin“. „Flõtöpfeife“, saggte ãiner, „Kãlberkaldaunen haben Sie gegessen,

die der Metzger aus der Schule gestiftet hatte“. Un Hesselbãin harre niks mãr te verkaupen, ne Lius wor iãrm õwer de Lãwer kropsen.

Gute Nacht

Profãsser Laymann wuhnere ächter dãr Kãrke im ollen Kloster, Profãsser Schürmann im Eckhiuse bãi dãr Kãrke. Laymann mochte also immer wider gohn, ãrre Schürmann, wann se iut der Stadt kãmen. Baide Profãssers woren in der Krim Stammgãste, ower wãn Laymann genk, blãiw Schürmann nau sitten, gewõhnlik nau lange. ãines Owends genk Laymann wãier laus un Schürmann saggte: „Was, Laymann, willst Du schon weg“? Duse saggte, et wõr Tãid, dann an der Dõr drãggere sik nau mol rümme un saggte: „Das will ich Dir sagen, Schürmann, wenn Du nach Hause gehst, brauchst Du nicht auf Deiner Treppe stehen zu bleiben und zu rufen: Gute Nacht Laymann –, damit Deine Frau glauben soll, ich wãre gerade ein solcher Nachtschwimlir wie Du!“

De Hãirenfritz

Iutgerecket noge an de twãi Meter grãot, de Pruike oppen Koppe, dãt rãoe Zippken ümnen Hals, den bloen Kirl õewerm Jüepes hingen stump und viãr lank, die Butzenbãine ne Handbrãit buarn Schauhn, den Regenschirm oppen Rüggen un diãn Hãirenknüppel in der Hand – são was e'n Bield iuter mensleken Urtyt.

Hai was kain gewoihnleken Hãiren. ãiste Hãire, Kauhãire, meleke Hãire was e! Dãt Mielekvaih drãiv e twãimol amme Dage. Üewer Middag mochten de Diers taum Meleken imme Stalle syn. Se harrn ok nãoh'n twedden Hãiren. Dai horre dãt junge un dãt güste Vaih, drãiv daip in de Bãirge und blãiv den ganzen Dag iut. Dãt was dai güste Hãire. Hai do são viel nit iut un wor weneger ãistemãiert.

Den Fritz nahmen se iãrek in achte. Se wußten un sãggten: „An'n Pastãoer is wier an te kummen; an'n Hãiren nãoh lange nit.“ Se füllern me Summer un Winter Dag fiãr Dag synen grãoten Magen um syn Ruienõmmerken regelmãßeg voll, slaugen't nit an, wann e õewert lãten knueterde, um vertiggern me syn Flauken. Flauken do sließlek jede Hãire un Fãohermann.

Blãoß dãt fromme Lisebethken konn't nit mehr anhõren. Et woll ne van synem Laster bekehren. Gãiht et ennes gurren Muarns ase liuter in de

HEIMATVERBUNDEN

und im Dienste der Heimat und ihrer Mitmenschen

DIE 14 SPAR- UND DARLEHNSKASSEN IM KREISE ARNSBERG



HONSEL-WERKE
AKTIENGESELLSCHAFT

**Leichtmetall-Gießereien
Preß- und Walzwerke**

MESCHEDA

Gegründet und im Familienbesitz seit 1908
Fernruf 6161 - Fernschreiber 08 42861

Wir fertigen:

Sand-, Kokillen- und Druckguß

in allen Leichtmetall-Legierungen
sowie Zink

Bleche, Bänder, Ronden, Profile

in Aluminium u. Aluminiumlegierungen

Eigener Modell- und Formenbau

Über 50jährige Erfahrung garantiert für Qualität und einwandfreie Ausführung. - Wir stehen jederzeit zur kostenlosen Beratung zur Verfügung.

Misse. Küemmet de Fritz meten Kaihn de Schosse raf un giet gerade wier en wahn Wort van sy. Et Lisebethken niemmet sy syn Hiärte in baie Hänge, hiewet syn klaine witte Gesichtken nohm Fritz in de Hoih un siet met synem dünnen, gebriäkleken Stemmen: „Fritz, wat konn y flauken! Dät mot y doch nit daun!“

De Fritz suiht nit noh me ümme — hai soh siek noh nix ümme —, gäiht strack iut widder un giet terrügge: „Kraizhiemmeldunnerwiär, Menske, wat hew ek dann saggt?“ Hä! Syn Ruie schuitet un knypet den Stert tüsker de Bäine un was doch wat gewuahnt un wor selwer nit anders as met „Tiewenfuet“ teteläiert.

Et Lisebethken awer kruitet in syn Riändauk terrügge, slätt en Kruize, gäiht in de Kiärke und biät fiär dai „verstockten un unbußfertigen Sünder“.

De Hasenstört

Et was en wunderbaren Oktobermuarn, as de Förster Viälten van der Burg met dem Mattiges, dem Bäcker, un dem Tüennes, drai ehrenwerten Jägers iutem Duarpe, in ter Ruispe op de Hasenjagd gonk.

„Et is en Wiär taum Radsion!“ saggte die Tüennes, de jüngeste, un de Bäcker, de älteste: „En Daler well ek ärmer weren, wann ik nit in der äisten halwen Stunde en Hasen in der Holster hewwe. — Do küemmet en Busk, do mat me de Flinte lan.“

Die Busk was lieg, un üewerhäopt met diäm Hasen in diär äisten halwen Stunde gonk dat nit säo. Die Ruiens harrn allerdings inen äisten taihn Minuten, as iärk de Jägers anstallt harrn, en

Hasen häoge, un de Jagd gonk oppen Bäcker tau. Dai awer harr meint, hai härr äis näch iäwen iuter Butze konnt, un was nit prot. Hai snappet noh der Flinte un schuitet, awer de Hase loipet widder un wyset dem Jäger die Blaume. „Holla jä, lot ne hupsken, jä!“

Et gavte Hasen genau diän Dag, awer dem Bäcker laip kain wier an. Hai kräig jedoch van diän andern ennen met. De Daler wor bym „Anna“ in der Ruispe vertiährt und näh'n iätleke Grosken drüewer, un giegen Owend tuihen dai väire häime.

Imme Duarpe wor bym Bernd opsatt. Do säten dei baien düchtgsten Wilddaiwe, die Hinnerk un dai „Gräote“, beyn Snäpsen. Düese fuetlern iärek tüsker de Jägerrunde, un balle wa de Stimmunge do, wo de Wilddaiwe de Jägers oppen Armen te niähnen pfelet. As de Bäcker stonk un taum besten gavte, wiu e synen Hasen schuaten harr, in der äisten halwen Stunde, knuffelere iähme dai Gräote de Holster op, snäit diäm Hasen den Stert av un stak ne dem Bäcker hingert Ohr. Dai was imme Fuier, leit siek nit stoiern, gräip noh dem Ohr, stoppere dät Stertken in de Tasche un vertällte te Enge.

As he häime kam, fröggere siek de Mömme: „Suih, Hänes, biste do? Dann well ek awer äis fot en Köppken Kaffäi kuaken.“

„Jo“, siet de Bäcker, „un en sworn Hasen hew ek, un ennem hew ek näh den Stert avschuaten.“ Domet smit e diän Hasen oppen Büen un diän Stert oppen Diß. Do küemmet de Thäider, syn Junge, dai vanem Berre iut dai Geschichte metkrien harr, angesprungen, päcket diän Hasen un driet ne de Luike raf in den Keller.

Raipet de Duiwelsjunge van ungen rop: Vatter, diese Hase hiät awer äok kain Stert.“ — „Dunnerpätter, dann hew ek ne diäme äok avschuaten, jä!“

A. F.

Klocken üewer Kingerjohren

Von Adolf Färber, Heggen

Vierl Klocken klinget üewer mynen Kingerjohren, un jitzund gäiht iähr Luien düär meyne Dräume. In der hailigen Nacht hor ek et Klöckelken vanem Christekingeken synem leselken. Jetzt kam et van der Brügge hiär düär de Porte, niu üewern Burgplatz, jetzt gavte 't Standlaut viär der Hiusdäär. Et leselken stonk by mynem Hai, un't Christekingeken verdailere in der Stuaawe de Saken op de Tällers ümme'n Christbäum.

An ennem vanen siälgesten Christdaguarn fank ek de „Kläosterklocken“ op mynem Platze. Domet hew ek miek mannege glücklege Stunde

verwylt. Iek spielere so owends by der Lampe. Vatter ruggere imme Suargestauhle vanem Reviervange iut. De Tell laggte hingerm Uawen un tüsker synen Bainen de Katte. Mutter sat amme Spinnrae, un wann ek spielere:

„An einem Fluß, der rauschend schoß,
ein armes Mädchen saß;
aus ihren blauen Äuglein floß
manch Tränchen in das Gras“,

dann sang se met. Klain un zierlek, doch andächtg un feyerlek klingern myne silwernen



Wohnraumleuchten
Langfeldleuchten
Idell Arbeitsleuchten
Krankenhausleuchten

Gebr. Kaiser & Co.

Leuchten o. H.

576 Neheim-Hüsten

Postfach 901

Klocken düar de halvdunkle Stuawe, un biutem vanem Dake op der Burg raip de Uife.

Zierlek un dünne gonk äok myn Schelleken by der stillen Misse, der äisten amme fräohen Muarn. Sachte slaug ek et an, ümme de Andacht nit te stoiern, un wann syn Täon as en gehier Viuelstemmeken imme Fichtenbiärge düär de stille Kiärke biewere, dann senkern dai paar Frommen hinger my innen Bänken lanksam den Kopp.

Düt Schelleken draggte'k viärm Pastöer nohm Kranken. Wann't düär de Stroten bimmelde, dann kämen de Luie iuten Huisern un huieken iräek viär der Düar terdiäl. Iuter Trappe imme Stiärwehuse drank syn Täon viär us hiär int Krankenzimmer as en Griuß iuter Aiwegkait.

Sunddags harrn vy Missedainers väier Schellen an ennem Grippe. Wann ve dai bym Tedeum ohne Päuse schurlden, dat uns de Hänge branneten, wann de Gemainde „Großer Gott, wir loben dich“ sang, et Ueangel briusere un üewer allem de Klocken lurren, dann was my dat et Höggeste an frommer Fyerlechkait.

Klocken, lange, schmale Bellen, harrn äok dem Duarpeshäiern syne Kaih. Muarns bym Opstieg noh der Biärgwaie schällemern se kräfteg, friß un fräoh, owends oppem Hämewiäge rüggelek un tefriän un en kitzken maie. Wann ek se by myner Arwet oppem Felle oder imme Garn hor, ungerdiässen dat de Sunne hinger diän wyen Biärgen ungergonk un de Fyerovend noge was, dann sank ek:

„Still von den dämmernden Triften
ziehen die Herden zu Tal.“

De Klocken in der Wäiertshiusspieliuer in der Ruispe mochten dran gliowen, wann ve mit unsen bunten Kappen Inen Ferien die Giegend unslaker makern. Äis worn alle Platten meten Riprappen derdüar jaget, gegen't Enge, wann uns et Geld iutgonk, worn ve melancholes un läggten de „Letzte Rose“ op. Wann ve fut wärn un de Mutter Anna, dai Wäiertsfrau, de Kasse in der luer nohsoh, dann schante se üewer dai Lümmels, dai iärek wier met nohgematn Penningen iutholpen harrn, anstatt Fifpenninggestücke innen Schlitz te smyten.

De Klocken oppen Täorn kannte'k lange Tyt bläöß van ihrem Klange. War ek van ne soh, dat wärn de Saile, dai düat' Wölef raf in de Klärke hengen. Dät dünne Strick van dlär klenesten imme Dakruiter kam oppem Chäoer in der Ecke bym Priäregestauhle de Dage, wo sunddags imme dal gräoten Miäkens iuter Oberklasse huieken, dai mannegmol ihre Sangebaiker niäwen iärek oppem Plaster lien harrn. Düese Klock mochten vy Missedäiners bym Aeiwengieln luien. Wann ek vanem Altor dogien gonk, trat ek den Miäkens wuier de Baiker, un bym Luien snicke-

lere'k dät Enge vanem Stricke gehörig ümme miek, dät alles ümme miek hiär terügge waik.

De Saile van diän gräoten Klocken ungen imme Täorn byn Wyhwaterpöppen tuihen ve Sunddagsmuarns viär der Höhmisse. Dan raipen se üewert Duarp un üewer de Biärge int Kiäspel:

„Tuih diek an un kumm dann!
Tuih diek an un kumm dann!“

Bym Inhaln laiten ve uns in de Hoih taihn. Uawen ungerm Wölef streckern ve de Baine iutenäin. De Klockenstuawe was my Johre düär 'n Gehäimnis. Myne Fantasie harr do uawen en recht Häime.

Endlek nahm miek de Hinnerk an ennem späen Sunnowendnummedage met dorop. Et was en häogen Fyerdag intebeggern. Do stonk ek unger diän gräoten ehernen Helmen. Klain un biärmliek kam ek my viär, un iek fauhl miek bedrögget. De Hinnerk stalte siek met bräien Bäinen tüsker twai Klocken, nahm in jede Hand en Klöppel und beggerde:

„Bam, bim, bam, bim, bam bimm bimm
bimm, bam bim, bam bim, bamm bamm!“

un näh fixer:

„Kang kiang kiang kidergitt, kang kiang
kang kidergitt, kang kiang kiang kang!“

Iek slaug dai drüdde Klocke glykmäbeg dotüsker an. De Luft brummere, de Thäoern biewere, et wor my ängestereg un unhäimlek.

Balle donoh drofte 'k metem Vedder Josef taum Luien by der Prozessiaön noh'n Klocken imme Thäoern op der Burg. Do soh'k tem äistenmol iut dier Höchte raf oppen Burgplatz, un et wor my swymeleg. Üewert Dak raf gengen myne Aeogen noh der Bieke un metem Water in de wye Welt, dai 'k in mynen Dräumen met bunten Wundern füllere.

As de Prozessiaön ankam, ümme viär der Burgkapelle Statiön te maken, fangen ve an te luien. De Miäkens sohn noh my un dachten: „São'n Wogehals“ un: „Wat kann dai beggern!“ Dann beggerde'k näh hädder, un in der Päuse boggte'k miek iutem Schallluake.

Dai Klocken buar my in mynem Kingerjohren, wat het se nit alles lutt! Se jubiläierden un jiuchern an häogen Fästen un byn Prozessiaönen; se schriggern, as unse Hius brannte un iek in diär schrecklechn Novembarnacht imme Hie-meken unger der Linge viär der Porten stonk; se jommerden, wann de Däoen nohm Kiärkhua-we draggt worn.

Ainmol — viär lynen lesten Schauläostern — raipen se de Luie ümme't Aenneken, myne Fröndin, imme witten Sarke op der Hiusdüar bynäin. De Pastöer kam un siänere in. Dann boggten iärek de Nowers an de Grippe. De Klocke fänte an te klagen, un de Zug satte siek in Bewegung. Do stalt miek de Peter an un flinkere meten Aeogen nohm Sarke.



IMMER
wenn's um Geld geht



SPARKONTEN
KREDITE
GIROKONTEN
SCHLISSFÄCHER
REISESCHECKS
WERTPAPIERE

Sparkasse Attendorn

**Amtssparkasse Bilstein
in Grevenbrück**

Amtssparkasse Drolshagen

**und 24 Zweigstellen
im Kreisgebiet Olpe**

**Sparkasse des Amtes Kirchhundem
in Altenhundem**

Sparkasse zu Olpe

Heinrich Streich

„Unterirdische Zauberreiche des Sauerlandes“ 1967

Ein Exkursionsführer durch die Höhlen des Sauerlandes. Druck und Verlag P. A. Santz, 599 Altena, Kirchstraße 26. 140 Seiten, 9,80 DM.

Aus der großen Zahl sauerländischer Naturhöhlen hat der Verfasser, der sich in diesem originellen Werk als ein erfahrener Höhlenforscher erweist, ca. 120 der reizvollsten und zum Teil noch völlig unbekannter Höhlen ausgewählt. Der Vorstellung und Beschreibung dieser Höhlen schickt H. Streich eine Anleitung für die Ausrüstung eines Höhlenwanderers, eine kurze höhlenkundliche Geologie und eine beachtliche kulturgeschichtliche Einführung voraus. Als Orientierungshilfe für Höhlenwanderer werden die topograf. Karten und die Wanderkarten des SGV für jede einzelne Höhle angegeben. Dieses alles geschieht in der unverkennbaren Absicht, breiteren Kreisen das große unterirdische Zauberreich des Sauerlandes — weithin unbekanntes Land — zu erschließen. Er tut es mit allem Vorbedacht (siehe Einführung!), aber nicht nur als literarischen Beitrag, sondern als Forscher und Entdecker, der in diesen mehr als 120 Höhlen „vor Ort“ gewesen ist und deshalb auch so zuverlässig und anschaulich zu berichten weiß. Dieser sauerländische Höhlenführer ist tatsächlich geeignet, Impulse zu wecken. Theodor Tochtrop

Paul Michels

Ahnentafeln Paderborner Domherren.

Paul Michels, Stadtbaurot i. R., Paderborn, der älteren Generation als „waschechter“ Neheimer wohlbekannt, erlebte in seinem 85. Lebensjahr die Freude, daß nach mehr als 35jähriger Forscher-tätigkeit sein umfangreiches Werk „Ahnentafeln Paderborner Domherren“ dank der tatkräftigen Unterstützung des Erzbischöflichen Generalvikariats und des Metropolitankapitels Paderborn erscheinen konnte. Was Paul Michels in seinem langen Leben unermüdlich für die sauerländische Heimat und besonders für Paderborn geleistet hat, läßt sich nicht in wenigen Worten sagen. „Mit einer Gründlichkeit, die ihresgleichen sucht, hat er jeden Winkel, jedes Fachwerkhaus, jeden wertvollen kirchlichen und profanen Bau, jeden Giebel, jedes Schriftband des alten zerstörten Paderborn, aber auch alles von dem, was die Stadt on aufgebauten kunstgeschichtlich wertvollen Baulichkeiten besitzt, im Bilde festgehalten“ heißt es über ihn in der Paderborner „Warte“.

Michels, ein Meister der Fotografie und im Zeichnen, hat sein Werk „Paderborner Inschriften, Wap-pen und Hausmarken“ mit 285 bürgerlichen Wap-pen und Hausmarken geschmückt und zeichnerisch hervorragend gestaltet. Es ist, mit 56 Steinmetz-zeichen und einem vorzüglichen Bildanhang auf 26 Kunstdrucktafeln versehen, eine Fundgrube für Familienforscher; denn es enthält viele Ahnenrei-hen und Stammfolgen, über tausend Familien- und über 300 Ortsnamen.

Nun hat er das Werk „Ahnentafeln Paderborner Domherren“ folgen lassen, das 40 Abbildungen,

darunter viele mehrfarbig und ganzseitig, sowie ein Wappenheft als Beilage mit 646 Wappen, letz-tere alle eigenhändig in vollendeter Künstlerschaft und mühevoller Kleinarbeit gezeichnet.

Alle Ahnentafeln und Wappen sind in alphabeti-scher Folge beschrieben und erläutert. Die beige-fügte „Kleine Wappenkunde“ wird vielen will-kommen sein. In einem besonderen Abschnitt sind die mit Ahnenwappen versehen Grabmäler, Al-täre und andere Kunstwerke im Dom und im Kreuz-gang behandelt. Die auf drei Grundrissen einge-tragenen Standorte dieser Denkmäler werden den Besuchern des Domes wertvolle Dienste leisten.

Dem Sauerland hat Michels den prachtvollen Band „Kreis Brilon“ der Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen nach langer Vorbereitung 1952 ge-schenkt. Das Manuskript mußte sich leider aus zeitbedingten Gründen mancherlei Kürzungen ge-fallen lassen. Trotzdem fand dieser Band einen derartigen Beifall, daß die ganze Auflage in kur-zer Zeit völlig vergriffen war.

Bernhard Bohnschulte

Wilhelm Müller-Wille

Bodenplastik und Naturräume Westfalens.

Textband, XII und 302 S. mit 17 Tabellen; Karten-band mit 32 Abbildungen = Spieker, Landeskund-liche Beiträge und Berichte, Heft 14, hrsg. von der Geographischen Kommission für Westfalen von Wil-helm Müller-Wille und Elisabeth Bertelsmeier.

Selbstverlag der Geograph. Kommission, Münster/Westf. 1966. 28,— DM; bei Abnahme von wenig-stens 20 Expl. 20,— DM.

25 Jahre hat es gedauert, bis die hier angezeigte Untersuchung im Druck erscheinen konnte. Ihr Ver-fasser, heute Ordinarius für Geographie und Di-rector des Instituts für Geographie und Länd-erkunde an der Universität Münster, zudem Vorsitzen-der der Geographischen Kommission für Westfalen, hat sich 1941 mit ihr habilitiert. Die Schrift trug damals noch den Titel „Relief und Gewässernetz in Westfalen“. Bevor es zum Druck kam, wurde der Satz mit den klischierten Karten durch Kriegsein-wirkung vernichtet. In den „Westfälischen Forschungen“ erschien 1942 lediglich eine Zusammenfassung der Ergebnisse („Die Naturlandschaften Westfalens“). Als 14. Heft der Spieker-Reihe ist die Untersuchung nun in der nur redaktionell bearbeiteten Original-fassung zur Fest- und Dankesgabe der Geographi-schen Kommission an ihren Vorsitzenden zu dessen 60. Geburtstag geworden.

Die Darstellung erstreckt sich auf ein Untersuchungs-gebiet von rund 30 000 qkm. Im Norden ist über die Grenze der ehemaligen Provinz Westfalen hinaus der altwestfälische Teil des Nordwestdeutschen Tief-landes in die Betrachtung einbezogen, im Südwesten das Bergische Land. Nach einer Einleitung werden in vier Kapiteln die vier Großlandschaften behan-delt, die das geographische Gefüge Westfalens be-stimmen: das Südergebirge, das Weserbergland, die Westfälische Bucht und das Westfälische Tief-land. Jedes Kapitel ist gleicherweise in fünf Ab-

Biggetalsperre

ATTENDORN

- Westfalens jüngster
und größter Stausee -

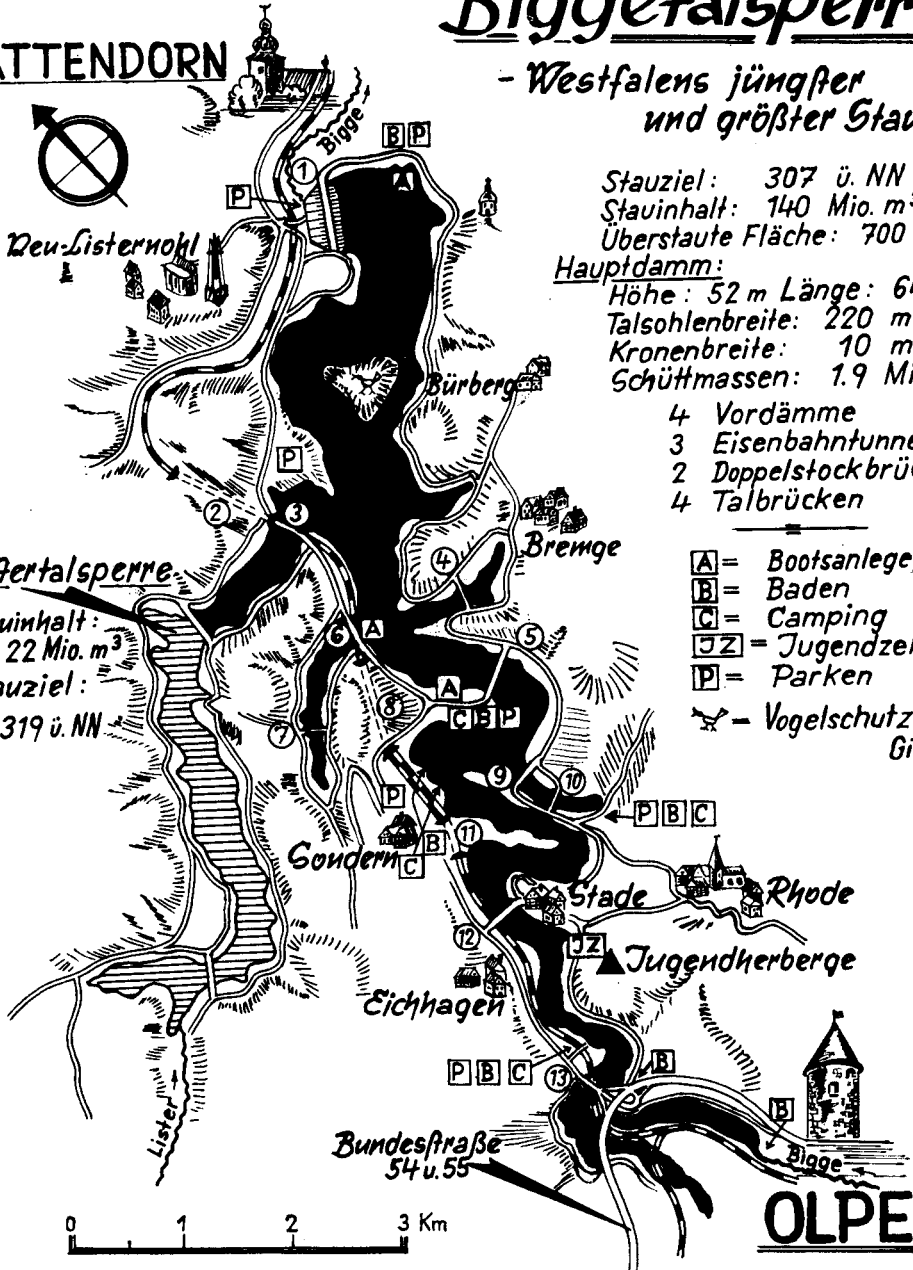
Stauziel: 307 ü. NN
 Stauinhalt: 140 Mio. m³
 Überstaute Fläche: 700 ha
Hauptdamm:
 Höhe: 52 m Länge: 640 m
 Talsohlenbreite: 220 m
 Kronenbreite: 10 m
 Schüttmassen: 1.9 Mio. m³

- 4 Vordämme
- 3 Eisenbahntunnel
- 2 Doppelstockbrücken
- 4 Talbrücken

- A** = Bootsanlegestelle
- B** = Baden
- C** = Camping
- JZ** = Jugendzeltplatz
- P** = Parken
- = Vogelschutzinsel Gilberg

Lifertalsperre

Stauinhalt:
22 Mio. m³
 Stauziel:
+ 319 ü. NN



Sie kennen sicher alle die schöne Hohe Bracht, aber waren Sie auch schon einmal an der Biggetalsperre? Rings um den See entsteht ein neues Erholungsgebiet ersten Ranges. Randwege und die sich anschließenden Wanderwege sind dem Spaziergänger in der Zone der Ruhe vorbehalten. Die der Erholung dienenden Anlagen und Einrichtungen, die in der Karte mit Nr. 10, 11 und 13 bezeichnet sind, befinden sich bereits im Ausbau und werden im Frühjahr 1968 fertiggestellt sein. Ein Besuch lohnt sich!

Auskünfte und Prospekte erhalten Sie beim

KREISVERKEHRSVERBAND SÜDSAUERLAND 596 OLPE

schnitte unterteilt: Name der Grenzen, Untergrund und Bau, Relief und Geländeformen, Flußnetz und Zertalung (Gewässer und Täler), Bodenplastik und Naturräume. Von besonderem Wert sind die den einzelnen Kapiteln beigefügten Beschreibungen der unterschiedenen Kleinlandschaften. (Das Sauerland gliedert sich danach in sieben Naturräume: Niedersauerland, Nordslid., Westslid., Kernslid., Südslid., Astengebirge, Ostslid.). Die übersichtliche Aufteilung und das ausführliche Inhaltsverzeichnis ermöglichen eine schnelle Orientierung und erleichtern die Benutzung des gehaltreichen Werkes. Die 32 Abbildungen des Kartenbandes, größtenteils thematische Karten, dienen der Veranschaulichung der Ausführungen und der Vergegenwärtigung der räumlichen Verbreitung einzelner Elemente und Erscheinungen. Der Textband enthält eine bodenplastische Karte im Maßstab 1 : 500 000 mit den Grenzen und Namen aller Kleinlandschaften.

Ohne Einschränkung kann man die im Vorwort geäußerte Überzeugung teilen, daß die Untersuchung in ihrer Konzeption und Fassung sachlich und räumlich, methodisch und wissenschaftsgeschichtlich eine Lücke in der landeskundlichen Forschung Westfalens schließt. Die Schrift verdient über den Kreis der Fachgeographen und Raumplaner hinaus die Beachtung aller, die sich für die Heimatkunde in Westfalen interessieren, nicht zuletzt deshalb, weil die Verbreitung vieler kulturgeographischer Erscheinungen und geschichtlicher Entwicklungen erst verständlich wird, wenn man sich Klarheit über das natürliche Raumgefüge verschafft hat. Die beiden Bände gehören in jede Schulbibliothek, wo sie als Nachschlagewerk bei der Vorbereitung des Unterrichts und der Planung von Ausflugsfahrten und Exkursionen wertvolle Dienste tun können. G. Becker

Ernst Schlenker.

**Südwestfalen — Gestern und heute —
150 Jahre Regierungsbezirk Arnsberg**

380 Seiten Kunstdruck. Länderdienst-Verlag, Berlin-West. 30,- DM.

Außerlicher Anlaß dieses Dokumentarbandes, den Regierungspräsident Ernst Schlenker und seine Mit-Autoren erarbeitet haben, ist ein Jubiläum: Vor 150 Jahren (1816) wurde der Regierungsbezirk Arnsberg gebildet und von 150 Jahren (1817) kam auch das alte Herzogtum Westfalen, das von 1803 bis 1816 zum Großherzogtum Hessen-Darmstadt gehört hatte, zu diesem neuen Regierungsbezirk, mit Arnsberg als Regierungssitz. Naturgemäß gilt ein großer Teil des Buches der geschichtlichen Entwicklung des Regierungsbezirkes, insbesondere der Bezirksregierung; dabei hat man eine Zusammenstellung der Biografien aller Regierungspräsidenten geschaffen, die nun zum erstenmal vorliegt. Recht interessant sind die Dokumente, die sonst der Öffentlichkeit nie zugänglich sind, aus den interessantesten und bewegtesten Tagen dieser 150jährigen Geschichte. Dabei zeigt sich in diesen Dokumenten aus den Jahren des sog. Dritten Reiches, daß auch die Regierungspräsidenten in Arnsberg, obschon sie selbst „Parteigenossen“ waren, sich gegen Machtansprüche der westfälischen Gauleitung der NSDAP zur Wehr setzen mußten und es auch mit mehr oder weniger Erfolg taten, daß sie ferner ständig Denuntiationen von überbrannten Untergebenen ausgesetzt waren, ja daß diese von der Parteiführung

zur „Überwachung“ der Beamten ausdrücklich aufgefordert worden waren. Auch dem ersten Oberpräsidenten von Westfalen, L. von Vincke, dem es wesentlich zu danken ist, daß Arnsberg Sitz der neuen Regierung wurde, sind viele Druckseiten gewidmet. In der ausführlichen Darstellung der Geschichte der Grafschaft Mark und des Herzogtums Westfalen bzw. der Grafschaft Arnsberg sind die Räume erfaßt, aus denen später der Regierungsbezirk Arnsberg gebildet wurde. Allerdings haben die Autoren sich dabei teilweise nicht auf den bekannten und bewährten Historiker Seibert gestützt, der in einigen Dingen der alten Grafschaftsgeschichte durch neuere Forschungen (wir verweisen auf Hömberg, Ledinger und Baumann) überholt ist. Abgesehen davon, darf man den 380 Seiten umfassenden Band als eine wertvolle Bereicherung der heimatsgeschichtlichen Literatur bezeichnen. F. Sch.

Bernhard Kraft

Geschichte des Kirchspiels Allagen, 1967,

346 Seiten, ungebunden 11,50 DM, gebunden 13,50 DM, Leinen geb. 17,- DM (einschl. Porto und Verpackung), nur durch B. Kraft. 4774 Allagen über Soest, beziehbar, nicht durch den Buchhandel

Ein in jahrzehntelanger Arbeit entstandenes Heimatbuch, keine engbegrenzte Lokalgeschichte. Alle Vorgänge, historischer wie kulturgeschichtlicher Art, sind in größere Zusammenhänge gestellt. In rund 130 Einzelbildern schildert Kraft das Einst und Heute, unterstützt durch viele erklärende Anmerkungen und Hinweise auf die Quellen, namentlich auf Persönlichkeiten von Bedeutung und deren Werke. Wenn Allagen auch z. B. selbst kein Leprosenhaus gehabt hat, so ist das Kapitel „Von Pestkapellen und Siechenhäusern“ mit näheren Angaben über ein Dutzend solcher Häuser doch recht verdienstvoll und willkommen. So wird die „Geschichte des Kirchspiels Allagen“ zu einem guten heimatkundlichen Nachschlagewerk, dem man nicht nur Eingang in alle Familien des Kirchspiels wünschen möchte, sondern weit darüber hinaus, zur Freude nicht nur des Arbeiters, sondern auch der Gemeinde Allagen, deren Anerkennung und Dank gebührt. B. B.

Martha Schlinkert

„Winnie im Paradies“ „Alles dreht sich um Winnie“ „Nur Mut Winnie!“

Engelbert-Verlag, Balve. 1. Bd. 96 Seiten, 2. Bd. 112 Seiten, 3. Bd. 96 Seiten, ill., Linson, je Bd. 1,95 DM.

Die drei Bände bilden inhaltlich eine durchgehende Einheit und das Mädchen, das die erste Geschichte gelesen hat, wird zweifelsohne auch die übrigen Bücher verlangen. Die temporeiche Erzählung lebt von vielfältigen Auf und Ab im Leben eines Kindes, das sich in allen Situationen bewähren muß. Und diese Bewährung ist glücklicherweise kein strahlender Weg, sondern eine mühselige Kletterpartie, bei der man leicht ausrutschen kann. Man könnte sich vorstellen, daß die Figur Winnie zu einem Leitbild lesehungriger Mädchen werden kann; denn das geschilderte Milieu enthält derart viel Anregungen und Impulse, daß man sicher sein darf, die Denkweise und Zielrichtung zum Positiven hin zu ändern. Die warmherzige Sprache, die dennoch die Sentimentalität flieht, wirkt konsequent und fröhlich zugleich. Sie entspricht dem Anliegen der

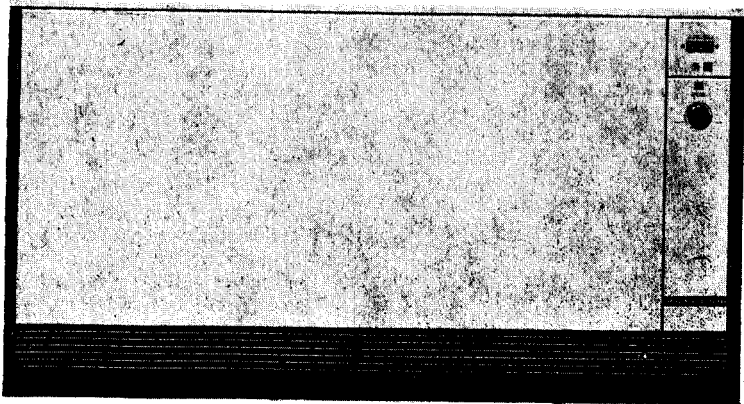
Maybaum

Speicher-Heizgeräte

Die moderne Art
zu heizen

Für Wohnheime, Siedlungen,
Schulen, öffentliche Bauten –
das ideale Heizgerät.

Einfache Installation
(keine Umbauarbeit).
Keine Vorratshaltung
von Brennstoffen.



Maybaum
Elektrogerätefabrik
5768 Sundern
(Sauerland)

Sauerländer Heimatbund
drei Bände und ist genau im Ton und in der Färbung, daß der Rezensent stutzte, als ein einziges unkindliches Fremdwort fand. Aber das dürfte auf insgesamt 304 Seiten sicherlich verkräftet werden.

Alfred Müller-Felsenburg

Ellen Soeding

Amtmann Koffler 1915-1886

Als Manuskript gedruckt. Koffler-Verlag, Dortmund.

Bei dieser Schrift handelt es sich um einen aufschlußreichen Beitrag zur Verwaltungsgeschichte im Sauerland, gerade jetzt interessant zu lesen, da so manches über die Anfänge der Verwaltung in Stadt und Land zu hören ist. An Hand der Lebens- und Familiengeschichte Kofflers wird recht deutlich, wie vor etwa 150 Jahren die Bürgermeistereien aufgebaut wurden, und unter welchen schwierigen Verhältnissen sachlicher und persönlicher Art die Bürgermeister und ihre Verwaltungssekretäre, Schreiber genannt, arbeiten mußten. Johann Ernst August Koffler aus Warendorf war Schreiber beim Arnberger Bürgermeister Devivere, Kreissekretär in Arnberg und Bürgermeister in Allendorf, Hüsten und Warstein. „Die Ehre, preußischer Staatsbeamter zu sein und die Aussicht, bei Arbeitsunfähigkeit eine kleine Pension zu erhalten, waren teuer erkauft, auch die so sehr ersehnte Sicherheit, zeitlebens Arbeit und Brot zu behalten. Die Arbeit blieb ihm, gewiß, mindestens zehn Stunden am Tag, aber das Brot war trocken und knapp.“

Joseph Bernhard Lenze

Im Wechsel der Dinge. Gedichte.

Verlag Zimmermann, Balve.

Der Balver Joseph Lenze, der in seiner Vaterstadt kurz nach Kriegsende mit Bühnenspielen als Autor an die Öffentlichkeit trat und zwar, wie man sich erinnert, mit bemerkenswertem Erfolg, hat sich kürzlich mit einer Sammlung von Gedichten aus zwei Jahrzehnten vorgestellt! 186 Seiten Gedichte, stofflich aus allen Lebensbereichen, zeitlich aus den Jahren seit Krieg und Zusammenbruch, sind – und das ist bei einer solch umfassend Auswahl auch gar nicht möglich – nicht alle gleichwertig. Neben Versen in altem, konventionellem Stil finden sich auch solche mit durchaus eigenwilliger Form, die den Verfasser als Dichter ausweisen, wobei die Zeitgeschichte kräftiger in der Aussage und lebendiger in der dichterischen Form sind. Man muß von diesem Gedichtband im Sauerland Kenntnis nehmen, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß durch eine straffere Auswahl der Band vielleicht noch gewonnen haben könnte.

F. Sch.

Niedermarsberg – Berichte und Quellen zur Geschichte des Amtes. Herausgegeben vom Verkehrsverein Niedermarsberg.

Eine Arbeitsgemeinschaft der Volkshochschule unter Leitung von Studienrat Dr. Hubert Schmidt hat in einem Wintersemester die Akten des Amtes studiert, Interessantes zur Heimatgeschichte ans Tageslicht geholt und zu einer Broschüre zusammengestellt. Zu diesen interessanten Dingen der Heimatgeschichte gehört unter anderem Material zum Bergarbeiterstreik in Giershagen vor 75 Jahren und Berichte über die Artillerie-Schießversuche der be-

kannten Firma Krupp zwischen Bredelar und Giershagen in den Jahren 1877 und 1878, wobei zeitweilig auch der Kanonen-Krupp selber teilnahm.

Das obere Sauerland – Land und Leute

Bearbeitet von Bernhard Göbel, Ferdinand Tönne und Theodor Tachtrop.

Illustration: Josef Schneider.

Herausg.: Schulrat Baulmann u. Schulrat Schopp. Josefs-Druckerei Bigge, 1966, Bestell.-Nr. 21, Preis: 9,- DM.

Das 256 Seiten umfassende, mit 170 Skizzen, Zeichnungen und Bildern geschmückte Heimatbuch bietet ein umfassendes Gesamtbild des wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Lebens des oberen Sauerlandes. „Alle aufgezeigten Entwicklungslinien bedeutsamer Lebensgebiete fußen im Gewachsenen, führen in die Gegenwart und weisen in die Zukunft“ heißt es treffend in dem Leitwort, das überschrieben ist „In der Heimat verwurzelt – aufgeschlossen für die Welt“. Ein wahres Wort; denn je tiefer ein Mensch in der Heimat wurzelt, um so fester steht er im späteren Leben. Und desto mehr wird er bereit sein, der weiteren Heimat, dem Volke und unserem gesamten Lebensbereich in Verantwortung und rechter Gesinnung zu dienen.

Dazu wird dieses prächtige Heimatbuch, geschaffen von erfahrenen Erziehern, sicherlich viel beitragen. Mustergültig in Anordnung, Form und Methode, flüchtig und spannend geboten, ist es eine Freude, darin zu lesen. Einige Teilüberschriften mögen über den Inhalt informieren: Entstehungsgeschichte unserer Heimat – Vor- und Frühgeschichte – Bilder aus dem bäuerlichen Leben in früherer Zeit – wie unsere Vorfahren ihr Brot backten – Ein Washtag um 1880 – Dreschen früher und heute – Die erste Maschine – Vom Siedeln, Bauen und Wohnen – Vom Handwerk und neue Industrien – Mensch und Natur – Das im oberen Sauerlande – Handel und Verkehr, alte geistige Leben – Land der Wälder – Wanderziele – Die Heimat im Spiegel der Zahl – Auch diese rein statistischen Angaben, die im allgemeinen immer nüchtern wirken, sind hier notwendig und gut angebracht, immer am rechten Platz.

Ein echtes Familien- und Schulbuch, in dem auch der Erwachsene gern lesen und sich informieren wird. Darum gehört es nicht nur in jede sauerländische Familie und Schule, auch in die Büchereien, nicht nur des Sauerlandes!

B. B.

Willi Odenthal

Sie kamen aus der Steppe. - 249 S.

Engelbert-Verlag, Balve, 11,80 DM.

Der Leiter der Kreisvolkshochschule, Willi Odenthal, gibt in diesem lebendigen Bericht der Wirklichkeit eine Darstellung der Türkei und ihrer Menschen. „Ein Buch, das erzählt, was wirklich geschah, das berichtet, was heute geschieht.“ Der Autor hatte das Land bereits vielfach bereist und erlebt, ehe er auch mit der VHS eine große Reise durch den nahen Orient machte und in diesem großen Bericht den Extrakt vieler Eindrücke und Erlebnisse geben kann, pakend geschildert, immer auf der Suche nach der Wirklichkeit. Daß sie hier auf diesen Seiten wirklich da ist, darf man als sicher annehmen. Darüberhinaus ist das alles so erzählt, daß die Lektüre ein Vergnügen ist.



Die »Plästerlegge« im Elpetal,
der einzige Wasserfall Westdeutschlands

Der Landkreis Brilon

das Herz des Hochsauerlandes

zählt flächenmäßig zu den vier größten Landkreisen des Landes Nordrhein-Westfalen. In ihm erheben sich die höchsten Gipfel Westdeutschlands, der Langenberg (843 m) und Kahler Asten (841 m). Die drei Naturparke Rothaargebirge, Arnsberger Wald und Diemelsee, sowie die walddreiche Stadt Brilon mit ihren vorzüglich ausgebauten Wanderwegen durch ausgedehnte Laub- und Nadelwälder, über ursprünglich erhaltene Hochheiden und Hochmoore, durch einsame Bergschluchten und liebevolle Talauen, vorüber an erquickenden Wasserquellen, knorrige Felsgruppen, Klüften und Höhlen bieten für den Feriengast wirksame Entspannung

und nachhaltige Erholung zu jeder Jahreszeit. Als bekanntes Wintersportgebiet verfügt das Hochsauerland über attraktive Wintersporteinrichtungen aller Art. Für Sport und Hobbys besteht ein weites Betätigungsfeld: Turnen, Gymnastik, Kegeln, Kleinkaliberschießen, Tennis, Groß- und Kleingolf, Reiten, Angeln, Wassersport aller Art, Saunabaden, Kneipptreten, Schwimmen in temperierten Frei- und Hallenbädern. Idyllisch gelegene Camping- und Wohnwagenplätze – eingerichtet auch für den Winter – locken zu einer naturverbundenen Erholung eigener Prägung.

Exquisite Hotels, behagliche Gaststätten und Pensionen, modern ausgestattete Erholungsheime und Jugendherbergen, Ferien- und Wochenendzweitwohnungen, sowie „Urlaub auf dem Bauernhof“ werden allen Wünschen und Anforderungen des Gastes gerecht. Bei der Heimat- und Familienverbundenheit der Bevölkerung des Hochsauerlandes ist eine kinderfreundliche Einstellung selbstverständlich.

Die 63 Gemeinden des Landkreises sind nahezu vollzählig auf den Fremdenverkehr eingestellt und weitestgehend untereinander, durch saubere und schmucke Ausgestaltung des Ortes in die vorderen Reihen der schönsten Dörfer des Landes zu gelangen. Neben der altbewährten Sommer- und Winterfrische bieten Luftkurorte, Kneippkurorte und heilklimatische Kurorte mit zentral-örtlicher Funktion dem Gast individuell abgestimmte Therapie. Das anerkannt gesunde Reizklima des Mittelgebirges, fördert die regnerierende und heilende Wirkung.

Durch neu eingelegte direkte Eilzugverbindungen aus den nahen Ballungsräumen ins Hochsauerland werden bequeme An- und Abreisen geboten. Autofahrer können nicht nur zügig über Bundesstraßen, sondern auch in reizvollen Berg- und Talfahrten über paßähnlich ausgebaute Land- und Kreisstraßen die reich mit Naturschönheiten ausgestattete Gebirgslandschaft kennenlernen.

Unentgeltliche Auskunft und Prospekte:

Kreisverwaltung – Abt. Fremdenverkehr – **579 Brilon**, Telefon 02961/91262



Josef Schumacher

FEDERNFABRIK

Technische Federn
aller Art

Spezialität:
Springringe
Drahtbiegeartikel

Ennest über Attendorn
Fernruf 2710



WESTDEUTSCHE METALL- u. PHOSPHORBRONZE-WERKE
EDUARD MÜLLER OLPE-WESTF.

Fernruf 9071/72

Neheim-Hüsten
SAUERLAND

*Ziel und Ausgangspunkt
froher Wanderungen in das
Land der tausend Berge
und zu den Talsperren an
Möhne und Sorpe.*

*In landschaftlich schöner
Umgebung gelegen, zählt
die Stadt mit über 35000*

*Einwohnern zu den bedeutendsten Orten des Sauerlandes. - Neheim-Hüsten ist als „Stadt
der Leuchten“ durch seine Beleuchtungskörper-Industrie weltbekannt geworden.*

*Altes Brauchtum: Schnadegang, Graf-Gottfried-Spiel, Donatorengedächtnisfeier und die
Jahrhunderte alte „Hüstener Kirmes“. - Auskunft: Verkehrsverein, Tel. 33671, Reisebüro*



Ein Weg zur Sparkasse ...
spart viele Wege!



**Machen Sie
das Beste
aus
Ihrem Geld**



**Wir beraten Sie
bei der Geldanlage**

Kreis-Sparkasse Brilon

Amtssparkasse Hallenberg

Amtssparkasse Medebach

Sparkasse der Stadt Niedermarsberg

Stadtsparkasse Obermarsberg

Stadtsparkasse Winterberg



Anton Köhrig & Sohn

Qualitäts-Baumschulen

ARNSBERG (WESTF.) - RUF 2309

Kostenlosen Katalog bitte anfordern



Von der Natur ist Menden 30000 Einwohner, 140-250 m ü.M. mit vielen Vorzügen ausgestattet. Im Kranze von Bergen und Wäldern gelegen bietet es ein entzückendes Bild. Als Tor zur Talenge der Hönne ist es der Eingang in eins der herrlichsten Täler Westfalens. Hochwald mit gepflegten Spazierwegen, mit schönen Ausblicken auf Berg und Tal, umsäumt die Stadt. Die Industrie, sonst der Todfeind der Natur, hat hier der landschaftlichen Schönheit nichts angetan, sie hat sich rücksichtsvoll in das Gesamtbild eingefügt. Menden ist durch Bahn- und Autobus-Verbindungen von allen Seiten leicht zu erreichen. Die alte Vinzenz-Kirche, Wehrtürme, Reste der alten Stadtmauer und das weitbekannte Heimatmuseum sind Zeugen der kurkölnischen Geschichte dieser Stadt. Auskunft erteilt:

Verkehrsverein Menden e. V.
Rathaus, Telefon 5041

Gasthof Schütte

5949 OBERKIRCHEN

Im schönsten Dorf Westfalens



Wer ^{spart,} hat auch ^{Kredit}

In allen Geldfragen
zuerst zu Ihrer

Spar- und Darlehnskasse

MÖBEL

neufarm - stil
KNAPPSTEIN



5778 Meschede/Sauerland
Steinstraße 30, Postfach 200, Telefon 7286
Fernschreiber 0842880

5948 Schmallenberg/Sauerland
Melsenburger Weg, Telefon 312

Fabrik-Auslieferungslager
und Großhandel

Alleinige Bezirksvertretungen
namhafter Möbelfabriken

ca. 3000 qm Ausstellung

Schlafzimmer, Wohnzimmer,
Küchen, Tische, Polstermöbel
Kleinformel in Stil und modern
Teppiche in Großauswahl



Th. Leisse & Co.
5778 Meschede
Telefon Sa.-Nr. 7686

Theleico Schleif-
scheiben
und Schleifkörper
in allen
Bindungsarten für
jeden
Verwendungszweck



Meschede

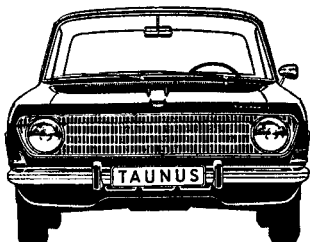
1000jährige Kreisstadt
im Sauerland

(263 m, 14 900 Einw.),

inmitten bewaldeter Berge. Der Hennesee ist ein besonderer Anziehungspunkt. Stiftskirche mit Krypta (9. Jh.), Friedenskirche (Abteikirche der Benediktiner Königsmünster, 1962–64 erbaut), auf dem Klausenberg die Klausenkapelle mit Klausnerwohnung, letzter Überrest eines Klosters aus dem 11. Jh., Ruinen der Hünenburg und Schloß Laer.



Zwei neue Modelle von Ford

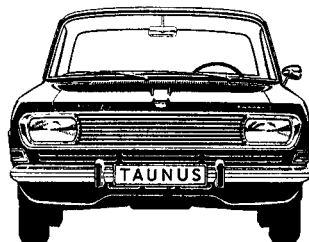


Taunus 12 M

1,3 Liter – 50 PS

Geräumiger, stärkerer V4-Motor. Einzelsitze serienmäßig vorn. Frontantrieb.

Ein wirtschaftlicher Familienwagen.



Taunus 15 M

1,5 Liter – 55 PS

Temperamentvoll, stark, komfortabel. Noch stärker – 15MTS mit 65 PS.

Ein starker, eleganter Wagen der Mittelklasse.

Wir halten ausführliches Informationsmaterial für Sie bereit und ermöglichen Ihnen eine Probefahrt. Bitte besuchen Sie uns!

Autohaus LAMMERS & STRAUSS - Meschede

An der Warsteiner Straße - Telefon 7766/67

Gebrauchtwagen-Ausstellung und Verkauf, Meschede, Schützenstrasse 3

Wir sind tätig auf folgenden Baugebieten:

GEBR. ZIMMERMANN

Eisenbahn-, Tief- und Betonbau GmbH
5770 ARNSBERG - RUF 2551 und 3095

**Stahlbetonbau
Brückenbau
Tief- und Straßenbau
Eisenbahnbau
Hydraulische
Rohrdurchpressungen**

Metallwerke Gust. Imhäuser - 596 Olpe i. Westf.

Tel.-Nr. 2021 - F.-S.-Nr. 0 874 365

Metallguß:

Phosphorbronze, säurebeständige Phosphorbronze, Rotguß, Messingguß usw

Leichtmetallguß:

Aluminium- und Siluminguß

Kokillenguß:

aus Silumin, Aluminium, Phosphorbronze

Messingrohre:

nahtlos gezogen in sämtlichen handelsüblichen Legierungen

Kupferrohre:

nahtlos gezogen, in allen Abmessungen

Attendorn

alte Hansestadt - 13 000 Einwohner - Höhenlage 255-540 m

Sehenswürdigkeiten: Attahöhle, schönste und größte Tropfsteinhöhle Deutschlands, Sauerländer Dom, Kreisheimatmuseum, neues Rathaus, 2 Türme der ehem. Stadtbefestigung.

Ausflugsziele: Burg Schnellenberg, größte Burganlage Südwestfalens, Gnadenkapelle und Burgruine Waldenburg, Biggetalsperre mit einem Stauinhalt von 140 Millionen cbm, Listertalsperre und Stausee Ahausen.

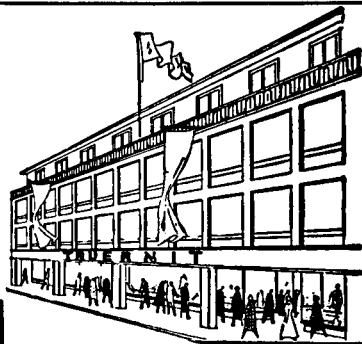
Sport: Badegelegenheit, Tennisplatz, Wasser- und Angelsport, Motorbootfahrten auf dem Biggese.

Auskünfte: Verkehrsamt Attendorn, Rathaus, Tel. 4051, 4052, 4053, 4054

Das große Bekleidungshaus des Sauerlandes

In fünf Etagen
nur
Bekleidung
für

**DAMEN
HERREN
KINDER**



A R N S B E R G

RÖHRTALER KETTENFABRIK

W. SCHULTE & Co.

Ketten aller Art

HACHEN (WESTF.)

Station: Hachen (Westf.)

Fernsprecher 240 Amt Hachen

Besuchen Sie meine neuzeitliche Ausstellung **bad + küche**

elegante
BADEZIMMER

neuzeitliche
WASCHANLAGEN

formschöne
ANBAUKÜCHEN

ERNST *Vigener*

**SANITÄR-GROSSHANDEL
ATTENDORN i. WESTF.**

Büro und Lager: In der Waldemel, Ruf Sa.-Nr. 2804
Ausstellung: Am Bahnhof

Aus dem Inhalt des „Suerländer 1968“

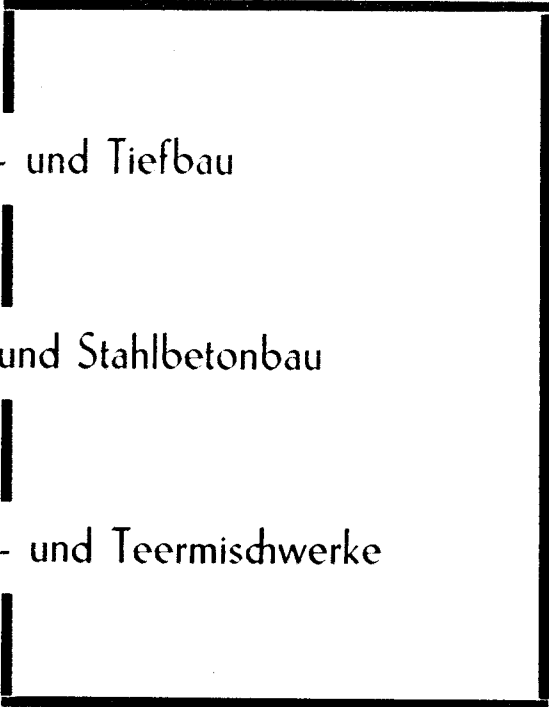
	Seite		Seite
Zum Geleit	2	1000 Schinken für Wien / Nach Dr. Lahrkamp	67
Kalendarium:	5-27	Der Lauscher am Kamin / Martha Schlinkert	69
Dr. h. c. Wilhelm Arnoldi		Böhmische Dörfer / W. Blennemann	71
Dr. Heinrich Kleine		Das geheimnisvolle Schränkchen / Josef Wittig	72
Prof. Dr. Josef Plaßmann		Die unheimliche Herberge / Josef Kamp	74
Erzbischof Dr. Caspar Klein		Was wächst, ist still (Kräuterweihe)	
Wilhelm Lienenkämper		Hermann Nolte	75
Prof. Dr. Wilhelm Storck		Das schöne Südsauerland / Ein Führer durch	
Auguste Liese		den Kreis Olpe / M. P.	76
Dr. Hans Hümmler		Heinrich Kniffka – Der Maler von der Ruhr	
Matthias Beule		M. Padberg	78
Dr. Chrysostomus Schulte		Lobpreis der Heimat / Franz Predeek	79
Hanns Busse		St. Anna in Nuttlar / Th. Tochtrop	81
Das Ohr an das Herz der Dinge legen	28	Die Rache des Kellners / Heinz Stéguweit	83
Th. Tochtrop		Der Frühlingszauberer – Dr. med. Warning	84
Der Mensch ist wieder unterwegs		Die Polizei des Waldes räumt auf	
Regierungspräsident Ernst Schlenker	30	Gustav W. Stubner	86
Sauerländer und Westfalen im Kreuzzug		Ein hartes Herz ist strafbar / Erika-Heide Zobel	87
von 1217 / Bernhard Bahnschulte	32	Unterricht bei den Tieren / Grete Schoepf	88
Demokratie heißt: Verantwortung tragen		Der Brukterergau / Dr. Otto Schnettler	89
Propst Dünnebacke	36	Schauspieler spricht Sauerländer Platt	
Der eingegrünte Hof / A. Schindlmayer	38	Fr. Schumacher	92
Langstreckenläufer hatten es nicht leicht		Die eigentümliche Dämmerung, Geschichte der	
Walter Wahle	39	Heimat in alten Büchern / F. Sch.	94
Jungfrau Barbara / Heinrich Luhmann	43	Der letzte Uhu vom Bornstein / J. W.	95
Johann Heinrich Montanus		Caspar von Fürstenberg	98
Magdalena Padberg	47	Jeder Zehnte war Hausierer (Siedlinghausen	
Mit Engeln spielt man nicht / Walter Vollmer	48	einst Hauptplatz des Eisenhandels)	100
Mittelalterlicher Streit um Holzungsrechte im		Dat Veloziped / Franz Rinsche	101
Arnsberger Wald / Ehrenfried Cartobius	53	Sehnsucht nach der Eisenbahn (1864) / T. T.	103
En Buernhuof brennt af / Hennerich Kleibuer	55	Paragraphen im Alltag	104
– – seh ich mir an, auch wenn's Mist ist – –		In der Schwerspatgrube zu Meggen	106
Untersuchungen über das Fernsehen	57	Das Wiedersehen / L. Schmidt-Nagel	108
Das verschwiegene Heimweh / Maria Kahle	59	Sauerländische Sagen	111
Westfälische Hochzeitsbräuche – – damals		Kinderheimat	114
Dr. Herbert Meckies	61	Plattdulsk in Ehren	122
Den Opfern des Krieges – Besonderheiten		Heimatliches Schrifttum	130
aus Schmallenberg / F. J.	63		
Anneliese Schmidt-Elk / Die Bildhauerin aus			
Elkeringhausen	65		

„De Suerländer“ wird herausgegeben vom Sauerländer Heimatbund für das kurkölnische Sauerland, Fredeburg. (Geschäftsstelle: Fredeburg, Postfach 2.) Schriftleiter Fritz Schumacher, Arnsberg, Eichholzstraße 48a. Druck: H. Wiesehoff (vorm. Lensing). Titelbild: Dr. Hohmann, Menden. Illustrationen: Reinhold Bicher, Grevenbrück.

Bauunternehmung

FERDINAND LAHRMANN

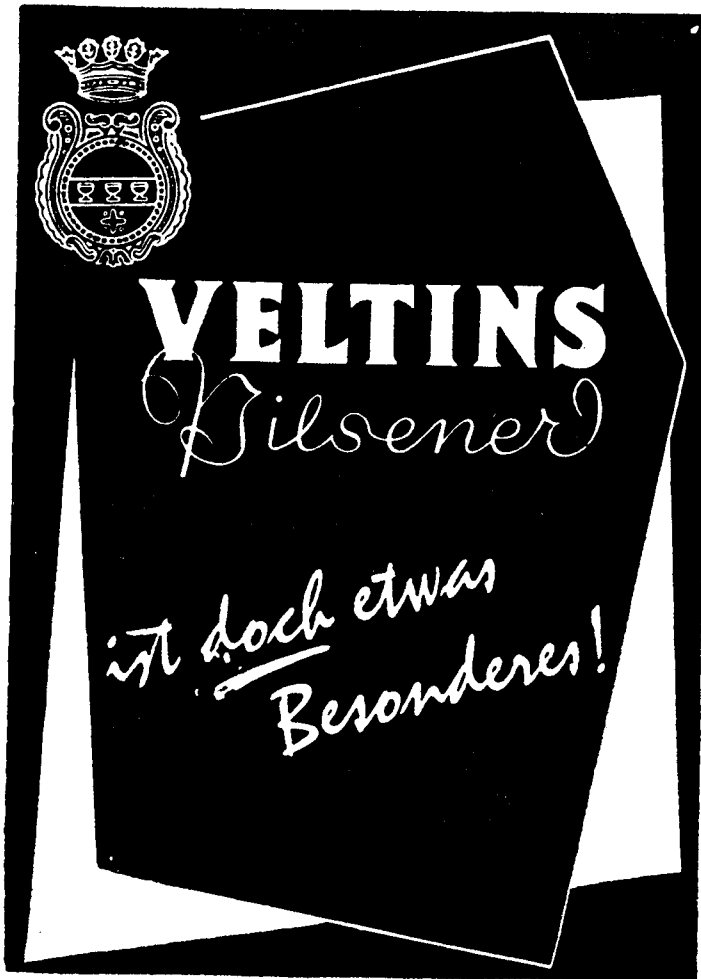
Meschede/Ruhr



Straßen- und Tiefbau

Beton- und Stahlbetonbau

Asphalt- und Teermischwerke



© Copyright Sauerländer Heimatbund